
Die
malerische u. romantische
Rhein-Pfalz

<36616473270017



DIE MALERISCHE UND ROMANTISCHE RHEIN-PFALZ

NEUSTADT A.D. HAARDT
VERLAG VON A.H. GOTTSCHICK'S BUCHHANDLUNG
(E. WITTER)

Adolf Schrödter del.

Die

malerische und romantische

Rhein-Pfalz

dargestellt in

Original-Ansichten in Stahlstich

von

Deutschlands bedeutendsten Künstlern.

Historisch-topographisch beschrieben

von

Franz Weiß.

Nach dessen Tode neu herausgegeben

von

W. Kuby,

Königl. Subrector in Neustadt an der Haardt.

Dritte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Neustadt a. d. Haardt.

Verlag von A. H. Gottschick's Buchhandlung.

(C. Witter.)



Gh. Trautmann'sche Buchdruckerei in Neustadt an der Haardt.

Vorwort.

In jenen wundervollen, heil'gen Räumen,
Wo ewig frisch die Lebensquellen schäumen,
Und Welten schaffend Gottes Odem weht,
Da, eh' die Zeit in's Dasein war gerufen,
Entschlummert' einst ein Engel an den Stufen
Des Strahlenthrons von Gottes Majestät.

Ein gold'ner Traum entzückte seine Seele,
Ihm war, als ob der Himmel sich vermähle
Mit seiner Erde; lächelnd sank die Braut
An seine Brust in brünstiger Erwarmung,
Und aus der liebeglühenden Umarmung
Erblüht' ein Bild, von Wundern überthaut.

Er schlug die Augen auf und sah hernieder,
Da stand sein Traum in hellen Farben wieder
Vor seinem Blick; er lächelt mild und sinnt.
Sanft an des Rheines Ufer hingegossen
Sieht er die Pfalz von Herrlichkeit umflossen,
Des Himmels und der Erde holdes Kind.

Dieses Land, reich an wunderschönen, reizenden Naturgemälden, wie kaum ein anderer Gau des deutschen Vaterlandes, reich an Sagen, wie der Rhein, der an seinem Rande glänzt, reich an Ueberresten einer thatenreichen Vorzeit, an Burgen und Klöstern, welche die Gipfel baum- und rebenreicher Hügel und Berge krönen, reich an geschicht-

lichen Erinnerungen, reich an üppigen Fluren, Auen, Städten und Dörfern, dieses Land hat mein seliger Jugendfreund und späterer Amtsgenosse, Franz Weiß, mit der warmen Liebe geschildert, welche den fühlenden Menschen an den heimathlichen Boden knüpft. Seine Schrift fand in allen Theilen der Pfalz, diesseits wie jenseits des Rheins, willkommene, freundliche Aufnahme.

Eins nur vermißte ich: einen zusammenhängenden Abriß der Geschichte, welcher die wichtigsten Ereignisse und Thaten, deren Schauplatz die schöne, reiche, obgleich von Feinden oft zerstampfte Pfalz war, enthalte und insbesondere die Beziehungen des Landes zu Bayern und dem Herrscherhause denen zum Bewußtsein bringe, welchen Gelegenheit und Muße fehlt, größere geschichtliche Werke zu lesen oder zu studieren. Nicht ungern entsprach ich daher, obgleich unabweisliche, anstrengende Berufsarbeiten mir abriethen, der Aufforderung des Verlegers, die 3te Auflage des hier gebotenen Werkes zu besorgen und mit den nöthigen Abänderungen und Erweiterungen zu versehen.

Was ich geändert, was ich Neues beigefügt habe, wird eine Vergleichung der verschiedenen Auflagen zeigen. Es wird eher das „zu viel“ als „zu wenig“ zu entschuldigen sein, indem das Ganze eine größere Ausdehnung bekam, als ursprünglich beabsichtigt war. Ich glaubte, die Geschichte enger zusammenfassen und des Neuen weniger beifügen zu müssen (und nur in dieser Hoffnung unterzog ich mich der Arbeit); allein der Stoff wuchs unter der Hand und konnte, ohne die Geschichte auf die trockenste

Aufzählung zu beschränken und neuere Erscheinungen unberührt zu lassen, nicht abgewiesen werden.

Durch diese Erweiterung wurde der Verleger veranlaßt, auch die Zahl der Stahlstiche in entsprechender Weise zu vermehren, damit ein Ganzes entstehe, welches der schönen Pfalz würdig sei. Er hat, aufgemuntert durch vielseitige Anerkennung und in der Hoffnung fernerer Unterstützung, nicht unbedeutende Summen an die Herstellung dieses Buches verwandt, hat tüchtige Künstler gewonnen und war bemüht, daß eine schöne Abwechselung in landschaftlichen und architectonischen Sehenswürdigkeiten erzielt und ein hinlänglicher Ersatz für die Mehrausgabe geboten werde, welche die Ausdehnung des Werkes verlangt.

Mängel der Darstellung wolle der freundliche Leser entschuldigen, eingedenk, daß die Bearbeitung unter dem Drängen der Berufsarbeiten und nicht selten nach des Tages Mühen stattfinden mußte.

Nachsichtiger Beurtheilung gewiß, übergebe ich die Schrift den Freunden der schönen Natur, der Kunst und der Geschichte, mit dem lebendigen Wunsche, daß sie ihr Scherflein beitrage, die Kenntniß unseres schönen Landes und seiner Geschichte immer weiter zu verbreiten und in den empfänglichen Herzen meiner Pfälzer Landsleute die Vaterlandsliebe zu nähren und zu erhöhen.

W. Kuby.

Erklärung des Titelbildes.

Palatia, die blonde Tochter der Germania, einfach mit einer Rose geschmückt, die Kurkrone auf dem Haupte, hält leicht im Arme den jugendlichen **Bacchus**, der aus üppigem Weinlaub emporsteigt und an das Pfälzer Wappen sich anlehnt. Sie weis't ihn hinüber über den Vater Rhein, zu den deutschen Brüdern, zunächst an das Bruderland Bayern, von wo der kräftige Gambrinus freundlich zum Trunke einladet, zur Besiegelung des uralten Bundes. — Im Vordergrund bewegt sich das rege frische Leben der Pfalz. Kleine Wesen zerstampfen den Saft der Reben; andere bringen die Schätze des Bodens und des Kunstfleißes als Gegenstände des Handels zum Rheine; die Locomotive mit den Bergschätzen des Westrichs braus't durch die Tunnel gleichfalls dem Rheine zu. Am Rande des Tunnels sitzen Berggeister, welche durch das schnaubende Ungethüm aus der Tiefe aufgescheucht, neugierig nach dem neuen Wunder schauen. — Im Hintergrunde steht der Kaiserdom zu Speyer, und weiter zurück zeigt sich in der Ferne der Gebirgzug der Haardt mit der königlichen Villa „Ludwigshöhe“, der Rietburg und der Maxburg.

Inhalts-Uebersicht.

Alphabetisches Verzeichniß der Stahlstiche.

Druckfehler.

Auf Seite 144 wolle zur Vervollständigung der letzten Zeile gelesen werden:

Jährlich mußten 1117 Klafter Holz geliefert werden, wovon General Melac im Sommer täglich ein, im Winter täglich zwei Klafter erhielt.



Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier Alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag' an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein!

Einleitung.

Sei mir gegrüßt, du Land mit dem milden blauen Himmel, der so freundlich über dir sich wölbt! Zwar bist du nur ein kleiner Fleck der Erde, aber ausgezeichnet vor vielen; noch nicht genugsam gekannt, aber werth, gekannt zu sein von Allen. Hat auch die Hand des Schöpfers dir nicht himmelanstrebende Berge geschenkt, deren Schneehäupter dem wärmenden Strahle der Sonne trotzen, durchfurchen dich auch nicht mächtige Ströme, die mit donnerndem Brausen von Fels zu Fels sich stürzen: so sind dafür sanftere Reize über dich ergossen! Auf deinen Hügeln kocht die Sonne in Ueberfluß der Traube edles Blut, und klare Bäche durchrieseln plätschernd deine Thäler und befruchten deine Gefilde. Wenn der Frühling im bunten Blüthenkleide über deine Fluren dahin geht und lächelnd sein Füllhorn ausleert; wenn aus tausend und tausend Blumenkelchen süßer Opferduft gen Himmel steigt; wenn die Amsel im grünen Hage liebend lockt und schlägt: dann darfst du kühn mit um die Palme ringen! Und doch eilen Viele noch an dir vorüber, um fremder Menschen Städte und Länder zu sehen, und werfen kaum einen flüchtigen Blick auf dich. Kennten sie dich, sie verweilten bei dir. Wie du mir erschienst in deinem Glanze, geliebtes Land, so will ich dich schildern. Die Liebe zu dir soll mir die Farben leihen, und mir den Blick schärfen, keine deiner Schönheiten zu übergehen.

Es ist eine uralte Sage, die leise durch die Jahrtausende hindurchklingt — die Forschungen der Wissenschaft erheben sie zur Wahrheit — daß vormals das ganze Rheinthal bis gen Bingen hinab einen ungeheuern See gebildet habe. Wann der gefesselte Strom seine Befreiung vollbracht und durch den Felsen-

wall einen Durchgang sich gebahnt, das liegt in der Nacht der Zeiten begraben. Als aber die Gewässer sich verliefen, da tauchte zu beiden Seiten des Strombettes ein üppiges, mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit geschwängertes Land empor. Welcherlei Menschen-Geschlecht es zuerst in Besitz genommen und bebaut, wer vermöchte das zu erkunden? Der Mund der Geschichte bleibt stumm auf solche Fragen, und Träume sind nicht Gewißheit.

Von diesem Lande bildet der bayerische Antheil der ehemaligen Pfalz, deren Namen einige Zeit von der Tafel der Ländernamen gestrichen war, aber durch König Ludwig I. im Jahre 1838 wieder erstanden ist, einen, und fürwahr nicht preislosen Theil. An den silberglänzenden Rhein sich anlehnend, dessen Kind ihre schönsten Gaue sind, bietet sie hier dem Auge die weite blühende Ebene, die in sanft anschwellenden rebenreichen Hügeln aufsteigt; dort das mit allen Reizen der Natur geschmückte Haardtgebirge; hier erhebt der Donnersberg kühn sein Haupt in die Wolken und blickt als Herrscher stolz auf die unter ihm liegenden Gaue herab; dort im Westen reiht sich, beschattet von duftenden Wäldern, Berg an Berg, mit sichtbaren Spuren des gewaltigen Kampfes, der zwischen Feuer und Wasser vor undenklichen Tagen hier stattgefunden; und fruchtbare Hochebenen, lachende Thalgründe, durchströmt von frischen Quellen, mildern das Rauhe und Wilde dieses Gebirges. Und warum sollte ich schweigen von den Schätzen, welche die Pfalz so reichlich für den Verkehr des Lebens spendet? Noch ist die Goldquelle des Rheines nicht versiegt, und manches funkelnde Goldstück spricht stolz: „So glänzen die Ufer des Rheines!" Und wenn auch die reichen Silberschachte, die in älteren Zeiten befahren wurden, jetzt verlassen liegen, so mag doch immer noch mancher Berg edle Silbererze in seinem Innern verschlossen halten, die nur auf den beschwörenden Mund harren, der sie aus der Haft der tückischen Berggeister erlöst. In die Tiefe fährt der Bergmann hinab und fördert des Quecksilbers räthselhaftes Metall, das unentbehrliche Eisen, die feuerströmende, den Verkehr und Gewerbfleiß mächtig hebende Steinkohle aus ihren unerschöpflichen Lagern in Menge zu Tag. An nutzbarem Gestein ist Ueberfluß, selbst edlere Steine entdecken sich dem Auge des forschenden Naturfreundes. Ceres und Bacchus haben ihre nährenden und des Menschen Herz erfreuenden Gaben in reicher Fülle über das Land ausgeschüttet. Feld und Wald

nähren des Wildes viel zu des Waidmanns Lust. Heerden von Rindern und Schafen, auch edle Rosse, zeigen des „Westrichs" Berge und Thäler. Und möchtest du noch zweifeln an dem Reichthum des Landes, so blicke hin auf die Menge blühender Städte und stadtähnlicher Dörfer, die ein biederes Volk bewohnt; blick' auf die sorgsam und klug gepflegten Felder, die sich in Ebenen, in Thälern, über Hügel und an Bergeshalden hinziehen, und gern wirst du gestehen: Gottes Güte waltet über diesen Gauen.

Ein Blick in die Geschichte dieses Landes wird nicht unerfreulich sein. Es gab eine Zeit, wo, wie überall im deutschen Vaterlande, als der Menschen noch wenige waren, undurchdringliche Wälder den Boden deckten, wo der wilde Ur durch das Dickicht brach, und Bären und Wölfe um die Hütten der Menschen heulten. — Rauh war Luft und Land, rauh, wie diese, der Menschen Art, aber schlicht und bieder der Charakter. Tapferkeit, Gastfreundschaft, Treue und Redlichkeit, Liebe zu Kampf und kühnen Thaten waren die an unsern Ahnen gepriesenen Tugenden; Hang zu Trunk und leidenschaftliche Spielsucht ihre Fehler. — Sagt Tacitus von den alten Germanen, daß bei ihnen gute Sitten mehr vermochten, als anderswo gute Gesetze, so gilt dies sicher auch von den deutschen Urbewohnern unserer Pfalz.

Nur leise, unsichere Kunde klingt uns aus jenen fernen Zeiten entgegen. Keltische und germanische Stämme kämpften um Besitz und Herrschaft des Landes, bis letztere den Sieg errangen. Vangionen um den Donnersberg, in der Gegend von Worms (Bormetomagus) und Frankenthal, Nemeter um Speyer (Augusta Nemetum), Tribokker weiter südlich und im Elsaß, werden uns unter den ersten Germanen genannt, welche das Land bewohnten. Die Mediomatriker, deren Hauptort Metz (Mettis) war, wohnten im Westen.

Im ersten Jahrhundert v. Ch. schlossen sich diese Stämme, insbesondere die Nemeter, dem Sueven-Könige Ariovist auf seinem Zuge in das Innere Galliens an. Ariovist aber litt, ungeachtet er sagen konnte, „noch nie hat Jemand mit mir gestritten außer zum eigenen Verderben", und ungeachtet der unglaublichen Tapferkeit seines Heeres, durch Cäsar's, des großen Römers, Kriegskunst eine so schwere Niederlage, daß er sich auf einem Kahne über den Rhein retten mußte, und Tausende

seiner Leute entweder durch das Schwert der Feinde oder in den Fluthen des Rheines ihren Tod fanden. Wilde Tapferkeit vermag nichts gegen geordnete Heeresmacht!

Von dieser Zeit an oder bald nachher mußten die Germanen am linken Ufer dieses großen deutschen Stromes, wie ihre westlichen gallischen Nachbarn, die Oberherrschaft der siegreichen, weltbeherrschenden Roma anerkennen. Sie erhielten römische Legionen als Besatzungen, römisches Recht, römische Institutionen; Castelle wurden angelegt, Altäre errichtet, Dörfer und Städte gegründet. Noch manche Ueberreste und Namen sind stumme Zeugen dieser Herrschaft. Wir erinnern nur an Drusi Villa, Drusweiler, Tabernae (Rhenanae), Rheinzabern, Tabernae (Montanae), Bergzabern, Belli Campus, Billigheim, in der Mundart des Volkes Billikam genannt, (Vicus Julius bei Germersheim?).

Unter den Römern entwickelten sich die bereits vorhandenen Keime der Cultur; die Städte mehrten sich und erlangten durch Handel größere Ausdehnung und neuen Wohlstand; Straßen wurden angelegt und Brücken gebaut; der Ackerbau nahm neue Pflanzen auf: Obstbäume und Reben wanderten aus dem Süden, wo der Falerner und Massiker wuchs, an die Ufer des Rheines. — Aber mit der römischen Cultur schlich sich auch die römische Sittenverdorbenheit ein, welche das schon im 2. Jahrhundert hierher verpflanzte Christenthum, das nur in Formen bestand und die Herzen noch nicht mit seiner heiligenden Kraft durchglüht und gereinigt hatte, nur wenig zu mindern und zu mildern vermochte. „Ibi praecipue vitia, ubicunque Romani.“

Auch die blutigen Kriege, welche die Römer unablässig führten, um nicht blos die beute- und kriegslustigen kühnen Germanen vom Ueberschreiten des Rheines zu hindern, sondern auch in den überrheinischen Gauen ihre Adler fliegen und herrschen zu lassen, wirkten nachtheilig, oft verderblich auf unser Land. Vom Rheine aus unternahm Drusus, des Kaisers Augustus kriegserfahrener, edler Stiefsohn, mehrere Züge über den Rhein. Ihm folgte sein eben so tapferer, aber zu List, Verstellung und Grausamkeit geneigter Bruder Tiberius und sein vortrefflicher Sohn Germanikus. Ihnen gelang es zwar nicht, an der Weser und der Elbe der römischen Herrschaft neue, feste Sitze zu gründen, wohl aber, den Rhein, wie die Donau, zu Grenzen

ihres unermeßlichen Reiches zu machen oder zu erhalten. (12 v. Ch. — 17 n. Ch.)

Unser Land war römisch und blieb es Jahrhunderte lang, bis die germanischen Stämme, innere Zerwürfnisse vergessend, ihre Kräfte in mächtigen, unwiderstehlichen Völkerbünden vereinigten, um nicht blos das Innere Deutschlands vom römischen Joche frei zu halten, sondern auch den Stammgenossen im Süden der Donau und im Westen des Rheins ihre nationale Freiheit wieder zu erringen. Bald mußten die römischen Legionen vor deutscher Tapferkeit weichen, und gelang es auch den Kaisern Julian (361—363) und Theodosius durch ihre Siege über die Germanen noch einmal, ihres Reiches Grenzen bis an die Ufer der Donau und des Rheins zu rücken, so wurden doch bald die Angriffe der „Barbaren" immer gefährlicher und zuletzt unaufhaltsam. Vandalen, Sueven und Alanen ziehen in großen Heeresmassen über den Rhein nach Gallien und Spanien; der Bund der Alemannen, schon Herr des Landes zwischen Rhein und Lech, besetzet Alsacia, das jetzige Elsaß, wo heute noch die alemannisch-schwäbische Mundart ihre Herrschaft behauptet; am Nieder- und Mittelrhein dehnen sich die Franken abwärts bis zum Meere und immer weiter nach Westen aus. Das Land am linken Ufer des Rheins hörte für immer auf, römisch zu sein. Ja, der römische Kaiserthron selbst wankt und fällt durch der Germanen erschütternde Hand. (476 v. Ch.)

Auf den Trümmern Roms erheben sich nun neue romanische und germanische Reiche. Das mächtigste unter den letzten ist das Reich der Franken, von dem Merowinger Chlodwig (486) gegründet. Dieser gewaltige, leider vor keinem Mittel zurückschreckende König schlug, nach andern Siegen, auch die Alemannen (bei Zülpich 496) und drängte sie bis zur Murg und Sur südwärts zurück, so daß auch unsere Pfalz ein Theil des Frankenreichs wurde, und Franken nebst den Resten der nie ganz verschwundenen früheren Bewohner und späteren Einwanderern als das Stammvolk der Pfälzer zu betrachten sind. Daher ist fränkisch der Pfälzer Sitte, Charakter und Sprache. —

Unser Land stand nun unter der Herrschaft der fränkischen Könige, aus dem Geschlechte der Merowinger, unrühmlichsten Andenkens. Von diesen haben sich mehrere nur um die Kirche Verdienste erworben; so schon Chlodwig, der Gründer der Dynastie, welcher sich gleich nach der Schlacht bei Zülpich, in

welcher er, von Gefahren umstürmt, das Gelübde gethan hatte, Christ zu werden, zu Rheims von dem Bischofe Remigius mit 3000 Großen seines Reiches nach römisch-katholischem Ritus taufen ließ; dann Chlotar II., dem die Gründung des Speyerer Bisthums zugeschrieben wird, und Dagobert I., II. und III., Sigebert II. und Childerich II., welche theils die Bisthümer zu Speyer und Worms, theils die Abtei Weißenburg und das Stift Klingenmünster reichlich beschenkt haben sollen. —

Unter den Karolingern gehörte unsere Pfalz zu dem Theile des fränkischen Reiches, welcher Austrasien, auch Ostfranken und deutsches Franken genannt wurde. Während andere Länder Deutschlands, namentlich Bayern, schon jetzt ihre Landesherzoge haben, findet man in den fränkischen Rheinlanden hiervon keine Spur. Die Könige selbst üben durch Stellvertreter und Beamte die Herzogsgewalt, und weilen viel und gern in diesen Gauen. Hier haben sie ihre schönsten Villen und ausgedehntesten Güter. So waren königliche Villen und Pfalzen zu Ingelheim, Kreuznach, Nierstein, Dienheim, Oppenheim, Albsheim, Odernheim, Speyer, Lautern, Wolfstein und auf dem „Abrinsberg (h. Berg) bei Heidelberg" u. s. w. „Karl der Große", sagt Häusser, „ließ die frankischen Lande mit sichtbarer Vorliebe als eigentlichen Kern der großen Monarchie hervortreten; hier sehen wir ihn am öftesten von seinem vielbewegten Leben sich erholen; die glänzendsten Reichstage wurden hier gehalten und eine Reihe berühmter Königspfalzen, aus denen sich zum Theil mächtige Sitze des Bürgerthums erhoben, verherrlichten die Ufer des Rheins." An Allem, was Karl, groß als Mensch, Krieger, Regent und Familienvater, zum Heil der seinem Scepter anvertrauten Völker, insbesondere für Cultur, Sprache, sittliche Hebung und Einigung des deutschen Volkes Großes geschaffen hat, nahm unser Land den ersten Antheil. Der große Mann hatte auch seine großen Fehler; gern aber vergißt sie der Menschenfreund und gedenkt nur des Guten.

Das Rheinland sah das karolingische Haus auf seiner Höhe; es sah aber auch bald dessen Erniedrigung. Es sah, wie die Brüder gegen einander in blutigen Kriegen wütheten, und Königssöhne den auf dem „Lügenfeld" von Allen verlassenen Vater gefangen nahmen und ihn zwangen, den Purpur mit dem Kleide des büßenden Sünders zu vertauschen; wie dieser unglückliche,

schwache, gutmüthige Regent, Ludwig der Fromme, auf einer Insel des Rheins, „im Angesicht der hundertsäuligen Königspfalz zu Ingelheim gebrochenen Herzens starb"; wie Karl der Dicke, der fast alle Länder seines großen Ahnherrn, das cisjuranische Burgund und die spanische Mark abgerechnet, wieder unter seinem Scepter vereinigte, zu Tribur als unwürdig des Thrones entsetzt wurde; es sah, wie unter der Herrschaft eines „Kindes" das Reich der Auflösung nahe kam.

Nach Ludwig dem Dicken nämlich bestieg dessen Neffe, Herzog Arnulf von Kärnthen, aus dem bayerischen Nebenstamme der Karolinger, den deutschen Königsthron (887—899). Dieser kräftige, tapfere König erfocht glänzende Siege über auswärtige Feinde, die Mähren und vorher nie besiegten Normannen, mußte aber den Großen des Reiches, weltlichen und geistlichen Fürsten, Rechte einräumen, welche Deutschland völlig zu spalten und die Königsgewalt zu einem bloßen Schatten zu machen drohten. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Kinde, nahm daher Selbsthülfe und Gewaltthätigkeit außerordentlich überhand, so daß in allen Gauen Deutschlands, insbesondere auch hier in den Landen am Rhein, nur das Faustrecht Geltung hatte. Ludwig's schwache Regierung war ebensowenig im Stande, der Unordnung und Verwirrung des Faustrechts zu steuern, als den verheerenden Raubzügen, welche die Magyaren oder Ungarn nach Bayern, Sachsen und Thüringen unternahmen, einen kräftigen Damm entgegenzustellen. „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!"

So ging das Werk Karl's des Großen in dieser Zeit der Verwirrung unter Ludwig, dem Letzten seines Geschlechtes, dem Ende entgegen.

Deutschland bedurfte einer kräftigen Hand, welche die Zügel des Reiches ergreife. Die Wahl fiel auf Conrad, Herzog von Franken, der als Conrad der Erste den deutschen Königsthron bestieg (911—918). Von nun an war Deutschland ein Wahlreich, was zur Zersplitterung desselben sehr viel beitrug und überhaupt, obgleich man bei der Wahl „dem Blute" zu folgen pflegte, alle Nachtheile im Gefolge hatte, welche mit dem Wählen der Inhaber der höchsten Regierungsgewalt verbunden sind.

Conrad stellte die Ordnung möglichst wieder her, fand aber bei den mächtigen Herzogen oft unüberwindlichen Widerstand. So gelang es dem Herzoge Heinrich von Sachsen,

des Königs Heer zu schlagen und seinem Hause eine Macht zu erwerben, welche alle anderen weit überragte, und Conrad konnte nicht verhindern, daß Lothringen, d. i. „das Land der Franken am linken Mittel- und Niederrhein", sich an Frankreich anschloß.

Conrad fand bald, daß die Macht seines Hauses zu schwach war, die Reichseinheit und das Recht aufrecht zu erhalten, so wie den Frieden im Innern und nach Außen zu sichern; er lenkte daher auf dem Todtenbette edelmüthig die Wahl nicht auf seinen Bruder, sondern auf seinen mächtigen Feind, Heinrich von Sachsen, den Vogelsteller oder Finkler.

So bestiegen Heinrich I., Otto I., Otto II., Otto III. und Heinrich II. aus dem sächsischen Herrscherhause den deutschen Königsthron (918—1024).

Heinrich I., der sich nicht salben ließ, damit die weltliche Königsmacht von der Geistlichkeit unabhängig erscheine, machte dieselbe auch von dem Einfluß der Fürsten möglichst frei. Er schlug die Ungarn, drängte die Dänen und Slaven zurück und brachte Lothringen wieder zu Deutschland. Auch zur Entstehung vieler Städte und des Bürgerstandes wurde durch ihn der Grund gelegt.

Die Krönung und Salbung seines Sohnes Otto des Großen fand 936 zu Aachen mit außerordentlichem Pompe statt. Beim Krönungsmahle verrichteten die höchsten weltlichen Fürsten persönlich das Amt eines Erztruchseß, Erzmundschenken, Erzkämmerers und Erzmarschalls. Seine Macht zu befestigen, verlieh er die erledigten großen Lehen seinen Verwandten: Bayern seinem Bruder Heinrich, Lothringen seinem Schwiegersohne Conrad nud Schwaben seinem Sohne Ludolf. Er schlug die Dänen über Schleswig nach Jütland, bezwang die Ungarn, welche prahlten, daß ihre Rosse die Flüsse austrinken und die Städte mit den Hufen zertreten würden, durch die Tapferkeit der vereinigten Bayern, Franken, Schwaben und Sachsen für immer.

Er erwarb sich in Oberitalien die „eiserne" Krone der Lombarden und in Rom die römische Kaiserkrone, welche von nun an ununterbrochen beim deutschen Reich blieb. Unter ihm strahlte die Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation, welcher, wie der Papst im Geistlichen, im Weltlichen das Oberhaupt der Christenheit, ja der ganzen Erde sein sollte, in ihrem schönsten Glanze.

Die beiden folgenden Otto, gleichfalls Zierden des deutschen Volkes, verzehrten ihre besten Kräfte in Kämpfen um die bittern

Früchte Italiens. Der zweite Otto schlug den König Lothar von Frankreich, welcher Lothringen wegnehmen wollte, von Aachen bis Paris zurück und zwang den König, auf Lothringen, den fortwährenden Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland, zu verzichten. Auch unter dem dritten Otto wurde ein Angriff, den die Franzosen auf Lothringen machten, erfolgreich zurückgeschlagen.

Mit Heinrich II., Herzog von Bayern, starb der sächsische Stamm aus. Dieser Kaiser, wegen seiner Frömmigkeit auch der Heilige genannt, entriß, obgleich er seinen Vorgängern an Thatkraft nachstand, den Polen das von ihnen eroberte Böhmen wieder, stiftete das Bisthum Bamberg, stellte die hier und da in Deutschland gestörte Ordnung wieder her und legte, ohne es zu ahnen, den Grund zum Normannenreich in Unteritalien, an welchen die späteren Kaiser in ihren Kämpfen mit den Päpsten sehr gefährliche Gegner erhielten. —

Nach den Sachsen trugen die fränkischen oder salischen Herzoge, Conrad II., Heinrich III., IV. und V. ein Jahrhundert lang, von 1024 bis 1125, die deutsche Königs- oder Kaiserkrone. Es waren, mit Ausnahme Heinrich's IV., durch Kraft und Herrscherklugheit ausgezeichnete Regenten, deren Hauptbestreben dahin ging, Deutschlands Kraft zu vereinigen und die Unabhängigkeitsgelüste allzu mächtig gewordener Herzoge, Fürsten und Bischöfe niederzuhalten. Heinrich III., ein ebenso thätiger, als gerechter und frommer Kaiser, ging sogar mit dem Plane um, Deutschland zu einer Erbmonarchie zu machen.

Diese Kaiserreihe hat eine besondere Wichtigkeit für unser Land. Ihr Stammvater ist Graf Conrad der Rothe, der in den Rheinlanden eine sehr ausgedehnte Macht besaß; „denn nicht nur im Wormsgau", erzählt Häusser, „im Speyergau und Nahegau war er Graf, sondern auch der Oberrheingau und Lobdengau (vom Rhein bis zur Elsenz, von Wiesloch bis Weinheim ꝛc.) standen unter seiner Verwaltung, und im Bliesgau im Westrich besaß er Lehen; es dehnte sich also seine Gewalt über den größten Theil der späteren pfälzischen Lande aus. Auch ohne die herzogliche Würde (welche in Franken erledigt war und von König Otto I. nicht wieder von Neuem verliehen wurde) stand Conrad durch ererbten Familienbesitz und seine ausgebreiteten Grafenrechte kaum einem Herzoge nach; die Herrenrechte, welche er allein in der Stadt Speyer besaß, die Salzsteuer,

Bechsteuer, Weinsteuer und andere Regalien, welche er mit nicht unbedeutenden Gütern (946) freigebig an die Speyerer Kirche verschenkte, lassen uns im Allgemeinen beurtheilen, wie weit verzweigt der ererbte Besitz dieses Hauses gewesen ist. Namentlich in den rheinischen Städten Mainz, Worms, Speyer waren die Hausgüter Conrad's sehr ansehnlich; seine Stellung war von der eines Herzogs verschieden, aber nicht viel unbedeutender, sondern eher, weil sie auf ererbtem Besitz ruhte, um so gesicherter." Der gewöhnliche Aufenthalt der Grafen war in Worms, weßhalb sie später auch zuweilen „Herzöge von Worms" heißen. —

Conrad erhielt von Kaiser Otto mit der Hand seiner Tochter Luidgard das Herzogthum Lothringen und ward so einer der mächtigsten Fürsten. Später, von seinem Schwiegervater Otto abgefallen, verlor er Lothringen und behielt nur seine Erbgüter in Rheinfranken. Seinen Tod fand er als Held in der furchtbaren Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. Sein Leichnam wurde in Worms bestattet.

Sein Sohn, der wie sein Großvater Otto hieß, erhielt von Kaiser Otto II., das Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona, in deren Besitz ein öfterer Wechsel stattfand. Unter ihm wurden die Kirchen reich beschenkt. So trat er an seinen Vetter, Kaiser Heinrich II. sein väterliches Erbgut zu Worms ab, um es in Kirchengut zu verwandeln, das Benedictinerkloster St. Lambrecht (jetzt ein reicher Fabrikort) wurde gegründet und reich dotirt. Durch solche Stiftungen, so wie andere Schenkungen und Theilungen wurden die reichen Besitzungen des Conrad'schen Hauses allmälig sehr geschmälert.

Von Otto's Söhnen, den Enkeln Conrad's des Rothen, die sich in die Güter des Speyer- und Wormsgaues theilten, hinterließ jeder einen Sohn, welcher Conrad hieß. Dies waren jene 2 Conrade, welche nach dem Erlöschen des sächsischen Mannsstamms als Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auftraten, und von denen der ältere als Kaiser Conrad II. von 1024 bis 1039 unter den größten deutschen Regenten glänzt. Er vereinigte auf seinem Haupte die lombardische, römische und die burgundische Krone, so daß sein Scepter neben Deutschland und Italien auch über das arelatische Reich, Savoyen, die Schweiz, Dauphine, Franchecomte, Mömpelgard und die Provence bis an das mittelländische Meer reichte. Er bestätigte den von der Geistlichkeit eingeführten „Gottesfrieden" und machte die Lehen erblich. Nach

seinem zu Utrecht 1039 erfolgten Tode wurde seine Leiche nach Speyer gebracht, wo sie jetzt in dem herrlichen Dome ruht, zu welchem er den Grund gelegt hatte.

Seine Erbgüter hier am Rheine um Speyer und Worms rc. blieben seinen kaiserlichen Nachfolgern, Heinrich III., dem unglücklichen Heinrich IV. und Heinrich dem V. Daher blieben unsere Gaue der Lieblingsaufenthalt dieser mächtigen salischen Herrscher. Aus unserem Lande waren sie hervorgegangen, hier wohnten sie in ihren prachtvollen Pfalzen, hier, in der Kaisergruft zu Speyer, welcher die Pietät eben jetzt eine würdige Herstellung und Ausschmückung geweihet, ruhen ihre Leiber.

Nach dem Tode des letzten Saliers, Heinrich's V., gingen die Besitzungen an dessen Schwestersöhne, die in Schwaben und Franken herrschenden Hohenstaufen, Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken, über, — von denen letzterer als Conrad III. im Jahre 1138 den deutschen Kaiserthron bestieg und bis 1152 männlich regierte. Unter ihm fand die Belagerung von Weinsberg statt (Weibertreue).

Sein Bruder Friedrich von Schwaben hinterließ zwei Söhne; der ältere, Friedrich, ist der hochberühmte Kaiser Barbarossa (1152—1190), der in unserer Pfalz, namentlich in seinem prachtvollen Schlosse zu Lautern (Kaiserslautern) so gern verweilte; der jüngere ist Conrad, mit welchem die eigentlich pfälzische Geschichte ihren Anfang nimmt. Diesem Conrad übertrug Barbarossa die pfalzgräfliche Würde, welche er Hermann von Stahleck (bei Bacharach), weil dieser als Friedensstörer zur entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt worden war, entzogen hatte. So kam die rheinländische Pfalzgrafenwürde an das Haus der Hohenstaufen.

Von jetzt an gibt es ein pfälzisches Gebiet, das in der Hand eines durch seine Familienverhältnisse so mächtigen Fürsten, wie es Conrad von Hohenstaufen war, eines der wichtigsten von Deutschland wurde.

Gelegenheiten, dasselbe zu erweitern, seine zerstreuten Theile zu arrondiren, sollten sich bald finden und wurden nicht versäumt.

Seinen Hauptsitz hatte Conrad in einer spurlos verschwundenen Burg auf dem Jettenbühel bei Heidelberg, das noch ein unbedeutender Fischerort war und sich jetzt bald zum Range einer Stadt erhob. In seinem Besitze war nicht bloß sein väterliches Erbgut auf beiden Seiten des Rheins und am Neckar rc.,

sondern auch die Güter seiner Mutter, einer Gräfin von Saarbrück; auf ihn ging außerdem die Vogtei, das Erzstift Trier mit ausgedehnten Gütern an der Mosel, die Burg Stahleck mit Bacharach und den angrenzenden Orten, ferner die Lehensherrlichkeit über einen Theil des Jülich'schen Landes über. „Vorrechte und Vogteiansprüche über eine Reihe von Stiftungen und Klöstern hafteten an der Würde ohnedies; neue Vergrößerungen fügte sein Bruder Kaiser Friedrich hinzu." So wurde Conrad einer der bedeutendsten Fürsten Deutschlands, seine Pfalzgraffschaft ein Fürstenthum.

Nach Conrad, welcher 1195 zu Heidelberg starb, kam die Rheinpfalz an Heinrich den Welfen, Herzog von Braunschweig, welcher mit Agnes, Conrad's einziger Erbin, vermählt war und in demselben Jahre, in welchem er die Pfalzgraffschaft empfing, von seinem Vater, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Braunschweig erbte.

Dieser Welfe Heinrich hatte kein glückliches Loos. Er war der Enkel Heinrich des Stolzen, Herzogs von Bayern, welchem Kaiser Lothar II., um sich gegen die Hohenstaufen zu stärken, mit der Hand seiner Tochter Gertrud auch das Herzogthum Sachsen verliehen hatte. Das Haus der Welfen stand damals auf dem Gipfel seiner Macht, zumal es 1133 auch die Besitzungen der Markgräfin Mathilde von Tuscien als Lehen erhalten hatte, aber bald neigte sich sein Stern zum Niedergang. Der nachfolgende hohenstaufische Kaiser Conrad III. (1138—1152) hatte Heinrich den Stolzen, weil dieser sich weigerte, eins seiner Herzogthümer herauszugeben, zu Würzburg in die Reichsacht erklärt und beide Herzogthümer eingezogen. Später erhielt zwar Heinrich's des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, zuerst das Herzogthum Sachsen, und dann auch Bayern wieder (jedoch ohne die Mark Ostreich), hatte aber, weil er dem Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) die Heeresfolge gegen die lombardischen Städte verweigert hatte und die Niederlage des kaiserlichen Heeres bei Legnano (1176) verschuldet haben sollte, das Schicksal seines Vaters, in die Reichsacht erklärt zu werden und beide Herzogthümer zu verlieren (1180).

Diese Herzogthümer gingen auch für den Erben des „Löwen", unsern Pfalzgrafen Heinrich, verloren. Das Herzogthum Bayern wurde vom Kaiser dem tapferen, treuen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem rettenden Helden von Verona,

als erbliches Lehen gegeben; Sachsen wurde zerstückelt (1180). Dazu kamen noch Verluste in der Pfalzgrafschaft selbst. Heinrich nahm nämlich an einem Kreuzzuge Antheil und mußte, um sich die hierzu nöthigen Mittel zu verschaffen, die Grafschaft Meyenfeld an die Grafen von Sponheim verpfänden und mehrere Orte bei Kreuznach verkaufen. Auch die Vogteirechte über die Trier'sche Kirche gab Heinrich damals dem Erzbisthum zurück.

Die rheinische Pfalzgrafschaft trat Heinrich schon 16 Jahre vor seinem Tode an seinen einzigen Sohn, Heinrich den Jüngeren, ab, um sich ganz nach seinen braunschweigischen Erblanden zurückzuziehen. Außer seinem Sohne waren aus der Ehe mit Agnes zwei Töchter hervorgegangen, Irmengard, die Gemahlin Herrmann's von Baden, und Agnes, später vermählt mit Otto dem Erlauchten. Da Heinrich der Jüngere sehr früh starb (1214), ohne Kinder zu hinterlassen, so ward Ludwig von Bayern, aus dem Hause Wittelsbach, 1214 mit der pfalzgräflichen Würde belehnt.

Um aber auch in den Besitz der pfälzischen Erbgüter zu kommen, verlobte Ludwig seinen Sohn Otto (den Erlauchten) noch in demselben Jahre mit der Pfalzgräfin Agnes; die Vermählung fand erst 1225 statt.

So ging die Pfalz, bald nach Bayern, an das Haus Wittelsbach über, welches noch heute glorreich mit königlicher Majestät über diese Länder herrscht.

„Das Haus Wittelsbach", sagt Häusser, „ist die bedeutendste der neuen Familien, welche nach dem Untergange der Billinger, Salier, Hohenstaufen und nach dem Riesenkampfe der Welfen und Waiblinger blühend und mächtig hervortauchen." „Der mächtigste Herrscher aus dem schwäbischen Kaiserhause, Friedrich I., hat im Cabinet wie im Felde keinen Vertreter, der an ritterlicher Kraft, Gewandtheit und kühnem Muthe seinem Otto von Wittelsbach gleich käme." „So traten denn die Wittelsbacher nach dem Fall der Welfen 1180 in das große Erbtheil ihres Besitzes ein, und kein Nachkomme Heinrich's des Löwen gelangte mehr zum Besitz von Bayern."

„Die Wittelsbacher waren aber schon lange, ehe sie das bayerische Herzogthum erhielten, unter den Geschlechtern Bayerns durch Geburt, Ansehen und Reichthum hervorragend"; sie führen

ihre Abkunft auf den Schyren Luitpold, Markgrafen von Ostbayern, zurück, welcher seinen Tod als tapferer Held in einem 3 Tage wüthenden Kampfe gegen die Ungarn fand und von den alten bayerischen Volksherzogen aus dem Geschlechte der Agilolfinger (554—788) abstammt. „Sie besaßen das mächtige Richteramt in Bayern, und jener Otto ist schon der Fünfte seines Namens, der diese Würde trägt. In ihrem alten Schloß Scheyern, später zu Wittelsbach, hausen sie als mächtige Herren über einen großen Theil des bayerischen Landes, und als Friedrich I. den Pfalzgrafen Otto zum Herzog erhebt, erscheint das mit Recht nur als eine Rückkehr zu den alten Nationalherzogen, nach einer Fremdherrschaft von mehreren Jahrhunderten."

Ludwig von Bayern (Ludwig I.) war der Sohn Otto's, des ersten Herzogs aus dem Geschlechte von Wittelsbach; er stand, wie sein Vater, auf der Seite der Hohenstaufen, und diesem Umstande verdankte er, daß die hohe Würde eines Pfalzgrafen bei Rhein auf sein Haus überging.

Gegen Ludwig empörten sich Anfangs die Pfälzer, und er gerieth sogar in deren Gefangenschaft. Bald aber war die Ordnung hergestellt und der neue Landesherr konnte sich der Sorge für das Land ungestört widmen. Im Jahre 1225 wurde sein Sohn Otto mündig und feierte, wie oben bemerkt, seine Vermählung mit Agnes. Drei Jahre später wurde ihm die Pfalzgrafschaft übertragen.

Von nun an lebte Ludwig zu Kelheim, wo er von der Hand eines Verruchten, als er sorglos über die Brücke ging, meuchlings ermordet wurde (1231). Von diesem Orte hat er den Beinamen „der Kelheimer." Sein Sohn Otto I. (der Erlauchte, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern 1228 bis 1253), lebte gewöhnlich in Heidelberg und hatte 3 Jahre die Regierung der Pfalz selbstständig geführt, als der Tod seines Vaters ihn auch in den Besitz Bayerns brachte. Von nun an wurde seine Thätigkeit durch sein Herzogthum Bayern, vornehmlich wegen Fehden mit Oestreich, und durch die zerrütteten Reichsverhältnisse, Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und den Bischöfen so sehr in Anspruch genommen, daß er seine Pfalz nur selten sah.

Mit Kaiser Friedrich II. stand Otto in so freundlichen Beziehungen (die jedoch einmal ganz zerrissen wurden), daß er

sein 6jähriges Töchterchen Elisabeth mit des Kaisers 9jährigem Söhnchen, dem nachmaligen Kaiser Conrad IV., verlobte. Aus dieser Ehe ging der unglückliche Hohenstaufe hervor, mit welchem dessen berühmtes Geschlecht auf dem Blutgerüste enden sollte.

Otto's Regierung in der Pfalz war im Ganzen eine ruhige. Doch führte er einmal Krieg, und zwar mit dem Erzbischofe von Mainz wegen der Güter des Klosters Lorsch, auf welches die Pfalzgrafen Vogteirechte hatten. Er belagerte den Erzbischof in Mainz, aber die Belagerung, wie der ganze Krieg, blieb ohne wesentlichen Erfolg. An den Gütern bekam Otto keinen Theil; nur seine Vogteirechte wurden in einem Vergleiche anerkannt und bestätigt. Dagegen vereinigte er die Hälfte der Grafschaft Katzenelnbogen mit seinem Lande.

Otto war 47 Jahre alt, als er nach einem thatenreichen, vielbewegten Leben im Jahre 1253 vom Tode überrascht wurde. Er starb im Banne wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den heldenmüthigen Kaiser Friedrich II., und sein Leichnam durfte erst 1265 in geweihter Erde begraben werden.

Otto hinterließ zwei Söhne, welche nach kurzer gemeinschaftlicher Regierung 1255 das Land unter sich theilten. Der ältere, Ludwig II., der Strenge, erhielt Oberbayern und die Pfalz am Rhein, Heinrich erhielt Niederbayern.

Ludwig wohnte bald in München, bald in Heidelberg. Was seine pfälzischen Besitzungen betrifft, so war seine erste Sorge, dieselben zu erweitern und zu arrondiren; denn sie lagen weit auseinander, an der Haardt, an der Bergstraße, am Neckar, an der Nahe, am Rhein; Stahleck und Stahlberg, Bacharach und Caub ꝛc. gehörten zu seinem Gebiete. Eine nicht unwichtige Gebietsvergrößerung gewann er durch die Besitzungen Conradin's, seines Neffen, welcher ihm für den Fall seines Todes schon in früher Jugend alle seine Güter zugesagt und davon später, als er seinen verhängnißvollen Zug nach Neapel antrat, einen Theil für 2000 Mark verpfändet hatte. Dazu gehörten diejenigen, im nördlichen Bayern gelegenen, ehemals hohenstaufischen Orte, welche nachher den Hauptttheil der Oberpfalz ausmachten, unter andern Amberg, Vilseck, Neumarkt u. s. w.

Als Conradin 1268 auf Befehl Karl's von Anjou, des Usurpators, unter dem Schwerte des Nachrichters sein junges Leben ausgehaucht hatte, und mit ihm die Hohenstaufen untergegangen waren, trat ein „Zwischenreich", jene kaiserlose, anar-

chische Zeit ein, während welcher die Verwirrung im deutschen Reich den höchsten Grad erreichte. Rudolph von Habsburg (1273 bis 1291) ward erkoren, nachdem Pfalzgraf Ludwig einige Zeit das Reichsverweseramt bekleidet hatte, der Verwirrung ein Ende zu machen, und es gelang ihm, Ruhe und Ordnung herzustellen, die Raubritter, besonders am Rhein, in Bayern und Schwaben zu züchtigen und ihre Raubnester zu zerstören.

Mit diesem mächtig gewordenen, wegen seiner Gerechtigkeit und Freundlichkeit hoch verehrten ritterlichen Kaiser, dem Gründer des östreichisch-habsburgischen Hauses, trat Ludwig in die innigste Verbindung; er wurde, wie Rudolph selbst sagt, „die unerschütterliche Säule seiner Herrschaft“ und verheirathete sich mit Rudolph's Tochter Mechthilde. So schlossen die Bande der Verwandtschaft das Haus Wittelsbach auch an die neue Kaiserfamilie. — Unter der Morgengabe, welche Mechthilde von ihrem Vater erhalten hatte, werden unter anderen die Orte Winzingen, Wachenheim und Wolfsberg genannt. Diese versprach Ludwig später der Verlobten seines Sohnes, einer Tochter des Herzogs von Lothringen, und wollte noch Elmstein, Friesenheim, Neckarhausen und die Höfe Dornheim und Mannheim hinzufügen. Seine Gemahlin Mechthilde sollte durch Ortschaften an der Bergstraße und mit der Belehnung von Heidelberg selbst entschädigt werden. Die beabsichtigte Ehe kam aber nicht zu Stande, da der Bräutigam auf einem Turnier in Nürnberg das Leben verlor.

Ludwig gehörte als Landesfürst mehr der Pfalz als Bayern an; denn er war ein geborener Pfälzer und nahm gerade in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf eine sehr wichtige Stellung im Reiche ein; auch besaß er von Bayern nur die Hälfte.

Seiner Verwandtschaft mit Rudolph von Habsburg verdankte es Ludwig, daß ihn Rudolph mit allen Reichslehen, die er besaß, und außerdem mit der erledigten Grafschaft Moosburg belehnte und ihm bei seiner Anwesenheit in Speyer viele Güter in Friesenheim schenkte. Dazu kam, daß alte Lehen erneuert wurden, Worms z. B. seine Belehnung mit Schloß und Stadt Heidelberg erneuerte, und das Kloster Weißenburg ihm Alles, was die Vorfahren besessen hatten, wieder übertrug. Ferner kaufte Ludwig vom Markgrafen von Baden das Amt Lindenfels im Odenwald und das Amt Bretten; Nusloch vom

Grafen Lichtenau und die im Bruchrein gelegenen Ortschaften Reilingen, Hockenheim u. s. w. vom Bisthum Speyer.

Ludwig hatte auf diese Weise eine so glänzende Macht erlangt, daß bei ihm ähnliche Hofämter eingeführt wurden, wie bei dem Kaiser: Erbtruchseß, Erbmarschall, Erbmundschenk. Auf seinen pfälzischen Burgen saßen als Hüter seiner Güter und Gerechtsame seine Vasallen, die Ritter von Kirchheim, Rohrbach, Wachenheim, Alzei, Zweibrücken u. s. w. So war ein Graf von Zweibrücken Burgmann zu Neustadt a. d. H. — In Abwesenheit des Pfalzgrafen vertraten Männer mit ausgedehnter Vollmacht seine Stelle; man nannte sie **Vicedom** (**vice domini**).

Mit seinem Bruder Heinrich, der von sehr unverträglichem Charakter war, lebte Ludwig vielfach in Zank und Streit wegen ihrer Besitzungen, und diese Streitigkeiten dauerten auch nach Heinrich's Tod (1290) mit dessen Söhnen fort.

Ludwig starb 1294 in Heidelberg. Seinen Beinamen „der Strenge" hatte er von seinem aufbrausenden Charakter, von der maßlosen, unbeugsamen Strenge, mit welcher er gegen die Friedensstörer verfuhr, deren er Dutzende hängen ließ, und hauptsächlich von der Grausamkeit, mit welcher er, von grundloser Eifersucht wahrhaft in Wuth versetzt, Personen aus der Umgebung seiner schönen und treuen ersten Gattin Maria von Brabant mit eigener Hand niederstieß und die Gattin selbst, taub gegen die heiligsten Betheuerungen der Unschuld und gegen das rührende Flehen ihrer Freundinnen, vom Henker enthaupten ließ. Alle, auch die tiefste Reue konnte den grauenvollen Mord nicht ungeschehen machen. Das Gewissen wird nie geschwiegen haben.

Ludwig der Strenge hinterließ zwei Söhne, Rudolph und Ludwig. — Rudolph I., der ältere von beiden, regierte Anfangs allein über Oberbayern und die Pfalz, dann gemeinschaftlich mit Ludwig, der „Bayer" genannt. Rudolph hatte sich im ersten Jahre seiner Regierung mit einer Tochter Adolph's von Nassau vermählt, welcher als Kaiser gewählt war, aber mit dem Gegenkaiser, Albrecht von Oestreich (Rudolph's Oheim), mit dem Schwerte um den Thron kämpfen mußte. Es kam bei Göllheim zu einer blutigen Schlacht (1298), in welcher unser Rudolph selbst Adolph's Vorhut anführte, aber ungeachtet aller Tapferkeit mit seinen Bayern und Pfälzern die feindlichen Reihen nicht zu durchbrechen vermochte. Adolph verlor Schlacht und

Leben. Rudolph und sein Vetter Otto von Niederbayern mußten in den bayerischen Landen Zuflucht suchen. Albrecht rief Rudolph zurück und versprach ihm, den Kriegsschaden zu ersetzen. Die Kaiserwahl wurde wiederholt und nun stimmte Rudolph für Albrecht. So ward Wittelsbach und Habsburg versöhnt, doch nicht lange. Nur zu bald brach ein Krieg aus, in welchem die pfälzischen Lande wieder sehr hart heimgesucht wurden. Denn nicht bloß Albrecht's Truppen hausten hier, sondern auch ein Hülfscorps, welches Philipp IV. von Frankreich seinem Verbündeten Albrecht geschickt hatte, stand hier im Winterquartier, und „diese Horde machte sich in der rheinischen Pfalz jetzt ebenso unvergeßlich, wie in den Kriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre Nachkommen."

Dieser Krieg, wie noch mehrere folgende hatten sehr schlimme Wirkungen: das Land war verwüstet, die Finanzen zerrüttet, die Eintracht aus der herrschenden Familie völlig gewichen. Rudolph mußte zuletzt der Regierung ganz entsagen und sich mit einer unbedeutenden Summe begnügen. Nach seinem Tode, der fern von der Heimath erfolgte, nahm Ludwig von dem ganzen Lande Besitz; Rudolph's Wittwe aber war damit nicht zufrieden und suchte das Erbe ihrer Söhne zu retten. Nach ihrem Tode versöhnte sich zuerst ihr Sohn Adolph mit seinem Oheim, starb aber frühzeitig mit Hinterlassung eines Sohnes, Namens Ruprecht. Bald nachher fand eine Verständigung in der ganzen Familie statt: der Theilungsvertrag von Pavia wurde abgeschlossen, und dadurch die Wittelsbacher Lande über vier Jahrhunderte, von 1329—1777, getrennt. Dies geschah 1329, ein Jahr später, als Ludwig von dem durch ihn ernannten Papste Nikolaus V. als Kaiser gekrönt war.

Nach diesem folgeschweren Vertrage bildeten sich zwei Wittelsbacher Linien: die pfälzische oder Rudolph'sche und die bayerische oder Ludwig'sche.

Ludwig hatte als Kaiser (1314—1347) noch schwere Kämpfe zu bestehen. Denn der alte Streit zwischen den Anhängern der Päpste und denen der Kaiser, Welfen und Ghibellinen, war von Neuem heftig entbrannt. Ludwig's Land, ja ganz Deutschland wurde von den Päpsten, welche damals, von 1305—1378, zu Avignon in Frankreich ihren Sitz hatten und unter dem Einflusse der französischen Könige standen, mit dem Interdict, jener furchtbaren, auch die unschuldigsten Bewohner

treffenden Strafe belegt; ihn selbst traf der **Bann**, und sein Thron wurde für erledigt erklärt. Doch die deutschen Fürsten ließen sich dadurch nicht schrecken und schlossen den **Kurverein** zu **Rense** (1338), worin sie erklärten, **daß die Wahl des deutschen Königs ganz unabhängig sei von päpstlicher Billigung oder Mißbilligung; wen sie gewählt, der sei rechtmäßiger König.** — Bis zu seinem Ende hatte Ludwig zu kämpfen, zuletzt mit dem Gegenkaiser Karl IV., dem Sohne Johann's von Böhmen, aus dem Hause Luxemburg, der nur für sein Böhmen sorgte und daher nur der „Stiefvater des Reichs" genannt wurde.

Ludwig vergrößerte sein Land sehr beträchtlich. Er verband nicht bloß Niederbayern wieder mit Oberbayern, sondern brachte auch **Brandenburg, Tyrol, Holland, Hennegau, Seeland** und **Friesland** zu seinen Erblanden.

Er starb 1347 in den Armen eines Landmannes bei Fürstenfeld auf der Bärenjagd, nicht ohne den Verdacht, Gift erhalten zu haben.

Durch den Vertrag von Pavia erhielt die Pfälzer-Linie die Rheinpfalz und einen Theil Oberbayerns, von jetzt an Oberpfalz genannt. Die übrigen Gebietstheile fielen der bayerischen Linie zu.

Beide Linien verpflichteten sich zugleich in diesem Vertrage, ihre Güter niemals an Fremde zu veräußern, zu versetzen oder zu vertauschen. Die Kurwürde sollte zwischen ihnen wechseln; beim Aussterben einer Linie solle Land und Kur an die überlebende übergehen. Dabei blieb es, bis die goldene Bulle Karl's IV. 1356 die Kurwürde und die Erzämter für sieben bestimmte Länder festsetzte und insbesondere verordnete, daß die **Pfalz**, ohne mit Bayern zu wechseln, die Kur und die Würde eines Erztruchseß haben solle, und dem Pfalzgrafen, als dem ersten der weltlichen Fürsten, und dem Erzbischofe von Mainz, als dem ersten der geistlichen Kurfürsten, das Recht zukomme, zur Wahl des neuen Königs einzuladen. Außerdem wurde dem Pfalzgrafen das Reichsvicariat zuerkannt.

Ludwig's Söhne regierten nur kurze Zeit gemeinschaftlich, dann theilten sie das väterliche Erbe, und es bildeten sich drei Nebenlinien:

Oberbayern oder Bayern-München,
Bayern-Landshut und
Bayern-Straubing.

Diese Theilungen zeigten sich in der Folge sehr verderblich. Die auswärtigen Erwerbungen gingen allmälig wieder verloren: Tyrol an Oestreich, Brandenburg zuerst an die Luxemburger, dann an die Hohenzollern, die jetzigen mächtigen Herren desselben; auch Holland und Hennegau kam in andere Hände.

Die Theilungen wiederholten sich, bis Albrecht der Weise von Oberbayern (Albrecht IV.), nach heftigen, blutigen Kämpfen mit dem unruhigen niederbayerischen Adel, alles Land unter seiner alleinigen Regierung vereinigte, die Untheilbarkeit des Gebiets und das Recht der Erstgeburt (Primogenitur) festsetzte (1506) und so die Wohlthaten der erblichen Einherrschaft seinem Volke brachte und zu sichern suchte. Bei dieser großen, weisen Veränderung in dem Hause der bayerischen Wittelsbacher wurden einige oberpfälzische und einige altbayerische Aemter an die Pfalz abgetreten, nämlich die Gegend um Neuburg und Sulzbach, und diese nannte man „die junge Pfalz."

Unter den Nachfolgern Albrecht's ist hier Maximilian I. hervorzuheben, welcher im dreißigjährigen Kriege als Haupt der Liga (ligue) eine hervorragende Rolle spielte. Auf ihn wurde die Kurwürde übertragen, welche dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, weil er die böhmische Krone angenommen hatte, entzogen worden war.

Maximilian's Nachfolger in der bayerischen Kurwürde waren:
Ferdinand Maria (1651—1679), Maximilians Sohn,
Max Emanuel (1679—1726), der Erstürmer von Belgrad,
Karl Albrecht (1726—1745),
Maximilian Joseph III. (1745—1777).

Kinderlos schloß der Letzte die bayerische Linie der Wittelsbacher, und das ganze Land fiel an die pfälzische Linie, und zwar an den Kurfürsten Karl Theodor, welcher darauf seine Residenz von Mannheim nach München verlegte.

Vom Vertrage von Pavia an hatte die Pfalz am Rhein mit der Oberpfalz ihre eigene, gesonderte Geschichte. Ihre Pfalzgrafen, ursprünglich, gleich den andern sämmtlich eingegangenen Pfalzgrafen Deutschlands, nur Palastbeamte und Oberrichter der Könige und Kaiser, waren, wie wir sahen, unter den Saliern und Hohenstaufen, wo das rheinische Franken ohne Herzoge geblieben und der Pfalzgraf der Höchste im Lande war, immer höher gestiegen, zuletzt sogar Kurfürsten und Reichsver-

wesen geworden. Besonders hatte die pfalzgräfliche Würde und Macht durch ihre Verleihung an das mächtige Haus der Hohenstaufen und an die Wittelsbacher, Herzoge von Bayern, gewonnen; denn dadurch erhielt sie eine feste Stütze, eine Gewähr ihrer Dauer.

Sicher wäre diese Macht noch größer geworden und schneller empor gekommen, hätte man, statt das Land wiederholt zu theilen, stets die Politik festgehalten, die einzelnen Theile zu erweitern, zu verbinden und abzurunden, eingedenk des „**concordia res parvæ crescunt.**" Wie die bayerische Linie, theilte sich nämlich auch die pfälzische alsbald in mehrere Nebenlinien.

Nach Rudolph I. regierten dessen Söhne, Rudolph II. und Ruprecht I., und sein Enkel Ruprecht II., neun Jahre gemeinschaftlich; 1338 aber nahmen sie schon eine Theilung vor, bei welcher die Kurwürde an Rudolph II. fiel. Von diesem ging sie nach dem Ausspruche des Kaisers zuerst auf Ruprecht I. und dann auf Ruprecht II. über. Ruprecht I. erwarb sich ein unvergängliches Verdienst dadurch, daß er „zur Ehre Gottes, der allerseligsten Jungfrau und der ganzen himmlischen Hofhaltung, in der Ueberzeugung, daß keine Summe würdiger und segensreicher, als auf Wissenschaft und geistiges Leben eines Volkes verwendet werden könne, die Universität von Heidelberg (1386)" stiftete. Wie unerläßlich es war, Licht in die Finsterniß zu bringen, zeigt die traurige Erscheinung, daß der Volkswahn die furchtbaren Leiden, welche die damals herrschende Pest, „der schwarze Tod", über das Land verbreitete, noch durch Verfolgung und Ermordung unschuldiger Juden steigern konnte.

Unter Ruprecht II. wurde die Grafschaft Zweibrücken mit Bitsch erworben, wie nicht lange vorher Weinheim, Schriesheim, Strahlenberg, ein Theil der Grafschaft Sponheim, Simmern und Kirchberg, Oppenheim und Kaiserslautern, Mosbach, Neustadt, Germersheim, Ingelheim, Ladenburg u. s. w. erworben worden waren.

Ruprecht III., nach dem Tode seines Vorgängers und Vaters der einzige Sprößling der pfälzischen Wittelsbacher und, da die bayerische Linie später erlosch, Stammhalter der ganzen Dynastie, wurde 1400 als deutscher Kaiser gewählt, konnte aber als solcher, obgleich nicht ohne Kraft, in der Zeit der Verwirrung und Entzweiung nur wenig Gutes wirken, namentlich der Unordnung und Gesetzlosigkeit nicht steuern, so viele gute Eigenschaften es auch

sein mochten, die ihm den Beinamen **Clem.**, d. i. **Clemens**, erwarben. Unter ihm waren wieder alle pfälzische Erblande vereinigt, und deren Erweiterung und Abrundung nicht wenig erleichtert.

Allein kaum war er gestorben, als seine vier Söhne gegen die von ihrem Großvater gegebene (Rupertinische) Constitution, wornach die Rheinpfalz ungetheilt nebst der Kurwürde stets dem Aeltesten zufallen sollte, das väterliche Erbe unter sich theilten und auf diese Weise vier pfälzische Nebenlinien bildeten. Diese sind:

1) die Kurpfälzer oder Heidelberger,
2) die Simmern-Zweibrückische,
3) die Mosbacher,
4) die Oberpfälzer.

Der erste seiner Söhne, Ludwig III., erhielt die Kurwürde und die ältesten rheinpfälzischen Besitzungen: Bacharach mit der Burg Stahleck; das Thal Steeg und die Veste Stahlberg rc., Alzei, Neustadt, Wolfsberg, Mannheim nebst der Burg Rheinhausen, Neckargemünd, Weinheim, Lindenfels, Heidelberg mit seinen Burgen. Dazu kam ein Theil der Oberpfalz, dann die Pfandschaft auf Lautern, Oppenheim, Ingelheim, Nierstein u. s. w.; ferner in gleicher Theilung mit seinen Brüdern: Germersheim, Neuenburg, Hagenbach, der Weinzehnten zu Dürkheim, Neckarau und dreißig Fuder Wein zu Leimen, dann Bretten, Heidelsheim, die Veste Winzingen, Neidenfels, Wegelnburg, Waldeck auf dem Hundsrück, Lützelstein, Euchartshausen, Reichshoven u. s. w., Altenbaumberg und Altenwolfstein; die Pfandschaft auf Reckenhausen und Westhofen und andere Orte.

Sein Bruder Johann empfing den Rest der Oberpfalz.

Der dritte Sohn, Stephan, erhielt fast alle übrigen Besitzungen auf dem linken Rheinufer, namentlich die Gebiete von Zweibrücken und Simmern: Trifels, Annweiler, Zweibrücken, Hornbach mit den Vesten Kirkel und Neuenstuhl, Bolanden, Ruprechtseck; Simmern, Laubach, Henrein, Argenthal (auf dem Hundsrück) rc. Diesen Besitzungen fügte Stephan, der Stammvater der Simmern-Zweibrückischen Linie und unseres Königshauses, durch seine Verlobung mit Anna v. Veldenz noch die alte Grafschaft Veldenz am Glan bei. Durch dieselbe erhielt er zugleich Anspruch auf die Herrschaft Sponheim. Diese bestand aus der hintern und der vordern Grafschaft, wovon jene seit 1444 zwischen Pfalz-Veldenz und zwischen Baden gleichmäßig getheilt ward, die vordere

aber größtentheils bei Kurpfalz war. Zur vordern Grafschaft gehörte Kreuznach, Sprendlingen, Kirchberg, Gemünd, Sponheim u. s. w.; zur hinteren Trarbach, Castel rc.

Der vierte Sohn Ruprecht's erhielt seine Besitzungen in den Neckargegenden, im Odenwald und an der Bergstraße: Mosbach, Ladenburg, Sinsheim, Otzberg, Obrigheim u. s. w.

Von diesen 4 Linien waren zu Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch die zwei ersten übrig, indem die Oberpfälzer schon 1448 und die Mosbacher 1498 erlosch, und deren Land an Kurpfalz überging, und zwar an Philipp den Aufrichtigen, welcher von 1476—1508 regierte.

Auf Philipp den Aufrichtigen folgten aus seinem Stamme noch 2 seiner Söhne, Ludwig V., der Friedfertige, und Friedrich II., und ein Enkel, mit Namen Otto Heinrich. Mit dem Letzten erlosch 1559 auch schon die Heidelberger Linie, und nur die Simmern-Zweibrückische blühte fort. Simmern ward Erbe von Kurpfalz. Sieben Kurfürsten gingen aus dieser Linie hervor:

Friedrich III., Ludwig VI., Johann Casimir, Friedrich IV., Friedrich V., Karl Ludwig und Karl (1559 bis 1685).

Mit Karl stirbt die Linie Simmern im Jahre 1685 aus, und Kurpfalz nebst Simmern geht auf Zweibrücken über.

Die Zweibrücker Linie aber war dreifach getheilt, nämlich: Neuburg (mit den Unterabtheilungen Neuburg und Sulzbach), Zweibrücken und Birkenfeld. Auch Birkenfeld hatte zwei Zweige: Birkenfeld und Bischweiler.

Von der Zweibrücker Linie war zunächst Neuburg, dann Sulzbach erbberechtigt, und in dieser Ordnung erbte nun Kurpfalz und Simmern in dem Wittelsbacher Hause fort.

Die Neuburger Linie regierte von 1685 bis 1742 durch die Kurfürsten Philipp Wilhelm, Johann Wilhelm und Karl Philipp (gest. 1742).

Die Sulzbacher Linie hatte nur einen Kurfürsten hervorgebracht, Karl Theodor. Dieser Fürst, schon im Besitz von Sulzbach, erbte 1742 alle damals zu Kurpfalz gehörigen Lande und trat außerdem im Jahre 1777, als die bayerische oder Ludwig'sche Linie ausstarb, in den Besitz des Kurfürstenthums Bayern, so daß die lange getrennten Länder, Kurpfalz und Bayern, wieder unter einem Scepter vereinigt

standen. Diese Lande umfaßten ein nicht unbeträchtliches Gebiet Deutschlands. Dazu gehörten nämlich: das alte Herzogthum Bayern, die Oberpfalz, die Neuburgischen und Sulzbachischen Gebiete, die Pfalz am Rhein mit den Herzogthümern Jülich und Berg, die Grafschaft Ravenstein und die Markgrafschaft Bergen op Zoom in den Niederlanden.

Karl Theodor starb kinderlos, 75 Jahre alt, am 12. Februar 1799, und am folgenden Tage wurde Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrücken, in München unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, dessen Liebe sich Karl Theodor nicht zu erwerben gewußt hatte, als Kurfürst ausgerufen. Maximilian I. Joseph, 1806 König von Bayern, ist der Vater Seiner Majestät des Königs Ludwig und der Großvater Seiner Majestät des Königs Maximilian II.

Er ist ein Sprößling der Birkenfeld-Bischweiler Linie, welcher bei dem Aussterben der Zweibrücker auch das Herzogthum Zweibrücken zugefallen war. Der erste zweibrückische Herzog aus jener Linie war Christian III. (gest. 1735). Dieser hinterließ mehrere Söhne; der älteste, Christian IV., wurde sein Nachfolger und starb kinderlos 1775; der zweite ist Friedrich Michael, der Vater unsers Maximilian Joseph. Da Friedrich Michael schon vor dem kinderlosen Christian IV. gestorben war, so wurden dessen Söhne zur Regierung berufen, zunächst der älteste, Karl August (1775—1795), der durch die französische Revolution aus seinem Herzogthume vertrieben wurde und es nie wieder sah, und dann Maximilian Joseph (1795).

Maximilian Joseph konnte aber sein Herzogthum nicht antreten; denn das ganze linke Rheinufer war von den Franzosen besetzt und wurde 1801 in Folge des Lüneviller Friedens und eines Pariser Vertrags vom 24. August 1801, wornach Maximilian Joseph allen Ansprüchen an das linke Rheinufer entsagte, aber eine allen Verlust ersetzende Entschädigung an Land erhalten sollte, förmlich vom deutschen Mutterlande getrennt und französischen Departementen zugetheilt. — 1802 wurden die pfälzischen Aemter Ladenburg, Mannheim und Heidelberg an den Markgrafen von Baden abgetreten, und das alte Kurfürstenthum Pfalz war aus der Reihe der Staaten verschwunden.

Aus dem größten Theil unserer jetzigen Pfalz und einem Theile von Rheinhessen wurde das Departement Donnersberg gebildet; ein kleiner Theil, nämlich die Kantone Wald-

mohr, Blieskastel und einige Gemeinden des Kantons Cusel wurde dem Saardepartement, ein anderer, die Kantone Langenkandel, Bergzabern und Landau, dem niederrheinischen Departemente zugetheilt.

Das Land blieb französisch, bis die alliirten Heere am 1. Januar 1814 den Rhein überschritten und auch diesseits des Stromes den deutschen Boden von der Fremdherrschaft befreiten.

Anfangs kam unser Land unter eine provisorische Regierung, die k. k. östreichische und k. bayerische gemeinschaftliche Landes-Administration, welche zuerst zu Kreuznach und später zu Worms ihren Sitz hatte. Im Mai 1816 aber nahm in Folge der Wiener Congreßacte von 1815 und der Pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 der rechtmäßige Erbe, Maximilian Joseph, als König von Bayern das Land seiner Ahnen in Besitz.

Er bekam jedoch nicht alle ehemals pfälzischen Lande wieder; sie fielen zum Theil an Baden, zum Theil an Hessen, Preußen, Nassau und Frankreich. Dagegen umfaßt die heutige bayerische Pfalz auch viele Districte, welche vor dem Lüneviller Frieden nicht dem pfälzisch-wittelsbachischen Hause, sondern anderen Herzogen, Fürsten, Grafen und Bischöfen gehorchten. Siebenunddreißig Regierungen hatten sich vor 1800 in das Land getheilt: Kurpfalz besaß 220 Gemeinden, das Herzogthum Zweibrücken 182, das Bisthum Speyer 33, Sickingen 29½, die Fürsten von der Layen 45, Oestreich die Grafschaft Falkenstein am Donnersberg mit 19 Gemeinden, Nassau-Weilburg 29, Nassau-Saarbrücken 3¾, Leiningen-Westerburg 18, Leiningen-Dachsburg (auch Leiningen-Dürkheim und Leiningen-Dachsburg-Heidesheim genannt) 36¾, das Bisthum Worms 8, Hessen-Darmstadt 24, Baden 7½, der Johanniterorden 3 rc. Dazu kommen die Besitzungen von Löwenstein, Degenfeld, Hunolstein, Dalberg, Hallberg, Wartenberg, Wittgenstein, Wallbrunn, Reipoltskirchen rc. Die jetzige Kreishauptstadt Speyer, die uralte Rheinstadt, deren Geschichte bis in die Römerzeit reicht und in der christlichen Zeit lange den Bischof zum Herrn hatte, war unmittelbare Stadt des Reichs. Mehrere Dörfer standen sogar unter französischer Souveränität.

Die Geschichte dieser Ländchen und Herren auch nur oberflächlich zu berühren, würde vom Ziele dieses Buches zu weit abführen. Wir halten es für geeigneter, noch einige wichtige Punkte der pfälzischen Geschichte kurz hervorzuheben.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die christliche Welt das unerbauliche Schauspiel hatte, drei Päpste auf ein Mal zu sehen, und in Deutschland drei Könige um die Krone stritten, hatte die Pfalz einen Kurfürsten Ludwig III. (1410—1436), der sich durch diplomatische Gewandtheit auszeichnete und zur Herstellung der Einheit und Ordnung die größte Thätigkeit entwickelte. So war er es hauptsächlich, welcher König Sigismund den deutschen Thron erwarb und auf der Kirchenversammlung zu Constanz eine sehr wichtige, wenn auch nicht beneidenswerthe Rolle spielte. — Sigismund lohnte Ludwig's Dienste in reichem Maße, indem er alle Verfügungen zu Gunsten der pfälzischen Linie, gegenüber der bayerischen, welche den Anspruch auf die Kurwürde noch keineswegs aufgegeben hatte, von Neuem bestätigte, insbesondere festsetzte, daß Ludwig's ältester Sohn, und im Falle dieser kinderlos sterbe, sein zweiter oder dritter Sohn in der Kur nachfolge.

Auf der Kirchenversammlung zu Constanz, welche in dem Wahne, die Einheit der Kirche und ihrer Lehre durch Blut herstellen zu können, den überzeugungstreuen, frommen Johannes Huß auf den Scheiterhaufen geliefert hat, war Pfalzgraf Ludwig als Reichsrichter und, in des Königs Abwesenheit, als weltlicher Vorsteher und Beschützer des Concils, eine hervorragende Persönlichkeit. Ihm wurde der abgesetzte Papst Johann zur sichern Verwahrung übergeben, welcher zu Heidelberg, später in Rheinhausen so lange festgehalten wurde, bis ihm ein hohes Lösegeld die Freiheit wieder gab, und als das Concil den standhaften Huß am 6. Juli 1415 zum Feuertod verurtheilt hatte, war es das traurige Vorrecht und Amt unsers Pfalzgrafen, das verhängnißvolle Urtheil vollziehen zu lassen. — Ludwig that es, wohl im Glauben, ein nothwendiges, vielleicht gar gottgefälliges Werk zu thun. Anders aber dachte 144 Jahre später der letzte Sprößling seines Stammes, Otto Heinrich, der es als eine gerechte Strafe Gottes ansah, daß der Stamm verdorre, welcher mit dem Blute jenes Martyrers befleckt sei. So wechseln die Urtheile der Menschen!

An dem Scheiterhaufen des Huß und seines ebenso unglücklichen Nachfolgers Hieronymus von Prag entzündete sich ein Feuer (der Hussitenkrieg), dessen Flammen einen großen Theil des deutschen Reichs mit Ruin und Verzweiflung erfüllten.

Unsere Gegenden wurden zwar von diesen Verwüstungen nicht unmittelbar getroffen, desto ungehinderter aber konnte sich

das Faustrecht in blutigen Fehden geltend machen. Denn der Kaiser, welcher seine ganze Thätigkeit dem Kriege widmen mußte und vielfach in Geldnoth war, hatte keine Macht, die Ordnung zu erhalten. Daher das Faustrecht in seiner düstersten Gestalt, überall Kampf zwischen Herren und Knechten, Raubrittern und Städten, Fürstenbündnissen und Städtebündnissen, Krieg mit Sengen und Brennen. In der Pfalz namentlich wurden Felder verheert, Heerden fortgetrieben, Städte und Dörfer geplündert und niedergebrannt. „Also stund es, sagt ein Zeitgenosse, in deutschen Landen. Man trieb dies fort, bis man erschöpft war; erst dann machte man dem unnatürlichen Wesen ein Ende." So herrschte Gewaltthat und Rachsucht, und diese Furien werden überall und immer herrschen, wenn die höchste Gewalt machtlos ist, oder der Obrigkeit das von Gott für Gerechtigkeit und Ordnung empfangene Schwert entrissen wird.

Auf Ludwig III. folgte Ludwig IV., dem die Geschichte wegen seines vortrefflichen Charakters, seiner sanften Tugenden den Ehrennamen „der Sanftmüthige" gegeben hat. Er genoß einige Zeit der Ruhe; der innere Krieg mit seinen Gräueln schwieg. Doch bald mußte auch er zum Schwerte greifen, und er that es mit Kraft, weil ihn, bei aller Friedensliebe, ein fester, zum Kampf für gekränktes Recht und deutsche Ehre entschlossener Sinn belebte. Kaiser Friedrich III. nämlich wollte den Eidgenossen sein habsburgisches Stammland, den Aargau, wieder entreißen und hatte zu diesem Zweck unkluger Weise vom König von Frankreich ein Hülfsheer verlangt. Dieser schickte 50,000 zügellose Söldner, die von ihrem frühern Anführer Armagnaken hießen. In der blutigen Schlacht bei St. Jakob in der Nähe von Basel durch eine kleine heldenmüthige Schaar Schweizer von ihrem Unternehmen abgeschreckt, hauseten diese Horden barbarisch in den schutzlosen deutschen Gauen des Elsasses und Breisgaus. Das Elsaß flehte um Hülfe; Ludwig erschien und ruhete nicht, bis ein Vertrag zu Stande gekommen war, der „die Schinder" über die Vogesen zurückführte und den gräulichen Scenen, deren Schauplatz das Elsaß war, ein Ende machte. Schon damals zeigten sich Gelüste nach den vermeintlich natürlichen Rheingrenzen.

Wie hochgeehrt der junge Pfalzgraf bei seinen Zeitgenossen war, zeigt der Umstand, daß er als Friedensstifter und Vermittler im Streite zwischen den Eidgenossen und den schweizerischen

Rittern und Edelleuten erkoren ward. Auf einem Congreß zu Constanz sollte 1445 die Streitfrage zur Entscheidung kommen. Dort erschien Ludwig, kaum 22 Jahre alt, umgeben von vielen Großen seines Landes und begleitet von einem Zuge von 300 Reitern. Ihm gelang es, einen Vertrag zu Stande zu bringen, dem gemäß ein Waffenstillstand eintrat und die friedliche Entscheidung abgewartet werden sollte. Er erwarb sich dadurch den innigsten Dank der Eidgenossen, wie nachstehende Stelle einer „Cronika von der löblichen Eidgenossenschaft“ zeigt:

„Und tat diser Pfaltz-Graf trüwlich und ernstlich in disen Sachen als ein biderber, eerlicher gottseliger Fürst und als einer der gern verderblich Landschäden und Christenliche Blutvergiessung fürkommen und gewendet hatte, als ein frommer Liebhaber des Friedens wiewohl er noch ein junger Fürst war; er hat auch der Sache großen mercklichen Costen, und tat das gerne, daß die von Zürich und die Eydgenossen gemeinlich Ime und finen Nachkommen zu Gutem in Ewigkeit billich nit vergessend söllend.“

Dieser vortreffliche Fürst hatte kaum das 25. Lebensjahr erreicht, als der Tod seinem eifrigen, edlen Streben, das Wohl seines Landes mit aller Kraft zu fördern und in fremden Ländern Friede und Eintracht herzustellen, zu Worms 1449 ein unerwartetes Ende machte.

Er hinterließ einen einjährigen Sohn Philipp, dessen Vormundschaft sein Oheim, Friedrich I. führte, bis er mit Bewilligung der Stände, die ein selbstständiges kräftiges Regiment als eine Nothwendigkeit erkannten, selbst als Kurfürst die Regierung übernahm.

Friedrich I., ausgezeichnet „durch kriegerischen Muth und militärische Tüchtigkeit, das Erbtheil seiner Wittelsbachischen Vorfahren“, gehört zu den glänzendsten Erscheinungen in der pfälzischen Geschichte. — Viele mächtige Feinde, selbst der Kaiser, erhoben sich gegen ihn, zumal nachdem er selbst die Kurwürde angenommen hatte. Aber alle seine Feinde, die Lützelsteiner, Lichtenberger, sein Vetter Ludwig von Veldenz, der Sohn seines Oheims Stephan von Zweibrücken (welchem die Grafschaft Veldenz, insbesondere Lichtenberg, Cusel, St. Remigiusland, St. Michelsberg &c. zugefallen war), die Oberpfälzer, die Bischöfe von Mainz, Metz und Trier, der Markgraf von Baden, Brandenburg, Würtemberg, der Fürst von Leiningen, der Kaiser,

alle erlagen seiner Tapferkeit und militärischen Klugheit. Mit Recht erhielt er daher den Namen „der Siegreiche." — Auf seiner Seite standen in diesen Kämpfen nur die freien Städte, Speyer, Wimpfen, Ulm, Reutlingen ꝛc.; von den Fürsten nur der Bischof von Würzburg und Speyer, Ludwig von Hessen und die beiden Herzöge Albrecht und Ludwig von Bayern. Die glänzendsten Siege erfocht Friedrich bei Pfeddersheim und bei Seckenheim.

Diese Kriege waren zwar glänzend, aber verheerend und um so grausamer, weil die Kämpfer wenig disciplinirte Leute und noch dazu meistens fremde, heimathlose Söldner waren, „die nichts Menschliches und Göttliches als heilig achteten." Verwüstung, Brand und Mord bezeichneten ihre Spur. So fing der Krieg damit an, daß die Lützelsteiner im unteren Elsaß die pfälzischen Besitzungen ausplünderten und nicht weniger als fünfzehn Dörfer verbrannten, und Ludwig der Schwarze von Veldenz die pfälzischen Dörfer um Wolfstein und Lautern verheerte. Von Seiten der Pfalz blieben Repressalien nicht aus. Ueber dreißig Veldenzische Dörfer ließ Friedrich durch Speyerer und Weißenburger Hülfstruppen in kurzer Zeit niederbrennen. Dasselbe that wieder Ludwig von Veldenz an den pfälzischen Orten, als er an der Spitze von 4000 pikardischen Söldlingen seine in Bergzabern belagerte Besatzung vergebens zu entsetzen versucht hatte und sich gegen Lautern zurückzog (1455). — Später wurde das pfälzische Dorf Meckenheim bei Neustadt fast ganz niedergebrannt; die pfälzischen Bauern, die nach Speyer auf den Markt zogen, wurden als Gefangene fortgeschleppt; dafür thaten die Pfälzer ein Gleiches zu Langenkandel, Minfeld, Freckenfeld, und die Leiningischen Ortschaften Haßloch, Böhl und Iggelheim bei Neustadt wurden im Winter 1460 in Asche gelegt. Dannstadt, das Kloster Eusserthal, der Rest von Meckenheim waren von den Veldenzern, Leiningern und in Sold genommenen Wallonen in Schutthaufen verwandelt. Minfeld, Freckenfeld, Herxheim, wo die Bauern sich mit Hülfe von Mainzer Soldaten gegen die Pfälzer und deren Schweizer Söldlinge zur Wehre setzten, litten furchtbar. Herxheim wurde verbrannt, und eine Beute von 200 Fuder Wein fortgeschleppt. Gleiches Schicksal hatte Karlbach.

Man sehnte sich nach Ruhe oder wenigstens menschlicher Kriegsführung; allein selbst nach dem glänzenden Siege bei

Pfeddersheim, wo der Erzbischof von Mainz selbst, der Pfalzgraf von Veldenz, die Grafen von Leiningen an der Spitze ihrer Truppen gestanden, und das Fußvolk von Speyer und Friedrich's Reiterei sich ganz besonders ausgezeichnet hatten, dauerten die barbarischen Verwüstungen und Grausamkeiten nichtsdestoweniger fort. Neun Dörfer der Leininger zwischen Bergzabern und Weißenburg gingen in Flammen auf; Forst und Deidesheim, zwei Speyerer Dörfer, hatten ein gleiches Loos; Wachenheim und Freinsheim (pfälzisch) wurden „ihres Herbstes" beraubt. Das Leininger Thal hatte ein ebenso hartes Schicksal (1460). — Später kamen Steinweiler, Bellheim, Zeiskam und andere Dörfer an die Reihe zerstört zu werden, als Eröffnung des Krieges, welchem die Schlacht bei Seckenheim ein Ende machte. In dieser entscheidenden Schlacht, in welcher die tapfersten Edelleute, die Sickingen, Gemmingen, Berlichingen, Neipperg, Wambold, Walbrunn, Seldeneck und andere dem Pfalzgrafen wacker zur Seite standen, wurde Friedrich's Feldherrntalent und Muth mit dem vollständigsten Siege belohnt. Das feindliche Heer, zwischen Neckar und Rhein eingeklemmt, wurde fast ganz gefangen. Unter den Gefangenen waren die Führer selbst, die Markgrafen von Baden, der Bischof von Metz, Graf Ulrich von Würtemberg. Mit diesen zog er am Abend im Triumph in seine Residenz Heidelberg ein. Auf der Wahlstatt steht jetzt das Dorf Friedrichsfeld, eine Colonie französischer Calvinisten, die, aus dem Vaterland vertrieben, in Kurpfalz Schutz gefunden hatten.

Bedeutende Erwerbungen an Land, reiche Kriegsentschädigung an Geld waren die Früchte dieser Siege. In unserer jetzigen Pfalz wurden neu erworben: Lambsheim, Dirmstein, Alt und Neuleiningen, Bissesheim, Erfenstein, Scharfeneck, Haßloch, Böhl, Iggelheim.

Die tiefen Wunden, welche die glorreichen Kriege dem Lande geschlagen hatten, suchte Friedrich durch eine weise, sparsame Verwaltung zu heilen. Er belebte Handel und Verkehr, sorgte energisch für öffentliche Sicherheit, indem er sich ein zuverlässiges Heer bildete, die Raubritter und andere Ruhestörer mit unbeugsamer Strenge bestrafte. Hierdurch, so wie durch seine neue Gerichtsordnung, erwarb er sich ein weniger glänzendes, aber noch schöneres Andenken, als durch seine Kriege.

Friedrich der Siegreiche starb, 51 Jahre alt, im Jahr 1476 und liegt im Barfüßerkloster zu Heidelberg begraben.

Auf Friedrich folgte sein Neffe, Philipp der Aufrichtige, 28 Jahre alt. Unter seiner Regierung herrschte dreißig Jahre Ruhe und Friede, und Vieles geschah für geistiges und materielles Wohl des Landes. Da starb am 1. December 1503 Georg der Reiche von Bayern-Landshut ohne männliche Nachkommen, und sein Tod war das Signal zu einem höchst verderblichen Kriege, dem bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg. Georg hatte nämlich, mit Zurücksetzung seiner Verwandten aus der Münchener Linie, in seinem Testamente den Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn seiner Schwester Margaretha und des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen, zu seinem Eidam und Erben bestimmt. Am 10. Februar 1499 fand die Vermählung mit der reichen Erbin Elisabeth statt, obgleich Ruprecht noch nicht volle 18 Jahre zählte.

Der Krieg, welcher deßhalb alsbald entbrannte, brachte wieder alle Kriegsleiden über unser Land und wurde um so hartnäckiger geführt, als Ruprecht, ein feueriger, ritterlicher Jüngling, in seiner Jugendkraft seine eigene Macht überschätzte und die seiner Gegner zu gering achtete. Fast alle alten Feinde, welche Friedrich der Siegreiche, auch der „böse Fritz" genannt, gehabt hatte, standen wieder auf und suchten Rache.

Alexander von Veldenz brach mit bewaffneten Bauernhaufen in die Sponheimischen Besitzungen der Pfalz ein und raubte den Klöstern Heerden und Früchte. Klingenmünster, St. Lambrecht und andere Klöster wurden gebrandschatzt; Billigheim wurde belagert, und Schaaren der Belagerer machten Raubzüge, vor welchen das Verborgenste nicht verborgen, das Heiligste nicht sicher war. Man plünderte die Kirchen schonungslos aus und scheuete sich nicht, mit geweihten Gewändern sich zu kleiden und öffentlich einherzugehen. So weit war die Frivolität gegangen, so weit die Scheu vor dem Heiligsten gewichen, ein Zeichen, daß es der Reformation nicht bedurfte, um den Bauernkrieg mit seinen frevelhaften Verheerungen möglich zu machen. — Daß die Pfälzer wieder Repressalien nahmen, läßt sich erwarten. Sie machten verheerende Ausfälle in das Veldenzische Gebiet und brandschatzten besonders die Orte Oberhausen und Niederhausen. Im Kloster Dissibodenberg, so herrlich an der Verbindung des Glan und der Nah gelegen, wurde Alles zerstört; der Wein, der nicht genossen oder fortgebracht werden konnte, wurde der Vernichtung preisgegeben, indem zügellose Bauern, die Haupturheber der wüsten Zerstörungen, den Fässern den Boden ein-

schlugen. — Doch auch an einzelnen schönen Handlungen fehlte es nicht; diese sind um so erfreulicher, je seltener sie sind. So retteten die Obernheimer wenigstens ihre besten und werthvollsten Sachen, weil sie diese in die Kirche geflüchtet hatten, und der fromme Sinn des pfälzischen Anführers, Johann von Steinbach, keine Verletzung des Heiligthums duldete.

Ebenso verheerend wurde der Krieg auch in den andern Theilen des pfälzischen Gebiets geführt. Mehr als 300 pfälzische Orte sollen die Hessen allein unter dem persönlich erbitterten Landgrafen auf beiden Seiten des Rheins zerstört haben. „Reiche Vorräthe wurden nach Hessen geschleppt; das blühende „pfälzische Land, so weit das Auge reichte, lag in rauchenden „Trümmern."

Während dieses Vandalenkriegs wurde auch die herrliche, reiche Abtei Limburg, noch in ihren Ruinen eine Zierde des reizenden Dürkheimer Thales, ein Raub der Habsucht, eine Beute des Hasses und der Zerstörungswuth. Graf Emicho von Hartenburg hat den Ruhm eines Herostratus, den prächtigen Bau mit seinen rohen, raubsüchtigen Bauern zerstört zu haben (30. Juli 1504). Alles wurde ausgeplündert, fortgeschleppt und vernichtet; zwölf Tage und zwölf Nächte soll die Flamme des Brandes auch der Ferne verkündet haben, welcher Frevel hier geschah. —

Auch in Bayern wurde dieser Erbfolgekrieg mit Plünderung und Verwüstung fortgesetzt; ansteckende Krankheiten kamen hinzu, das Maß des Uebels voll zu machen. Das Opfer einer solchen Krankheit wurde auch der ritterliche Pfalzgraf Ruprecht, kaum 24 Jahre alt. Zwei Monate später folgte ihm seine Gemahlin Elisabeth, welche muthig viele Gefahren mit ihm getheilt hatte.

Der Krieg nahm nun bald ein Ende. Viele Gebietstheile wurden von der Pfalz losgerissen, um Hessen, Würtemberg und Andere zu belohnen und zu entschädigen. Ruprecht's Erben erhielten nichts als die „junge Pfalz" und das baare Vermögen.

Während der letzten Kriegsschrecken und noch früher zeigten sich schon die Anfänge neuer Verwüstungen, welche am Ende des ersten Viertels des sechzehnten Jahrhunderts durch den Bauernkrieg über einen großen Theil Deutschlands und namentlich über unsere Pfalz hereinbrechen sollten.

Schon 1491 empörten sich die Bauern gegen den Abt von Kempten und verübten die gröbsten, rohesten Excesse. — 1493

traten die Bauern im Elsaß drohend mit lauten Beschwerden hervor, ebenso einige Zeit später im Bisthum Speyer und im Breisgau. Allgemein wurde der Aufstand, dessen Veranlassung Viele mit Unrecht in der Reformation finden wollen, erst im Jahre 1525. Seine Hauptveranlassung hatte er in der unchristlichen Leibeigenschaft und in schweren Diensten, welche die Bauern leisten mußten. Nachstehendes zeigt dies zur Genüge. „Zum dritten," erklärten die Bauern, in ihrer „demüthigen Bitt" und „Begehr," „ist bishero gewesen, das man uns für Leibeigene gehalten hat, welches zu erbarmen ist, angesehen uns alle Christus mit seinem kostbarlichen Blute, so er für uns vergossen, erlöset und erkauft hat, den Hirten wie den Höchsten, keinen ausgenommen; darum erfreuen wir uns mit der schrift, daß wir frei wollen sein, nicht daß wir frei wollen sein oder keine Obrigkeit haben wollen, welches Gott nicht lehret, sondern wir wollen in geboten leben, nicht in freiem fleischlichem mutwillen." „Zum sechsten, unser hart Beschwerung der dienste halben, welche von Tag zu Tag gemehret werden und zunehmen; begehren darum, daß man ein ziemlich Einsehen darin habe, uns nicht hart zu beschweren, sondern uns gnädig darin zu halten, auf die Art wie unser Eltern darin gedient haben und nach Laut des Wort Gottes." „Zum eilften wollen wir den Brauch, der Todfall genannt, ganz und gar abgethan haben, nimmermehr leiden noch gestatten, daß man Witwen und Waisen das ihrige wider Gott und Ehren so schändlich nehmen und entziehen soll."

Alle Staatslasten lagen auf dem Bauer. In Bayern erhielten sie Erleichterung, indem 1523 Adel und Prälaten angehalten wurden, von ihren Renten einige Procente zu bezahlen, damit der Bauer nicht Alles trage; „denn des Bauers Ruf zu Gott," sagte der väterliche Herzog, „bringt Unglück über's Land."

Den Beschwerden der Bauern wäre wohl wenigstens zum Theil die Abhülfe geworden, die sie verdienten, hätten nicht Aufwiegelungen zu rascher Empörung und blutiger Gewaltthat gedrängt und weitere Vortheile, Freiheit von Zinsen und Zehnten, Gülten, Renten, Zöllen und Abgaben in Aussicht gestellt und das Licht der evangelischen Lehre zur verheerenden Flamme gemacht.

Der Aufstand nahm in Schwaben, im Allgau und Hegau seinen Anfang und verbreitete sich schnell, wie ein Feuer, das überall verbreiteten Zündstoff findet, zerstörend nach Würtemberg, Franken, Thüringen und an den Rhein. Wohin die fanatischen

Haufen kamen, lösten sich alle Bande des Gehorsams, da schlug aus den stolzen Ritterburgen die zerstörende Flamme, da stürzten in Schutt zusamen die hohen schützenden Mauern, da war Mord, Brand und Plünderung die allgemeine Losung. — Der Großen Macht war zu gering oder zu schüchtern, dem frevelhaften Beginnen Einhalt zu gebieten; der Kurfürst der Pfalz, Ludwig V., der Friedfertige, stark genug, sah langmüthig zu, aus Scheu, „das Blut seines Volks zu vergießen." Zu ihm flüchteten Bischöfe, Aebte, Ritter und Grafen.

Bei Forst kam der Kurfürst, von wenigen Begleitern umgeben, mit 8000 bewaffneten Bauern zusammen, um sie auf dem Wege der Güte und durch Neustadter Vermittelung zur Ruhe zu bringen. Die Bauern versprachen, ruhig nach Hause zu ziehen, raubten aber, ihrem Worte entgegen, in Deidesheim und Ruppertsberg, in den schönen Schlössern Winzingen und Wolfsberg, wie andere Haufen schon vorher Klingenmünster, Böchingen, den Geilweilerhof, die dalbergische Krobsburg geplündert hatten. Landau's Bürger wiesen muthig die Verwegenen zurück; diese aber eroberten darauf Neukastel, Trifels, die Madenburg und Scharfeneck. Da brach des Kurfürsten Geduld; das Vermitteln hatte ein Ende; Ludwig griff zu blutiger Strenge. Am härtesten traf er die Empörer durch seinen Vogt Wilhelm von Habern bei Pfeddersheim, wo über 4000, die sich in wilder Flucht auflösten, unter den Säbeln der Reiter ihr Unternehmen mit dem Leben büßten, und mehrere Bürger durch das Schwert des Henkers fielen. — Von Pfeddersheim zog er gegen das Haardtgebirg, wo Neustadt, dessen schnell eingeschüchterte Bürger den Bauern die Thore geöffnet hatten, hart büßen mußte. Die Stadt verlor ihre Rechte, bezahlte mehrere Tausend Gulden, damals eine große Summe, und acht seiner Bürger wurden hingerichtet.

So löschte Blut den blutigen Aufstand, und die Ruhe kehrte hier, wie überall, wo der Kurfürst mit seinen siegenden Truppen erschien, namentlich im Odenwald, in und bei Würzburg und im Bruhrein wieder zurück. Allein die Schlösser, Abteien, Bauernhöfe und Dörfer waren verödet, ganze Districte verarmt, Tausende von Familien der Ernährer beraubt. War auch weit der größere Theil der Landleute unseres Landes bei der Empörung nicht betheiligt, insbesondere die Orte des Westrich, wo die Bewohner von Kübelberg, Steinwenden und Ramstein ꝛc. sogar die Waffen gegen die Empörer ergriffen, so währte es doch lange, bis die

Wunden wieder geheilt waren, welche der zornglühende Wahnwitz entfesselter Waffen geschlagen hatte.

Wie sehr Luther den Bauernaufruhr mißbilligte, zeigt sein Schreiben an die Bauern, worin er sagt: „Gesetzt auch, eine Obrigkeit sei im Unrecht, so entschuldigt das doch keine Rotterei, noch Aufruhr." Später nennt er sie räuberische und mörderische Bauern. Aber auch den Großen sagte er in seiner Gerechtigkeitsliebe und Freimüthigkeit, daß der Druck und der Uebermuth, womit sie die Bauern behandelten, unchristlich sei.

In dieser Zeit, welche alle Geister mächtiger als je zuvor erregt hatte, traten auch die Ritter, einige von hohen, edlen Gedanken bewegt, andere nur unzufrieden mit den Gesetzen des Landfriedens und der wachsenden Macht der Landesfürsten, keck und trotzig auf. Ihr Ziel zu erreichen, schlossen sie ein Bündniß, an dessen Spitze der pfälzische Ritter Franz von Sickingen stand (geboren 1481), ein Mann von hohem, ritterlichem Sinne, ein Beschirmer der Verfolgten, namentlich Ulrich's von Hutten und vertriebener evangelischer Prediger, aber auch voll kühner Entwürfe des Ehrgeizes. Unbekümmert um Landfrieden und Reichsacht brandschatzte er Worms, Lothringen, die Stadt Metz (um 20,000 Goldgulden), und seine Fehden nahmen kein Ende. Sein letztes Unternehmen war gegen den Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, gerichtet. Er hatte schon St. Wendel mit Sturm genommen und Trier eingeschlossen, als die Landgrafen von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz heranzogen und ihn zum Abzug zwangen.

Diese Fürsten zogen im folgenden Jahre vor seine Burg Ranstuhl und zertrümmerten mit ihren Roth- und Feldschlangen die für uneinnehmbar gehaltene Bergveste. Franz selbst, „das Fränzchen von Sickingen" genannt, wurde durch einen Balkensplitter so schwer verwundet, daß er fünf Tage nachher, den 7. Mai 1523, in Gegenwart seiner Sieger, die ihn auf seinem Sterbebett mit freundlicher Rede umstanden, seinen Geist aufgeben mußte.

Das Hauptereigniß, welches die Zeit Ludwig's V. tief bewegte, war die Reformation oder Kirchenverbesserung, welche zum Unglück auch mit einer Kirchentrennung verbunden war.

Ludwig, nach seinem friedfertigen, stets zur Versöhnung und Vermittelung bereiten Charakter, blieb zwar der katholischen Kirche treu, legte aber auch den reformatorischen Bestrebungen

nicht bloß kein Hinderniß in den Weg, sondern verhütete auch, so viel nur möglich, anderwärts gewaltsame Maßregeln.

Die gemäßigten Beschlüsse der ersten Reichstage und der erste Religionsfriede sind hauptsächlich sein Werk; ihm vorzüglich ist es zu verdanken, daß die Feindseligkeiten der kirchlichen Parteien, so lange er lebte, nicht in offenen Religionskrieg ausbrachen. Mit seinem Tode aber, sagten die Zeitgenossen, sei der Friede des deutschen Reichs zu Grabe getragen worden.

Er verdiente seinen Ehrennamen „der Friedfertige" mit vollem Rechte. Denn überall war Friede und Einigkeit das Ziel seines Strebens (gest. 1544).

Sein Bruder und Nachfolger Friedrich II., geboren auf dem Schloß Winzingen 1483, trat gleichfalls den Protestanten nicht entgegen, um so weniger, als sein beim Volke sehr beliebter Neffe, Otto Heinrich, dem Lutherthum mit aller Wärme anhing. Am 3. Januar 1546 wurde der erste protestantische Gottesdienst in der heil. Geistkirche der kurfürstlichen Residenz Heidelberg gefeiert; ja unter dem Heere des schmalkaldischen Bundes fochten auch 900 Mann Pfälzer. Der Kaiser, Karl V., war deßhalb sehr ungehalten und nach seinem Siege über den schmalkaldischen Bund schon entschlossen, der bayerischen Linie die Kurwürde zu verleihen. Es gelang aber Friedrich II., den Kaiser, freilich auf Kosten der Reformation, wieder zu versöhnen. Trat nun auch eine starke Reaction gegen die Reformation ein, so daß auch die Procession bei Geld- und Gefängnißstrafe geboten und Aehnliches angeordnet wurde, so war doch „die Lehre des reinen Evangeliums," von Gelehrten vertheidigt und vom Adel beschützt, schon zu tief im Volke gewurzelt, als daß sie in kurzer Zeit dem Verstande und dem Herzen wieder entrissen werden konnte. Bald aber traten für die Evangelischen wieder günstigere Verhältnisse ein. Kurfürst Moritz von Sachsen nahm plötzlich Stellung gegen den Kaiser und schloß mit einigen mächtigen protestantischen Fürsten einen engen Bund. Die Folge war der Passauer Vertrag (1552), welcher den Protestanten völlige Gewissensfreiheit einräumte und bürgerliche Rechtsgleichheit hoffen ließ. Und so begann auch in der Pfalz die Reformation sich von Neuem zu entwickeln.

Für die Verbesserung der Universität that Friedrich II. sehr viel. Er erhöhete die Gehalte der Professoren, indem er sich durch Säcularisirung von 12 Klöstern, wozu der Papst seine

Genehmigung gegeben, die nöthigen Mittel verschaffte. Die tüchtigsten Gelehrten wurden herbeigezogen, und neue Vorbildungsschulen, Gymnasium und Sapienzcollegium in Heidelberg, geschaffen. Als Curiosum muß bemerkt werden, daß unter den Professoren sich auch eine Frau von klassischer Gelehrsamkeit befand, Olympia Fulvia Morata, Gattin eines Doctors der Medicin, Namens Gründler. Sie wurde berufen, um durch ihre Vorträge das Studium der griechischen Literatur zu heben.

Friedrich II. starb zu Alzei 1555. Sein Nachfolger, Otto Heinrich, oder Ottheinrich, regierte nur 4 Jahre, aber diese kurze Zeit genügte, die neue Lehre in Kurpfalz fest zu begründen und dadurch einen großen Einfluß auf die Zukunft auszuüben. In Sulzbach und Neuburg, das ihm zugefallen war, hatte er schon 1542 die Reformation eingeführt, und am Rheine war eine seiner ersten Regentenhandlungen, dasselbe zu thun. Mit Melanchthon, der ein Pfälzer ist, stand er in steter Verbindung. Die kirchliche Umwandlung ging ohne Zwang vorüber. Otto Heinrich, früher selbst um des Glaubens willen verfolgt, hatte ein zu edles Herz, als daß er nicht jede Gewalt auf dem Gebiete des Glaubens verabscheut hätte. Auch die Universität war für ihn ein Gegenstand ernster Sorge, namentlich wurde die Bibliothek durch ihn so bereichert, daß sie die erste in Europa ward.

Mit ihm starb die Heidelberger Linie 1559 aus. Es folgte die simmerische in der Person des Kurfürsten Friedrich III. „Mit ihm beginnt eine neue, an umfassender Wichtigkeit reiche Fürstenlinie," sagt Häusser; die neuen Regenten greifen mit ihrer Bedeutung über die Grenzen des pfälzischen Landes weit hinaus. „Die simmerische Linie ist, mehr als jede andere, durch Talent, Originalität, umfassende Tendenzen" ausgezeichnet.

Unter Friedrich III. nahmen die dogmatischen Streitigkeiten einen sehr gehässigen Charakter an. Er ließ sich daher, um den Frieden zu erhalten und zu seiner eigenen, besseren Belehrung von dem frommen, sanften Melanchthon ein Gutachten geben und gelangte zuletzt dahin, ungeachtet der Ermahnungen lutherischer Fürsten und Gelehrten, ungeachtet vielfacher Anfeindungen und drohender Gefahren, Lehre und Kirchenordnung der Lutheraner aufzuheben und die reformirte (calvinische) an die Stelle zu setzen.

So lebhaft sich übrigens Friedrich den kirchlichen Angelegenheiten hingab, so fehlte er doch auch den weltlichen Regierungs-

geschäften nicht; die Pfalz hatte an ihm einen der thätigsten, tüchtigsten Regenten. Unter Anderem gab er eine „christliche" Polizeiordnung, welche ein einfaches, wohl gesittetes, nüchternes Leben des Volkes bezweckte. Fluchen, Schwören, Völlerei, Müßiggang wurde bei Strafe verboten; an Sonn- und Festtagen solle Jedermann, „der es Leibes halben vermag," die Kirche besuchen. Wie man die reine Lehre hergestellt habe, sagte er, so solle man auch zu einem reinen Leben zurückkehren. Verfolgte Glaubensgenossen fanden Schutz bei ihm und siedelten sich in der Pfalz an. Viele Klöster wurden eingezogen, so das Mariastift Lautern, Klingenmünster (1565), dann Neustadt und Oppenheim, die Augustiner-Klöster Kirschgarten, Großfrankenthal, Ingelheim, Heerdt; Limburg, Eußerstthal und Otterburg; die Frauenklöster Kleinfrankenthal, St. Lambrecht, Enkenbach; ebenso die Cisterzienserklöster Heilsbruck bei Neustadt, St. Johann, Gommersheim u. s. w. Allmählig wurde immer mehr der verwerfliche Grundsatz befolgt: Cujus regio, ejus religio. Die vertriebenen Mönche und Nonnen mußten sogar das Evangelium predigen hören, weil, was uns wichtig und tröstlich sei, es auch Anderen sein müsse.

Das Wichtigste, was auf dem kirchlichen Gebiet geschah, war die Abfassung des Katechismus, welcher unter dem Namen „Heidelberger Katechismus" symbolisches Buch ward.

In Frankreich hatten indeß die Reformirten viel zu leiden, schon unter Franz I. und Heinrich II. Unter Franz II. wurden sie blutig verfolgt; fürchterlicher noch unter Karl IX. Mit innigster Theilnahme hörte Friedrich die Leiden seiner Glaubensgenossen; er schloß daher, wie Wolfgang von Zweibrücken, mit den französischen Reformirten einen Bund, und beide sagten Condé, dem Haupte derselben, ihre Hülfe zu. Und wirklich rückte des Kurfürsten 24jähriger Sohn, Johann Casimir, mit einem Heere von 11,000 Mann und 4 Geschützen 1568 nach Lothringen vor und vereinigte sich mit den Hugenotten. Diese Hülfe war nicht fruchtlos; im Frieden zu Longjumeau erhielten die Reformirten freie Religionsübung, und Johann Casimir kehrte nach Heidelberg zurück. — Der Krieg aber brach bald wieder aus und brachte die Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht (1572). Johann Casimir machte einen zweiten Zug nach Frankreich, jedoch ohne Erfolg. — Auch den bedrängten reformirten Niederländern schickte der Kurfürst Hülfe gegen den spanischen

Herzog Alba. Des Kurfürsten dritter Sohn führte das Pfälzer Heer an und fand als 23jähriger Jüngling tapfer kämpfend in der Schlacht auf der Mockerhaide seinen Tod (1574).

Ueberall war Friedrich III. ein Beschützer der Reformirten in der Noth. So wurde Oliver Bok, der schon durch die Inquisition zu Antwerpen zum Scheiterhaufen verurtheilt war, durch einen pfälzischen Gesandten befreit und nach der Pfalz gebracht. Die junge Prinzessin von Bourbon, heimlich zum Protestantismus übergegangen und aus ihrem Kloster nach Heidelberg geflohen, fand hier eine Zufluchtsstätte und blieb, weil sie der Vater entweder katholisch oder nie mehr wieder sehen wollte, bis sich Wilhelm von Nassau mit ihr vermählte.

In Heidelberg, St. Lambrecht, Frankenthal und Otterberg erhielten viele flüchtige Hugenotten aus Frankreich und wallonische und batavische Geusen (Bettellumpen) aus den Niederlanden, wo Philipp von Spanien durch die Inquisition die ihm wie ein Verbrechen verhaßte Reformation sammt den niederländischen Vorrechten und Freiheiten gewaltsam unterdrückte, gastliche Aufnahme. Durch alles Dieses aber kam die Pfalz in eine gefährliche Stellung zu dem damals mächtigen spanischen Beherrscher der nahen Niederlande und zu dem Königshause Valois in Frankreich, zumal der pfälzische Calvinismus in Deutschland ziemlich isolirt stand.

Die letzten Tage Friedrich's waren gekommen. Alle seine Handlungen waren einem warmen religiösen Gemüthe und der festen Ueberzeugung entsprungen, daß sein Glaube wahr, das Ziel seines Strebens gut sei. Dies zeigen auch die auf dem Todesbett gesprochenen Worte: „Ich habe der Kirche lange genug gedient, Gott wird sie nicht verwaist lassen; nicht fruchtlos werden die Gebete und Thränen sein, die ich für meine Nachfolger und für die Kirche empor schickte."

Im October 1576 starb dieser fromme, edelmüthige Fürst, an dem die Geschichte nur den einseitigen Eifer für seine Glaubensgenossen beklagt.

Ludwig VI. (1576—1583) war seinem Vater sehr ähnlich in Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit, aber ungleich in seinen dogmatischen Ansichten. Das Lutherthum war es, dem seine ganze Seele gehörte. Das Werk seines Vaters, gegen den er im Leben die Pietät stets bewahrt hatte, wurde daher schnell vernichtet, eine gänzliche Umwälzung des Kirchenwesens durchgeführt.

Den Reformirten wurden die Kirchen genommen, und ihre Prediger und Professoren mußten ihre Stellen Lutheranern einräumen und zum Theil Heidelberg verlassen.

Johann Casimir blieb ebenso fest bei seinem reformirten Glauben, als sein kurfürstlicher Bruder bei dem lutherischen, und zur Ehre Beider muß bekannt werden, daß die brüderliche Liebe unter ihnen ungestört fortbestand. Sie führten einen langen Briefwechsel, ohne alle Bitterkeit, aber auch ohne sich in ihren religiösen Anschauungen zu einigen.

Johann Casimir begab sich nach Lautern, das ihm nebst Neustadt als Apanage zugefallen war. Hier bot er allen bedrängten Reformirten, wie sein Vater, zumal den unglücklichen französischen und wallonischen Reformirten, einen Zufluchtsort. Frankenthal, St. Lambrecht und Otterberg wurden durch solche Flüchtlinge immer mehr bevölkert. Die Familiennamen und selbst Namen der Straßen in diesen Orten geben davon Zeugniß.

In Neustadt bereitete Johann Casimir auch der reformirten Theologie ein Asyl, indem er hier eine Universität gründete, die nach seinem Namen Casimirianum genannt wurde. Viele berühmte Professoren der Theologie, der Medicin und der Jurisprudenz lehrten an dieser neuen Anstalt. — Johann Casimir wies ihr ein ehemaliges Nonnenkloster, die weiße Klause vor dem westlichen Stadtthore an und stattete sie mit reichen Einkünften aus, so daß auch zwölf Stipendiaten unentgeltlich und etwa 60 Bursanten „um ein ziemliches" Wohnung und Unterhalt finden konnten. — Reichten die gewöhnlichen Einkünfte nicht aus, so wurde das Fehlende von der fürstlichen Kammer ersetzt. Die Stiftungsurkunde ist vom 29. März 1578. Noch heute steht über dem Eingang des „Casimirians," der jetzigen Lateinschule, die Inschrift: 1579. DEO ET MVSIS SACRVM.

Die Anstalt, eine Pflanzstätte des reformirten Glaubens, zog sehr viele Fremde an, hier ihre Studien zu machen. Auch hohe Personen, Herzoge, Fürsten und Grafen, Gesandte aus England, den Niederlanden, Frankreich und Polen besuchten Johann Casimir in Neustadt oder Lautern, um wichtige politische, mit den religiösen Interessen verflochtene Angelegenheiten zu besprechen.

Aber auch die materiellen Verhältnisse des Ländchens wurden durch Johann Casimir gehoben. „Schon seit 1555 waren zahlreiche Wallonen aus ihrer Heimath ausgewandert und hatten zum Theil in Frankfurt a/M. Schutz gefunden; man

wollte sie aber zur Annahme der augsburgischen Confession zwingen, da wanderten sie aus und suchten 1561 Schutz in der Pfalz, wo ihnen Frankenthal angewiesen wurde. Die neue Stadt nahm schnell zu, je mehr Niederländer durch Alba's „Blutrath" weggescheucht wurden; zwanzig Jahre lang strömten Flüchtlinge nach der glücklichen Colonie, die schon im ersten Jahrzehnt so überfüllt war, daß sich viele nach andern Orten der Pfalz wandten. Die neue Stadt übertraf die meisten Städte an Wohlstand und Behaglichkeit; die französischen Prinzen Condé und Bourbon zogen den Aufenthalt in Frankenthal jedem andern vor." Durch seine ausgedehnten Tuch-, Sammet- und Seidenmanufacturen wurde Frankenthal die erste Stadt nach der Residenz. — Dazu bildeten sich Filialcolonien zu Oggersheim, Friesenheim, Billigheim (Billikeim), Mannheim, St. Lambrecht und Otterberg.

Im Jahre 1583 starb Ludwig VI., und Johann Casimir übernahm, als Vormund seines Neffen Friedrich IV., die Regierung des Kurlandes. Dies führte ihn von Lautern nach Heidelberg zurück, wo er alsbald, nachdem er vergeblich die kirchlichen Divergenzen zu heben versucht hatte, die Einrichtungen des lutherischen Bruders wieder vernichtete und das Werk seines Vaters wieder aufrichtete. — So war die Pfalz in kurzer Zeit nach einander katholisch, lutherisch, reformirt, dann wieder lutherisch und zuletzt wieder reformirt.

Sein Werk für die Zukunft zu sichern, ließ er dem Kurerben, sogar gegen das Testament Ludwig's VI., eine reformirte Erziehung geben. — Diese Erziehung erreichte ihr Ziel; Friedrich IV. (1592 — 1610) wurde seinem streng reformirten Großvater sehr ähnlich, übertraf ihn aber noch an geistiger Bildung. Unter seiner Regierung dauerten die theologischen Streitigkeiten fort, und die weltlichen entwickelten sich so weit, daß die Waffen jeden Augenblick die blutige Entscheidung zu übernehmen drohten. Die Katholiken bestanden fest auf dem im Augsburger Religionsfrieden (1555) beigefügten Reservatum ecclesiasticum, geistlichen Vorbehalt, wonach jeder katholische Geistliche, der die Religion ändere, seine Präbende verliere, und wenn er als Bischof oder Erzbischof ein Land regiere, seines Amtes und Landes verlustig werde. Die Protestanten bestritten dies heftig und waren sogar, insbesondere Johann Casimir, dem Kurfürsten, Erzbischof Gebhard von Köln, der die Reformation in seinem

Kurfürstenthum einführen wollte und so ein neues, protestantisches Kurfürstenthum geschaffen hätte, mit bewaffneter Macht zu Hülfe gezogen. Vergebens! Gebhard blieb von seinem Kurfürstenthum ausgeschlossen. Niederländische Truppen unter Alexander von Parma rückten auf Befehl des Kaisers zum Schutze des neuen Erzbischofs und Kurfürsten, Ernst von Bayern, Herzog Wilhelm's V. Bruder, in das Kölner Land ein. — Hierüber neue Beschwerden der protestantischen Fürsten. Sie verlangten Entfernung der ausländischen Truppen, damit der niederländische Krieg sich nicht nach Deutschland herüberziehe. Auch über das Verfahren des Reichskammergerichts und Reichshofraths erhoben sie vielfache Klage. Dazu kam, daß der neu entstandene Jesuitenorden, von dem Grundsatze ausgehend, der verirrte Christ müsse durch jedes Mittel zur Mutterkirche zurückgebracht werden, das Feuer der Zwietracht anhaltend schürte, und Kaiser Rudolf II., der Nachfolger des milden, edlen Maximilian II., die Rolle des Vermittlers mit der des Parteiführers vertauschte und 1607 über die Stadt Donauwörth, wo man auf strafbare Weise die Procession gestört hatte, die schwere Strafe der Reichsacht aussprach. Maximilian von Bayern vollzog die Acht, unterdrückte die protestantische Religion in der Stadt durch die Jesuiten, verlangte drei Tonnen Goldes als Executionskosten und behielt endlich die Stadt für sich, weil sie diese Summe nicht aufzubringen vermochte. Dies steigerte die Erbitterung der Protestanten nicht wenig, während andererseits die Katholiken den Vertrag von 1555 als ein ihnen abgezwungenes Zugeständniß betrachteten, das von den Protestanten noch dazu durch falsche Deutung und offene Gewalt mißbraucht und ausgebeutet werde.

Bei dieser Spannung der Parteien wurde 1608 der protestantische Bund, die Union, und 1609 der katholische, die Liga (Ligue) geschlossen. An der Spitze des ersten stand unser Kurfürst Friedrich IV., an der des zweiten Maximilian von Bayern, also die Häupter der zwei Hauptlinien des Hauses Wittelsbach. — Beide Bündnisse rüsteten sich zu einem brudermörderischen Kampf, dessen Preis das schlaue, stets lauernde Ausland davontragen sollte.

Friedrich IV., die kommenden Gefahren ahnend, machte aus dem Dorfe Mannheim mit seiner Friedrichsburg eine starke Festung und bewies durch die Wahl dieses Punktes, eines auch jetzt noch strategisch wichtigen Platzes, einen richtigen militärischen

Blick. Am 17. März 1606 wurde der Grundstein zu der Festung und einer Stadt gelegt, welche ein Glanzpunkt an den Ufern des Rheines zu werden bestimmt war.

Union und Ligue traten in dem Jülich'schen Erbfolgestreit zum ersten Mal thätig auf. Im Jahre 1609 war nämlich der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg, zugleich Besitzer von Mark und Ravensberg, kinderlos gestorben. Ansprüche hatten zunächst durch ihre Frauen der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg; aber auch Sachsen erhob Ansprüche und der Kaiser selbst betrachtete das Land als heimgefallenes Lehen. Die protestantische Partei wollte vor Allem das Land nicht an Habsburg kommen lassen und wurde deßhalb von Heinrich IV. von Frankreich, der Oesterreichs Macht in Deutschland brechen wollte, aber schon 1610 durch Ravaillac's Mörderhand fiel, willig mit Truppen unterstützt. Auch das protestantische Ausland, die Schweiz, Dänemark, England und Holland wurden zur Theilnahme am Bunde eingeladen. (Der Fluch der Unverträglichkeit im eigenen Hause und des Parteihasses.) Es kam zu einzelnen, aber nicht entscheidenden Kämpfen. Die Union bewies sich kraftlos, besonders seit unser Kurfürst, ihr Haupt, schon lange kränkelnd, 1610 gestorben war, und nachdem der Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, vom Kurfürsten von Brandenburg handgreiflich beleidigt, sich mit der katholischen Schwester Maximilian's von Bayern verheirathet, selbst die katholische Religion angenommen und dadurch die Unterstützung der Liga erhalten hatte.

Bald sah man von der Fortsetzung des Kampfes, zumal wegen der Theilnahme der fremden Truppen, nur Verderben für das Land voraus; Brandenburg und Pfalz-Neuburg, welche sich gleich Anfangs in Besitz des Landes gesetzt hatten („die possidirenden Stände"), zeigten sich daher geneigt, die Sache einer friedlichen Entscheidung zu überlassen. Hiernach blieben die Genannten im Besitz und setzten eine gemeinschaftliche Regierung ein, welche fortbestand, bis 1666 ein Theilungsvertrag zu Stande kam. (Was bei der Theilung an die Pfalzgrafen von Neuburg kam, ging später auf Karl Theodor und Max Joseph über.)

Unter Kurfürst Friedrich V. kam die bittere, von religiösen und politischen Interessen und Leidenschaften genährte Feindschaft zum furchtbaren, allgemeinen Ausbruch. Die Protestanten in

Böhmen hatten nämlich das im Majestätsbrief ihnen eingeräumte Recht, Kirchen und Schulen zu bauen, auch auf das Gebiet von Bischöfen und Aebten ausgedehnt. Der Kaiser aber verwarf diese Auslegung und ließ eine protestantische Kirche auf geistlichem Gebiet niederreißen, eine andere schließen. Dies war das Signal zu Gewaltthätigkeiten, welche so weit gingen, daß man die kaiserlichen Abgeordneten am 23. Mai 1648 nach „altböhmischem Brauch“ aus den Fenstern des Prager Schlosses hinabstürzte; das der Eingang zu einem Kriege, der seine Geißel dreißig Jahre lang über Deutschland schwang. — Die Böhmen wurden bald nach jener Gewaltthat zur allgemeinen Empörung fortgerissen und erklärten König Ferdinand II., dessen unerbittliche Strenge gegen den Protestantismus schon die Steiermärker erfahren hatten, des Thrones verlustig und wählten unsern Kurfürsten Friedrich V. zum König von Böhmen (5. September 1619).

Friedrich V., erst 23 Jahre alt, jugendlich begeistert für die Rettung seines bedroheten Glaubens und für die Traditionen seiner nächsten Ahnen, angespornt von seiner ebenso jungen, nur stolzeren und ehrgeizigeren Gemahlin, einer englischen Königstochter, vertrauend auf trügerische Hülfe, nimmt in böser Stunde, taub gegen Abmahnungen, Warnungen und Bitten (selbst seines Vetters Maximilian von Bayern, seiner verständigen Mutter und vieler seiner eigenen Räthe), die dornenvolle Krone an. Er trug sie nicht lange. Der Kaiser und Maximilian von Bayern rückten mit Heeresmacht in Böhmen ein. Die erwartete Hülfe für Friedrich aber blieb aus; sein Schwiegervater, Jakob I., hatte nur Worte zu seiner Unterstützung; die kraftlose Union wollte sich wegen der rebellischen Böhmen nicht in den Kampf mischen; Frankreich und Niederland gaben die Pfalz und Böhmen preis. So kam es, daß die einzige Schlacht am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) dem unglücklichen Fürsten die Königskrone und seinen Kurhut entriß, und die Union sich auflöste. Friedrich V., der „Winterkönig“ genannt, floh nach Holland, verfolgt von der Reichsacht, und seine Gattin, eine Stuart, konnte in Brandenburg bei ihrem Schwager kaum eine ruhige Stätte finden, wo sie der Frucht ihres Leibes genese.

Jetzt wäre der Moment gekommen gewesen, wie es wohlmeinende weise Männer beim Augsburger Religionsfrieden gewünscht hatten, „die streitige Religion durch christliche, freundliche,

friedliche Mittel zu einhelligem Verstand und Vergleichung zu bringen" und unsägliche Kriegsleiden, welche Deutschlands Kraft verzehrten, vom Vaterlande fern zu halten. Aber nein! Die Böhmen wurden nicht bloß als Rebellen, „mit denen keine Weitläufigkeiten und Exceptionen zu machen," unmenschlich grausam behandelt, sondern auch mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgeführt; die Jesuiten wurden zurückgerufen, Prediger und Schullehrer der Protestanten vertrieben, und wer seinem Glauben treu bleiben wollte, mußte das Land verlassen. An 30,000 Familien wurden so ihres Vaterlandes und des größten Theils ihres Vermögens beraubt und mußten büßen, was freilich wüste Zerstörungswuth an Kirchen, Bildern und heiligen Gefäßen gesündigt hatte. (Fanatismus auf beiden Seiten.) Dies erfüllte allenthalben mit Furcht und banger Ahnung dessen, was kommen werde. —

Auf der anderen Seite blieb Ernst von Mansfeld noch gegen den Kaiser und die Ligue auf dem Kampfplatz. Mit nur sehr geringen Streitkräften, aber unerschöpflich an Schlauheit und Kriegslist, setzte er die kaiserlichen und liguistischen Länder in Schrecken. Herzog Christian von Braunschweig leistete ihm wackeren Beistand. Und so war an eine ruhige Ausgleichung auf dem Wege des Rechts nicht zu denken, um so weniger, als Mansfeld den Krieg durch den Krieg ernährte, d. h. seine Kriegsknechte von Raub, Plünderung und Brandschatzung leben ließ. Sein Kampfgenosse, Christian von Braunschweig, der im Haag einen Handschuh der Kurfürstin genommen und auf den Hut gesteckt hatte, mit dem Schwur, das Schwert nicht ruhen zu lassen, bis er die schöne Fürstin wieder in ihr Land geführt habe, ein Mann von unermüdlicher Thatkraft, aber auch von wilder Leidenschaftlichkeit, scheint Mansfeld im Zerstören und Brandschatzen noch übertroffen zu haben, indem er so weit gegangen sein soll, daß er „das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig betrieb." — Wir folgen dem Gang des Krieges nicht; wir übergehen, wie Mansfeld den tapferen Tserclas, Graf von Tilly, bei Wiesloch besiegte und dadurch dem Kurfürsten den kurzen Rücktritt in sein Land möglich machte, wie dann Friedrich von Baden-Durlach 1622 bei Wimpfen von Tilly und Cordova geschlagen und nur durch die heldenmüthige Selbstaufopferung der 400 Pforzheimer gerettet wurde u. s. w.; wir schildern nur die Leiden der Pfalz.

Gleich zu Anfang des Krieges zogen spanische Truppen unter dem Marchese von Spinola aus den Niederlanden den Rhein herauf, die Pfalz zu besetzen, wogegen der pfälzische Administrator, Johann von Zweibrücken, weil es fremde Truppen seien, erfolglos Beschwerde erhob. Im August 1620 ergab sich ihm die Stadt Kreuznach und mußte auf Befehl des Kaisers einem Markgrafen von Baden (von der katholischen Linie) huldigen, während die spanischen Soldaten auf dem flachen Lande schonungslos hausten. Sobernheim, Simmern, Oppenheim, Alzei fielen schnell in spanische Hände. Die Unirten, bei denen die Mannszucht vernachlässigt war und die Desertion täglich mehr einriß, mußten überall vor der militärischen Ueberlegenheit und Klugheit Spinola's weichen. Auch die Niederlande, mißmuthig über den Gang des Krieges, zogen sich rasch zurück, woher das Sprichwort entstand: Er läuft wie ein Holländer. Auch sie ließen auf ihrem Zuge überall Spuren ihrer barbarischen Plünderungen zurück. So stand es in der Pfalz, als die Trauerkunde vom „weißen Berge" eintraf.

Es wurde Waffenstillstand geschlossen. Kaum war er aber im August 1621 abgelaufen, als der Krieg von Neuem in der alten barbarischen Weise begann. Die Pfälzer plünderten die bischöflichen Dörfer, Forst, Ruppertsberg, Deidesheim, Maykamm und andere am Haardtgebirg, und hausten selbst in pfälzischen Orten so barbarisch, daß sie statt „Landesverwehrer" die „Pfalz-Verheerer" genannt wurden. Ebenso verfuhren die Spanier an der Bergstraße und in Kaiserslautern, von wo sie unter Don Corduba über Lambsheim und Oggersheim nach Frankenthal zogen. (Anekdote vom Schäfer Hans Warsch in Oggersheim, welcher, allein im Orte zurückgeblieben, eine vortheilhafte Capitulation bewirkte und den Platz rettete.) — In Frankenthal lag eine tapfere Besatzung, welche von einer treuen, kampfesmuthigen Bürgerschaft kräftig unterstützt wurde. Die Frankenthaler bewiesen eine solche unerschrockene Standhaftigkeit, daß sie, nachdem ihre Stadt schon lange mit glühenden Kugeln beschossen und ihre Mauern schon sehr beschädigt waren, die spanische Aufforderung zur Uebergabe gegen freien Abzug und gutes Quartier mit der trotzigen Antwort, „sie seien mit ihrem Quartiere wohl zufrieden," abwiesen und noch bittere Bemerkungen über spanische Treue und Ehrlichkeit einfließen ließen. Mansfeld's rasches Erscheinen, der sich bei Mannheim mit den

Truppen de Beer's, eines Engländers, und des tapferen pfälzischen Obersten Obentraut vereinigt hatte, befreite die muthig ausharrende Stadt. Zum Dank für den Entsatz zahlte Frankenthal 12,000 Gulden an Mansfeld, welche dieser noch durch die Erpressungen vermehrte, die er dem Bischof von Speyer, dem Bruchrein und der ganzen Gegend am Haardtgebirg bis nach Lautern auferlegte, die er „in Mansfeldischer Weise" durchzog. Von Lautern, wo er nur in die Vorstadt gelangt war, rückte er in die Gegend von Landau und Germersheim. — Nun kam Tilly heran und ließ gleichfalls überall durch Plünderungen und wilde Grausamkeit seiner rohen Soldateska eine traurige Erinnerung zurück. In Heidelberg, der schönen pfälzischen Hauptstadt, forderte er Bürgerschaft und Besatzung höflich auf, die Stadt zu übergeben. Allein die Regierung antwortete gewissenhaft und treu, einem solchen Verlangen zu entsprechen, vertrage sich nicht mit der Pflicht gegen ihren rechtmäßigen Herrn, und der Commandant erklärte, er werde die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Sollte der Herr General Lust haben, dies zu versuchen, so werde er erfahren, daß die Heidelberger Besatzung der Frankenthaler an Muth nicht nachstehe. Die Stadt wurde aber dennoch trotz der tapfersten Vertheidigung nach einer ziemlich langen Belagerung von Tilly erstürmt und fürchterlich mitgenommen; Grausamkeiten, wie sie bei Erstürmungen leider immer vorkommen, wurden hier in entsetzlicher Menge drei Tage lang an Alt und Jung, Männern und Frauen verübt (1622).

Nach einigen Tagen sah sich der Gouverneur von der Merven genöthigt, auch das Schloß, wohin er sich mit vielen Bürgern vor der Uebermacht zurückgezogen hatte, dem Feinde zu übergeben.

Unterdessen war auch das linke Rheinufer der Schauplatz blutiger Scenen. In Germersheim konnte Leopold von Oestreich nur durch die Drohung, jeden Mörder erschießen oder aufhängen zu lassen, dem Blutbade, welches seine Croaten unter Bürgern und Soldaten, Frauen und Kindern anrichteten, ein Ende machen. Landau, Neustadt, Kirrweiler, Deidesheim u. s. w. wurden von Truppen Tilly's besetzt.

Nach der Einnahme von Heidelberg war nur Mannheim und Frankenthal, „der jugendliche Sitz einer tapferen und eifrig reformirten Bürgerschaft aus hugenottischem Blute, an Treue und Ergebenheit jeder andern vergleichbar", in den Händen der

Pfälzer. — Am 20. September 1622 erschien Tilly vor Mannheim. Nach einer Belagerung von sieben Wochen wurde eine für die Besatzung ehrenvolle und die Bürger schützende Capitulation abgeschlossen, und Tilly nahm die Stadt in Besitz. Von hier zog er gegen Frankenthal, auch diesen letzten standhaften Rest der Pfalz seinen siegreichen Waffen zu unterwerfen. Er mußte aber bald wieder abziehen, weil ihm bei den muthigen Ausfällen der Besatzung und der Bürger eine Belagerung zur Winterszeit nutzlos und verderblich erschien. Einen Theil seiner Truppen ließ er in der Umgegend zurück. Das übrige Land war von den Spaniern besetzt und so ausgesogen, daß des Kurfürsten unschuldige Mutter keinen Wohnsitz fand und nach Schorndorf, im Würtembergischen, auswandern mußte.

Die Spanier behandelten das Land wie herrenlos, ließen sich den Eid der Treue schwören, confiscirten die Güter der Geflüchteten und leerten die Kassen, deren Inhalt für die rechtmäßige Regierung bestimmt war. Besonders gedrückt fühlte sich Frankenthal, dessen pfälzische Besatzung in Folge eines 1623 von den Fürsten geschlossenen Vertrags gezwungen war, die Festung den Spaniern ohne Schwertstreich auf achtzehn Monate zu übergeben. So stand die ganze Pfalz diesseits des Rheins unter spanischer Militär-Herrschaft.

Zu dem materiellen Druck, der auf der Bevölkerung lastete, kam ein noch härterer, der Gewissensdruck. Schon seit dem Einrücken der Spanier wurde die Ausübung der protestantischen Religion überall gehemmt. In Heidelberg zogen mit Tilly die Jesuiten ein; die Heilige-Geist-Kirche wurde diesen Jüngern Loyola's übergeben; die protestantischen Geistlichen und Lehrer wurden aus der Stadt vertrieben, und Tausende von reformirten Bürgern und Bauern mußten im Auslande Schutz suchen. Die Universität stellte allmählig ihre Thätigkeit ein, da der Studirenden immer weniger kamen, im Jahre 1626 nur ein Student immatriculirt wurde. Auch die übrigen Schulanstalten des Landes standen still. So lesen wir in einem Programm „de Neostadio ad Hartam" vom Jahre 1653, daß Michael Cramer, geboren in Lautern, Rector des Kurfürstlichen Gymnasiums „Newstadt," am 23. October 1633 nach neun Uhr die Schulgesetze vorlas, nachdem sie unter den Waffen dreizehn Jahre lang tief geschwiegen hatten („cum inter arma per XIII annorum spatium altissime siluissent"), und daß an demselben

Tage Daniel Pareus, der berühmte pfälzische Historiker, als Conrector zu Neustadt eingeführt wurde, derselbe, der im Blutbad zu Lautern anno 1635 den 7. Juli „elendig umgekommen ist" („in Laniena Lutrensi misere trucidatus est"). Cramer wurde aus diesem Blutbad gerettet. Er erzählt selbst: „Anno 1622 (nachdem die Spanische die Churpfalz disseits Rhein, und also auch Neustatt occupirt) mußte ich neben anderen Kirchen- und Schuldienern wegen der Religion fortwandern. Da ich mich etliche Jahr in Bergzabern ufgehalten und die Gerichtschreiberey zu Barbelroth dem Herzogthumb Zweibrücken zuständig, versehen, bis ich anno 1633 — wieder naher Neustatt revocirt wurde. Weil aber die Spanische und Kaiserliche abermahl dieser Stadt sich näherten, bin ich anno 1635 naher Lautern, fumum fugiens, geflohen, und aus selbigem Blutbad errettet, wieder hier (Neustadt) angelangt."

Die Bibliothek zu Heidelberg, der größte Bücherschatz Europa's, mit $3\frac{1}{2}$ Tausend Handschriften, wurde als Kriegsbeute von Maximilian von Bayern dem Papste zum Geschenk gemacht und in fünfzig Frachtwagen über die Alpen nach Rom gebracht, wo sie als Bibliotheca Palatina im Vatican aufgestellt wurde (1623) und fast ganz unbenützt stand, bis sie nach beinahe zwei Jahrhunderten in Folge des Pariser Friedens, wenigstens zum Theil, wieder nach Heidelberg zurückkehrte.

Der Kaiser und das Haupt der Ligue waren 1623 Herrn von Süddeutschland. Bald erlag auch der Norden Deutschlands ihren Waffen. Tilly und Wallenstein blieben Sieger gegen Mansfeld, Braunschweig, den Herzog von Weimar und den König von Dänemark; ihre Heere standen an den Marken Deutschlands, der Eider und der Ostsee. Der Kaiser schien jetzt Alles wagen zu dürfen: er machte seinen Feldherrn Wallenstein zum Reichsfürsten, Herzog von Friedland, gab ihm die Länder der geächteten Herzoge von Mecklenburg und erließ gegen die Protestanten das Restitutionsedict (1629), nach welchem alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter zurückgegeben werden sollten. Dieses Edict, welches zugleich die Reformirten vom Rechte der Duldung ausschloß und fast achtzigjährigen Besitz vernichtete, bedrohete die ganze Existenz des Protestantismus, zumal in der Pfalz, wo ohnehin links des Rheins die Spanier, Jesuiten und Franciskaner das Bekehrungswerk, „die glückselige Wiedergeburt", schon lange betrieben.

Waren nun auch die protestantischen Stände, welche es bisher mit dem Kaiser gehalten, wie Sachsen und Brandenburg, für ihren Besitz ernstlich besorgt und zu dessen Schutz unter die Waffen gerufen, so waren sie doch unfähig, die deutsche Reformation von dem Untergang zu retten. Die Rettung mußte leider von der Politik des Auslandes kommen und kostete hohen Preis.

Frankreich, besorgt wegen der gewaltigen, drohenden Macht des östreichisch-spanischen Hauses Habsburg, mit dem Kaiser ohnehin wegen Mantua im Kriege begriffen, trat, während es die Protestanten im eigenen Lande unterdrückte, auf die Seite der protestantischen Staaten. Sein kluger, den ganzen Staat beherrschender Minister Richelieu suchte zunächst den damals mächtigen, im Krieg gegen Polen als tapferen Feldherrn bewährten König von Schweden, den für den evangelischen Glauben glühend begeisterten, frommen Gustav Adolph, zur bewaffneten Unterstützung der Protestanten in Deutschland zu bewegen. Offenen bewaffneten Beistand leistete Frankreich selbst vorerst nicht, sondern nur Unterstützung an Geld.

Gustav Adolph, der sich berufen fühlte, der Beschützer einer heiligen Sache zu werden, und zugleich von politischen Interessen und Gedanken des Ehrgeizes geleitet, erkannte zwar die Größe der Gefahr, der er in Deutschland entgegenging, wo ihn sieggewohnte Feldherrn, wie Tilly und Pappenheim, erwarteten, landete aber dennoch im Sommer 1630 mit 15,000 Mann kriegstüchtiger, wohldisciplinirter Truppen an der deutschen Küste. Kaum gelandet, knieet der fromme König mit seinen Kriegern nieder und betet um göttlichen Beistand. „Je mehr Betens, rief er aus, desto mehr Sieg; fleißig gebetet, ist halb gefochten."

Und nun ging es vorwärts, jedoch Anfangs langsam, weil die deutschen Fürsten ihm mißtraueten und ihren Beistand versagten. Aber bald mußten die Kaiserlichen Pommern und Mecklenburg räumen; Frankfurt an der Oder wurde erstürmt (die schreckenvolle Eroberung Magdeburgs konnte er nicht verhüten); die Schlacht bei Breitenfeld ward siegreich gegen Tilly und Pappenheim geschlagen und dadurch dem Kaiser fast Alles entrissen, was er seit dreizehn Jahren errungen hatte. Anfangs December 1631 stand Gustav Adolph bei Oppenheim und Mainz an den Ufern des Rheins; am 7. überschritt er den Fluß. Speyer, Germersheim, Landau, Neustadt, Weißenburg u. s. w. waren bald von seinen Truppen besetzt; nur Heidelberg, Frankenthal

und Philippsburg, von wo die Besatzungen oft verheerende Ausfälle machten, namentlich Neustadt hart heimsuchten, blieben noch einige Zeit in den Händen der Spanier. Endlich zogen sich auch diese, jedoch nicht ohne Kampf, zurück. So kam es bei Rockenhausen, Lauterecken und Ulmet zu blutigen Gefechten. Der Rückzug war allenthalben mit Plünderung und Gewaltthaten bezeichnet.

Die Pfalz war nun von spanischer, nicht aber von schwedischer Herrschaft frei. Kurfürst Friedrich V. konnte daher die Regierung seines Landes auch jetzt noch nicht antreten. Denn er nahm die Bedingungen nicht an, unter welchen ihn Gustav Adolph, der sich an vielen Orten Deutschlands sogar huldigen ließ, in sein Land zurückführen wollte.

„Es scheint mir, schrieb der Kurfürst an seine Gemahlin, als wolle man die Bergstraße behalten und das Uebrige so beschweren, daß ich nichts davon hätte. Ich hätte nie gedacht, daß Gustav so mit mir verführe; — behandelte er mich, wie er sollte, ich würde ihn von ganzem Herzen lieben. Ich fange an, von ihm die Hoffnung zu verlieren."

Der Tod beider änderte die Lage der Dinge. Gustav Adolph fand bei Lützen (1632) den Heldentod, und nur 13 Tage später folgte ihm zu Mainz der unglückliche Kurfürst, erst 36 Jahre alt. Friedrich's Herz ist in Oppenheim beigesetzt, sein Leichnam aber fand auch im Tode keine Ruhe und wurde erst lange nachher in Metz begraben. Seine Wittwe, eine Enkelin der Maria Stuart, vom Stuart'schen Schicksale verfolgt, verlangte nun von Oxenstjerna, dem Reichsverweser Schwedens, für ihren unmündigen Sohn Karl Ludwig die Pfalz zurück. Ihrem Verlangen wurde entsprochen, und Pfalzgraf Philipp Ludwig übernahm als Vormund die Regierung. Ordnung und Ruhe kehrte nun zurück, die Leiden des Krieges wurden gemildert. Das Land fühlte, daß es wieder unter der einheimischen, rechtmäßigen Regierung stand. Kirchen und Schulen begannen ein neues Leben; die Universität Heidelberg begann ihre Wirksamkeit wieder, ebenso die Gymnasien zu Kreuznach, Oppenheim und Neustadt (siehe Seite 50). Der Landmann konnte seinen Acker wieder bauen und sich der Früchte seines Fleißes freuen. Zum Glück war das Jahr 1634 ein so gesegnetes, daß manche frühere Noth vergessen wurde. In Germersheim waren zwar, berichtete der pfälzische Staatsmann Joachim von Rusdorf, welcher die

Bewohner von Germersheim, Frankenthal, Neustadt u. s. w. huldigen ließ, die öffentlichen Gebäude im Verfall und außer Stand, Jemanden aufzunehmen, aber die Menschenleere hatte doch aufgehört und über den zertretenen Boden ging jetzt wieder der Pflug. In Neustadt waren die Bewohner wieder eingezogen, die drei alten Geistlichen wieder eingesetzt und das Land ringsum trefflich angebaut. Eine kurze Frist der Ruhe und ungestörten Pflege hätte hier und im ganzen Lande das alte Glück und Behagen des pfälzischen Landes bald zurückgeführt.

Aber die Zeit dieses bescheidenen Glücks war schnell vorüber, und es folgten nach der Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634), welche das schwedische Heer fast vernichtet hatte, Kriegsschrecken und Leiden, gegen welche die früheren als leicht und klein verschwanden. Die Trümmer der schwedischen und weimarischen Truppen eilten flüchtig dem Rheine zu und verübten in der Auflösung als zügellose Horden furchtbare Gräuel, so daß Elend und Hungersnoth, ehe nur der Feind erschien, allenthalben, wohin die Verbündeten kamen, in schrecklicher Weise herrschten. Die Verbündeten, schreibt Rusdorf, richten mehr Unheil im Lande an, als jemals irgend ein Feind angerichtet; sie geben der Pfalz die letzte Oelung. Speyer, wo die Schweden schon zwei Jahre vorher die „Vorstatt Altspier“ dem Boden gleichgemacht hatten, und Worms schlossen aus Angst vor den Verbündeten die Thore. Der Regent, Ludwig Philipp, suchte durch ernste Vorstellungen und Beschwerden bei Oxenstjerna, den er sogar an Wallenstein's wegen Erpressungen erfolgte Absetzung zu erinnern wagte, seine Unterthanen von den furchtbaren Drangsalen zu befreien, aber vergebens. Was vermochten in einer solchen Zeit Worte ohne Gewalt!

Indeß kamen die Feinde an. Heidelberg ward von bayerisch-kaiserlichen Truppen beschossen und geplündert, das Schloß belagert, bis die Franzosen endlich an dem Kriege Antheil nahmen, den Rhein überschritten und die pfälzische Hauptstadt entsetzten. Aber auch diese „Befreier“ waren eine Geißel für das Land; das Elend stieg von Tag zu Tag; „die Franzosen verlieren, schrieb Rusdorf an die Kurfürstin, auch ihren Ruf einer besseren Ordnung und Zucht.“

Die Franzosen konnten sich nicht lange halten; durch Krankheit und Entbehrungen geschwächt, mußten sie sich auf das linke Rheinufer zurückziehen. Auch Herzog Bernhard hatte keine Hülfe;

zwei Drittheile seines Heeres waren vor Elend kampfunfähig. Dagegen waren die Kaiserlichen in gewaltigen Massen herangezogen. Gallas kam mit 20,000 Mann, besetzte Heidelberg und das umliegende Land, und vom Niederrhein her drohete Piccolomini. Herzog Bernhard zog sich nach dem Westrich und gegen Lothringen zurück; mit ihm zog Pfalzgraf Ludwig Philipp und seine Regierung, die sich bisher noch in Frankenthal, aber machtlos, erhalten hatte. Bei dieser Gelegenheit nahmen sie, weil man auch die Gräber nicht sicher glaubte, Friedrichs Leichnam, der unbeerdigt in Frankenthal gestanden, mit sich fort und begruben ihn endlich in Metz.

Bald war die ganze Pfalz mit Ausnahme von Frankenthal in den Händen der Kaiserlichen und litt furchtbare Drangsale. Kaiserslautern wurde am 17. Juli 1635 erstürmt und 3 Tage lang der brutalsten Plünderung und einem schrecklichen Blutbade preisgegeben; auch das Schloß zu Landstuhl wurde genommen, und Frankenthal von der ausgehungerten Besatzung gegen freien Abzug den Spaniern übergeben. Die Festungswerke von Mannheim wurden geschleift.

Alle geordnete Regierung hörte nun auf, und das Elend erreichte eine Höhe, an welche der Verstand zu glauben sich sträubt. Man mordet, schrieb ein Augenzeuge, aus Genuß und Zeitvertreib, man sucht alle Arten schrecklicher und bis jetzt unerhörter Marter hervor, um das arme Volk zu quälen. Schändungen jedes Alters sind nur Spiele, von Plünderungen braucht man nicht zu reden. Selbst der Regent des Landes, seine Umgebung, seine Räthe konnten ohne Bedeckung sich nicht eine halbe Stunde von der Stadt entfernen, wenn sie vor den Mißhandlungen ihrer Beschützer wollten sicher sein. „Das Land, schreibt Rusdorf, ist völlig ruinirt; die Unterthanen sind trostlos und in Verzweiflung; das pfäzische Land gleicht einer arabischen Wüste. Alle Liebe der Unterthanen gegen ihren Fürsten, aller Gehorsam ist dahin, weil sie sehen, daß man sie vor Mord, Druck, Peinigung und barbarischer Gewalt nicht schützen kann. Wir selbst hören nichts als täglich Jammern und Wehklagen; die armen Leute rufen unsere Hülfe bei Gott und allen Heiligen an, aber wir können nichts, als mit Thränen und Seufzen ihnen Trost zusprechen."

Diese Seufzer preßten die Verbündeten aus. Die Feinde konnten kaum noch Jammer hinzufügen; und doch war

der Kelch des Jammers noch nicht voll. Das moralische und physische Elend stieg immer höher. Ein Decret vom 14. Nov. 1636 befahl, „alle calvinischen und lutherischen Prädicanten sammt ihren Weibern, Kindern und Gesinde" aus dem Lande zu schaffen, und zu der Rohheit und wüsten Zerstörungssucht, der Grausamkeit und thierischen Genußsucht der unheilschaffenden Menschen gesellte sich in den Jahren 1636—1638 Hungersnoth und eine furchtbare Pest. Wurzeln und Gras mußten den Hunger stillen, selbst Thiere vom Schindanger und, es ist schrecklich zu sagen, Menschen dienten zur Nahrung. Was Mord und Flucht von den unglücklichen Bewohnern übrig gelassen hatte, wurde großentheils eine Beute des Hungers und der Pest, so daß „das lachende Paradies des pfälzischen Landes einem verödeten Kirchhofe gleich sah." „Das Menschenfressen war in der Pfalz zu einem mehr als thierischen Grade gekommen; denn wenn auch von den Fällen, die von Alzei, Otterberg, Zweibrücken, Bergzabern und anderen Orten erzählt werden, nur die Hälfte wahr wäre, würde es hinreichen, um das Maß des Schauders zu füllen." In Bayern blieb an manchen Orten kaum der zehnte Theil von der Pest verschont. —

Der Krieg dauerte trotzdem bis 1648 fort; selbst die schon 1641 begonnenen Friedensunterhandlungen hemmten ihn nicht. Das Glück der Waffen war bald auf der einen, bald auf der andern Seite und steigerte jedesmal die Forderungen des Siegers; für das ganze Vaterland aber trat kein Wechsel ein; nur Unglück war sein Loos. Plündernde Heere durchzogen Freundes- und Feindesland. Endlich brachte der westphälische Friede die lange ersehnte Ruhe. Der Krieg hörte dort auf, wo er angefangen hatte. Der schwedische General Königsmark nämlich und der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken-Kleeburg (der Sohn des Pfalzgrafen Johann Casimir und der schwedischen Königin Katharina, Neffe Gustav Adolph's und späterer König Karl X., Vater und Großvater der berühmten nordischen Helden, Karl's XI. und Karl's XII., welche ihre Zweibrücker Ländchen durch Statthalter regierten), hatten die Kleinseite Prags bereits erobert, als die Friedensboten aus Westphalen die gezückten Schwerter in die Scheide schoben.

Nach den Friedensbestimmungen blieb nun die pfälzische Kurwürde sammt der Oberpfalz und der Grafschaft Cham dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, den der Kaiser

schon 1623 auf Lebenszeit und später erblich mit der Kur belehnt hatte; die Rheinpfalz wurde an Karl Ludwig zurückgegeben, für den zugleich eine achte Kur und die Erzschatzmeisterwürde geschaffen wurde. In Sachen der Religion wurde der Religionsfriede von 1555 von Neuem bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt. Bezüglich der Kirchengüter sollte das Jahr 1624 als Normaljahr gelten.

Durch diesen Frieden wurde Kurfürst Karl Ludwig in das Land seiner Väter zurückgeführt, welches er 30 Jahre lang als Verbannter verloren und seit seiner Mündigkeit, ungeachtet seines guten Rechtes, vergebens zu gewinnen gesucht hatte. Seine Bemühungen waren besonders deßhalb ohne Erfolg geblieben, weil er von seinem Oheim, König Karl I. von England, nur wenig unterstützt worden war, was daraus erhellt, daß Oxenstjerna seiner Mutter Elisabeth Stuart sagen konnte, sie solle Se. Majestät von England, ihren vielgeliebten Herrn Bruder, dahin zu bringen suchen, daß er nicht nur mit Botschaften und Sendungen, sondern auch mit wirksameren Mitteln ihr und ihrer Kinder Wohl zu fördern suche.

Ehe Karl Ludwig nach der Pfalz zurückkehrte, ging er nach Nürnberg, um dort, unterstützt von seinem oben genannten zweybrücken-kleeburgischen Vetter Karl Gustav, einen Nachlaß der von den Schweden geforderten Entschädigungssumme und den baldigen Abzug der schwedischen, bayerischen und spanischen Occupationstruppen aus der Pfalz zu bewirken. Erst nachdem dieses erreicht war, eilte er am 2. October 1649 seiner ihm fremd, aber desto lieber gewordenen Heimath zu. Mosbach war die erste pfälzische Stadt, die sein Fuß betrat. Als Kind von 2 Jahren hatte er die Pfalz verlassen, als Mann von 32 Jahren sah er sie wieder.

Aber in welchem Zustande fand er das sonst so blühende Land! Es war eine „arabische Wüste" geworden, voll Gestrüpp und Dornen. An der Stelle palastähnlicher Häuser standen ärmliche Hütten; von der zahlreichen Bevölkerung war kaum der 50. Theil übrig, und dieser war verwildert, das sittliche Elend so groß als das physische. In Heidelberg, dem prachtvollen Sitz seiner Väter, fand Karl Ludwig kaum eine anständige Wohnung.

Karl Ludwig richtete alsbald eine thätige, wohlmeinende Regierung ein und that so Vieles zur Wiederaufrichtung seines unglücklichen Landes, daß er mit Recht der Wiederhersteller der

Pfalz genannt wird. Die Bewohner wurden wieder an Ordnung und Gehorsam gewöhnt, erhielten jede Steuererleichterung, welche die Sorge für das Ganze nur immer erlaubte; sich selbst versagte der Fürst alle unnützen Ausgaben; seinen Verwandten, selbst seiner Mutter, wies er nur den nöthigsten Unterhalt an. Die ausgewanderten Pfälzer wurden zur Heimkehr eingeladen, und Fremden jede Erleichterung zu Theil, sich anzusiedeln und das verödete Land wieder anzubauen. So kam es, daß viele Colonisten aus fernen Ländern, von der väterlichen Fürsorge des Kurfürsten angezogen und von diesem, der Beschränktheit seiner Mittel ungeachtet, mit Geld unterstützt, sich hier eine neue Heimath gründeten. Vom religiösen Glauben der Einwanderer sah er gänzlich ab, wenn es nur fleißige und brave Bürger waren, die sich friedlich den Gesetzen des Staates unterwarfen und des Proselytenmachens enthielten. So fanden die Wiedertäufer, welche vorher in der Pfalz für rechtlos erklärt waren, in dem entvölkerten Mannheim Aufnahme und thaten nicht wenig zum Aufblühen der Stadt. Intoleranz, welche früher der Calvinismus und der Katholicismus für Staatsweisheit oder göttliches Gebot halten mochte, war dem Kurfürsten fremd, und so gewöhnten sich die Pfälzer, ohne sich einem kalten Indifferentismus hinzugeben, in anders Glaubenden christliche Brüder und gleichberechtigte Menschen zu erkennen und zu achten. Eine Folge von dem weisen Verfahren des Kurfürsten war, daß die Wunden des Landes allmählig vernarbten, die Bevölkerung an Zahl und Wohlstand wuchs, Städte und Dörfer neu entstanden, der Ackerbau rasch wieder aufblühte und Alles wieder ein Ansehen gewann, „als wenn niemals Krieg geführt worden wäre."

Wie im Innern, so wurde Karl Ludwig's Thätigkeit auch nach Außen sehr in Anspruch genommen. Er suchte vor Allem, was ihm gehörte, zu erhalten oder wieder zu gewinnen; kein einziges Recht seines Hauses wollte er verlieren. Die oberpfälzischen Aemter Parkstein und Weyden, die ihm verblieben waren, erhielt er erst fünf Jahre nach dem Frieden von Bayern zurück. Mit Speyer, Leiningen, Worms, Hessen, Mainz, welche einzelne Gebietstheile der Pfalz an sich gerissen oder Rechten sich entzogen hatten, war noch Mancherlei auszugleichen. Spanier, Schweden und Franzosen lagen noch im Land und waren eine schwere Plage; die letzten plünderten noch bei Speyer vor ihrem Abzuge, und die ersten zogen erst im Mai 1652, mit Beute

reich beladen, von Frankenthal ab (150 Wagen mußten zweimal den Weg nach dem Rheine machen). Zum Abschied, erzählt man, habe der Commandant Frangipani zu den Frankenthalern gesagt, sie glaubten doch an kein Fegfeuer, darum hätte Gott ihn zur Strafe geschickt; worauf die Bürger erwiedert hätten, ja, eine Zuchtruthe sei er für ihre Sünden geworden, aber sie hofften auch, Gott werde einst die Ruthe in's Feuer werfen.

Ein Streit mit seinem Oheim, dem früheren Vormund Ludwig Philipp, der nach dem Friedensschlusse sein Erbe Lautern und Simmern wieder erhalten sollte, wurde schiedsrichterlich dahin entschieden, daß Ludwig Philipp das Amt Lautern lebenslänglich, die Unterämter Wolfstein und Rockenhausen nebst Otterberg und Diemerstein aber für sich und seine Erben erhielt, ¼ vom Amte Kreuznach und ⅔ von Stromberg an Kurpfalz fielen.

Auch die reformirte Kirche mit ihren Schulen fand in Karl Ludwig ihren Wiederhersteller. Dem Frieden gemäß mußte, was den Reformirten entzogen worden war, zurückerstattet werden. Aber auch Katholiken und Lutheraner erhielten freie Religionsübung. In den eingetauschten, mainzischen Dörfern Handschuhsheim, Dossenheim, Seckenheim wurde Simultangottesdienst eingerichtet und in der Residenz Heidelberg selbst wurde den Lutheranern die Spitalkirche übergeben.

Die Universität, jene herrliche Schöpfung der Kurfürsten, der Stolz der Pfälzer, die Leuchte des Landes, wurde 1652 wieder eröffnet und mit ausgezeichneten Lehrern besetzt; selbst Spinoza erhielt einen Ruf mit „völliger Freiheit des Forschens, doch nicht zur Erschütterung der bestehenden Religion." Spinoza lehnte jedoch den Ruf ab, weil er nicht mehr öffentlich zu lehren gesonnen sei, obgleich keine Berufung für ihn erfreulicher gewesen, als die unter der Regierung eines Fürsten zu leben, dessen Weisheit Alle bewunderten. — Nur die Professoren der Theologie mußten einer der beiden protestantischen Confessionen angehören; alle übrigen Stellen konnten auch mit „andern qualificirten Subjectis" besetzt werden.

Während das Land wieder aufblühte und seines Gedeihens sich freute, fühlte sich Karl Ludwig selbst nicht glücklich. Die Ursache lag in seiner Ehe. Charlotte von Hessen-Kassel, seine Gemahlin, hatte den zarten, sanften Sinn eines Weibes nicht und war durchaus nicht geschaffen, einen Mann glücklich zu machen. Sie liebte nur kostspielige Vergnügen, welche des Gemahls sparsamer Sinn nicht billigte. Reiten, Fahren und Jagen war

ihre Lust. Zwischen den Gatten entstand daher bald Kälte, dann immer weitere Entfremdung, bis die Ehe sich auflöste und eine neue mit Louise von Degenfeld an deren Stelle trat. Louise brachte ihm das häusliche Glück eines innigen, einigen Familienlebens, dessen Mangel ihn acht Jahre lang geschmerzt hatte. Die Kurfürstin lebte noch einige Zeit in Heidelberg, später in Kassel, Louise in Schwetzingen.

Mit seinen Nachbarn lebte Karl Ludwig nicht selten in Streit. Wir erwähnen nur einen, den Wilfangsstreit. Nach einem alten Rechte nämlich waren die Heimathlosen und Unehelichen (auch in den Nachbarländern) Leibeigene der Pfalzgrafen und zu Abgaben verpflichtet; man nannte sie „Wilde", auch „Wildfänge." Dieses Recht, auf Herkommen beruhend und während der langen Kriegszeit nicht geübt, wurde von Karl Ludwig alsbald wieder geltend gemacht, fand aber heftigen Widerspruch, namentlich bei Kurmainz und Worms, in deren Gebiet viele Familien als pfälzische Wildfänge behandelt wurden. Die deßhalb erhobenen Klagen schreckten aber den Kurfürsten nicht ab, den Leibzins zu erheben, das Besthaupt einzuziehen, auch wohl an manchen Orten einen Fauth zur Ueberwachung und zum Schutze seiner Leibeigenen einzusetzen. Da vereinigten sich die Nachbarn, Worms, Speyer, Mainz, Trier, Straßburg, der Herzog von Lothringen, die Ritterschaft von Schwaben, Franken und am Rhein, um dem Wildfangsrecht ein Ende zu machen oder doch Schranken zu setzen. Sie klagten beim Kaiser über Verletzung ihrer Hoheitsrechte; Mainz und Lothringen griffen sogar zu den Waffen. Zuletzt entschied ein Gericht den Streit unter der Vermittlung Schwedens und Frankreichs. Der Pfalz verblieb das Wildfangsrecht, doch ohne Beeinträchtigung landesherrlicher Rechte. — Auf diesen Streit folgte ein neuer mit Lothringen, welches die Schlösser von Homburg, Hoheneck und Landstuhl noch nicht an Kurpfalz zurückgegeben hatte und noch dazu pfälzische Unterthanen hart bedrückte. Es kam zu Kampf; die Pfälzer nahmen Hoheneck und sprengten Landstuhl in die Luft, erlitten aber bei Bingen durch eine überlegene Schaar Lothringer eine große Niederlage. Ludwig XIV. von Frankreich legte sich in's Mittel und verhütete weiteres Blutvergießen. — Um diese Zeit fielen auch die simmerischen Güter, deren Besitzer kinderlos gestorben war, an Kurpfalz zurück und riefen mit Mainz wegen des Amtes Böckelnheim eine Fehde hervor, die erst 1715 ihre endgültige Entscheidung fand.

Im Jahre 1617 verlobte Karl Ludwig seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte mit Herzog Philipp von Orleans, einem Bruder Ludwig's XIV. Diese Ehe, in die sich die geistreiche, ächt deutsche Fürstin nur mit Widerstreben gefügt hatte, indem sie sich „als das politische Lamm" betrachtete, „das dem Staate geopfert werde", wurde die Quelle namenlosen Elends für die Pfalz. Karl Ludwig hatte einen großen politischen Fehler gemacht: er glaubte an Frankreich, das an seinen Grenzen lag, einen Freund, einen Beschützer zu finden; er fand aber den Verderber seines Landes. Es war der Bund mit dem Löwen. Dies zeigte sich nur zu bald.

Der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser brach aus. Der Kurfürst wollte neutral bleiben, Ludwig XIV. aber verlangte, mit 3000 Mann Oppenheim besetzen zu dürfen, und ließ, als es abgeschlagen wurde, seinen Marschall Türenne vom Westerwald her in's pfälzische Land einrücken. Die Bauern wurden zu Schanzarbeiten gezwungen und, wo man sich zu schanzen weigerte, ausgeplündert „als verdiente Strafe für die Neutralität pfälzischer Politik." „Diesseits wie jenseits des Rheins, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, ward der schönste Theil Deutschlands schmählich verwüstet; Land und Leute wurden mehr als feindselig behandelt, die Bewohner zu militärischen Zwangsarbeiten genöthigt und Kriegssteuern schonungslos erpreßt." Ein Theil der Franzosen bezog Winterquartiere in der Grafschaft Sponheim. Als der Kurfürst sich bei Ludwig XIV. beschwerte, gab dieser, sein Vetter, die alles Recht verhöhnende Frage zur Antwort: Was denn ein Kurfürst von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge? Dieser eines großen Herrschers unwürdige Uebermuth ist um so verächtlicher, als Ludwig XIV. wußte, daß der Kurfürst als väterlicher Regent die zwanzig Jahre seiner Regierung dazu verwendet hatte, nicht ein schlagfertiges Heer zu halten, sondern die Wohlfahrt seines vielgeprüften Landes durch sparsamen Haushalt und weise Benützung seiner Hülfsquellen zu heben. Karl Ludwig wollte daher seine Politik ändern und sich an den Kaiser und das Reich anschließen. Germersheim sollte zu einem kaiserlichen Waffenplatz gemacht, Philippsburg den Franzosen entrissen und die Landvogtei Hagenau an die Pfalz zurückgegeben werden. Aber Frankreich entging diese Aenderung der pfälzischen Politik nicht; Ludwig XIV. forderte daher offenen Anschluß und ließ, als Karl Ludwig dies ablehnte, seine Truppen

in der Pfalz einrücken. Germersheim wurde genommen und geschleift, der Wohlstand des ganzen Oberamtes in wenigen Tagen von Neuem vernichtet. — Februar 1674. — Jenseits des Rheins sollen sieben pfälzische Städtchen und neunzehn Dörfer in Brand gestanden haben; am meisten litt Weinheim, von wo viele Hundert Fuder Wein, Pferde und Wagen und Alles, was Werth hatte, fortgeschleppt wurde. Allein alle Verwüstungen konnten den festen, männlichen Charakter des Kurfürsten nicht beugen. „Er werde seine Pflicht gegen das Reich nicht opfern, sagte er, so lange er ein Stück trockenes Brod übrig habe." Erbittert über das unmenschliche Verfahren der Franzosen gegen unschuldige Unterthanen, schickte er an Türenne eine Herausforderung zum Zweikampfe. Der Marschall aber antwortete mit glatten Entschuldigungen und verfuhr in der nächsten Zeit mit mehr Schonung, was jedoch nicht verhütete, daß die Truppen, die er vom linken Rheinufer an sich zog, Dürkheim, Wachenheim, Herxheim und Germersheim anzündeten und „auch das Haardtgebirg, wie die Bergstraße zur Brandtstätte machten."

Eine Quelle beständiger Drangsale für das Pfälzer Land war Philippsburg, dessen französische Besatzung fortwährend Einfälle in das pfälzische und Speyerer Gebiet machte, so daß der Kurfürst sich sogar genöthigt sah, sich mit derselben durch eine Entschädigungssumme abzufinden. Anfangs verhielt sich dieselbe auch ruhig, machte aber bald nachher, nachdem die Franzosen einen gelungenen Streifzug in die Gegend von Zweibrücken und Lautern gemacht hatten, wieder gesteigerte Forderungen und wiederholte diese, bis sie im September 1676 die Festung übergeben und abziehen mußte. Vorher waren noch Osthofen und Westhofen eingeäschert und das Amt Neustadt schwer heimgesucht worden. Im folgenden Jahre wurde Zweibrücken überfallen und ausgeplündert, die Bibliothek fortgeführt und das Schloß sammt allen Thürmen und Mauern zerstört.

Der Friede von 1679 brachte der Pfalz statt Ruhe neue Verlegenheiten, neue Drangsale und schließlich neuen Krieg mit entsetzlichen Grausamkeiten und Verwüstungen. Ludwig XIV. verlangte nämlich noch bedeutende Kriegsentschädigungen und drohete zugleich, im Falle der Verweigerung, die Pfalz diesseits des Rheins militärisch zu besetzen. Mit den Geldentschädigungen nicht zufrieden, forderte er alle seine Besitzungen zurück, welche einst, sei es zu Noah's oder Deucalion's Zeiten, mit den an Frank-

reich abgetretenen Provinzen und Orten verbunden waren. So ward die Grafschaft Zweibrücken, als ehemals zum Bisthum Metz gehörig, zurückverlangt, und das Oberamt Germersheim als Dependenz von Weißenburg sogleich mit Truppen besetzt. In Billigheim, Hagenbach, Sulz und anderen Orten wurden die Bewohner des Eides gegen den Kurfürsten entbunden und Ludwig dem XIV. zu huldigen gezwungen. Das Volk fügte sich der Gewalt. Nur einzelne Geistliche hatten den Muth, sich gegen so frevelhafte Verletzung alles Rechtes auszusprechen. Neustadt, Wachenheim, Oggersheim wurden unter Kämpfen weggenommen. In Wachenheim war nach der Einnahme „nichts heilig vor der tempelschändenden Armee."

Karl Ludwig, der wirklich väterliche Wiederhersteller der Pfalz, der durch seine musterhafte Ordnung und Sparsamkeit, trotz furchtbarer Kriege und ohne das Volk zu drücken oder einen Zweig der Staatsverwaltung zu vernachlässigen, bei seinem Tode ein aufblühendes, wohl bevölkertes und schuldenfreies Land hinterließ, konnte dem französischen Uebermuth, nicht mit dem Schwert, sondern nur mit diplomatischen Verwendungen und papiernen Acten entgegen treten. Er starb, ohne das Ende dieser Gewaltthaten zu sehen, als er von seiner Friedrichsburg in Mannheim, die er in eine bedeutende Festung verwandelt und durch den Anbau eines kurfürstlichen Schlosses erweitert hatte, nach Heidelberg zurückreisen wollte, von plötzlichem Unwohlsein befallen, bei Edingen unter freiem Himmel an einem Nußbaume den 28. August 1680, „im Angesichte seines Stammschlosses, über dem bald die mordbrennerischen Flammen zusammenschlagen sollten."

Was dem kräftigen Karl Ludwig nicht gelungen war: sein Land gegen französischen Raub zu schützen, den man zu Paris und in den sogenannten Reunionskammern auf guten Rechtstiteln beruhende „Reunionen" zu nennen beliebte, das war seinem Sohne und Nachfolger, dem Kurfürsten Karl, noch weit weniger möglich. Dieser, ein Sprößling der ersten unglücklichen Ehe seines Vaters, war von Natur schwächlich und in Folge seiner Kränklichkeit und seiner Erziehung ein trübsinniger, zu tiefer Melancholie geneigter Fürst geworden. Er selbst klagte, das Brandmal des Zwanges hänge ihm an, seine jungen Jahre seien ihm vermodert, und er habe wenig Freude in diesem Leben; er könne seiner Melancholie Humor nicht ändern und sei durch tägliches Nagen und Zärchen consumiret.



Statt sein Recht gegen Ludwig XIV. zu behaupten, trat dieser kranke Fürst zu derselben Zeit, als französische Flüchtlinge, durch Frau von Maintenon, den Jesuiten la Chaise und den Kriegsminister Louvois aus ihrem Vaterlande vertrieben, in der Pfalz Schutz suchten und auf der alten Wahlstadt Friedrich's des Siegreichen bei Seckenheim eine neue Colonie gründeten, das Oberamt Germersheim gegen eine Geldentschädigung an Frankreich ab. Zum Glück starb der an Körper und Geist kranke Fürst schon fünf Jahre nach seinem Regierungsantritt. — Sein kinderloser Tod brachte große Veränderung. Mit ihm war 1685 die simmerische Linie ausgestorben, und Kurpfalz kam an die katholische Linie Neuburg, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, den Sohn des katholisch gewordenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, Urenkel des eifrig protestantischen Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, desselben, der die Klöster Hornbach, Werschweiler, Offenbach und Dissibodenberg aufgehoben und zu „Aufbauung, Aufpflanzung und Erhaltung" der christlichen Kirchen und Schulen verwendet hatte.

Der neue Kurfürst Philipp Wilhelm, welcher schon Neuburg, Jülich, Berg und Rovenstein besaß, war von den Jesuiten erzogen worden. Die Pfälzer sahen daher mit ängstlicher Besorgniß großer Gefahr für ihre Religion entgegen. Doch ihre Besorgniß bewies sich als grundlos. Philipp Wilhelm that zwar Vieles zu Gunsten der Kirche, welcher er angehörte, war aber zu gutmüthig und gewissenhaft, als daß er sich harte Unduldsamkeit gegen die pfälzischen Protestanten erlaubt hätte. Er blieb den Verpflichtungen treu, welche er bezüglich der Kirche vor seinem Regierungsantritt in einem zu Schwäbisch-Hall geschlossenen Vertrage übernommen hatte. Er ließ von den Canzeln herab verkünden, daß er keineswegs beabsichtige, jetzt oder künftig den Reformirten und Lutheranern in ihrer bisherigen freien Religionsübung, auch in den ihnen zuständigen Kirchen, Pfarr- oder Schulhäusern, und was sonst noch dazu gehöret habe oder noch dazu gehörig sei, einigen Abbruch oder Nachtheil zuzufügen; vielmehr sollten sie bei Allem beständig und ruhig gelassen und geschützt werden. Die Festtage einer Confession bräuchten von keiner andern mitgefeiert werden. So ward allgemeine religiöse Duldung als Grundsatz ausgesprochen, und diesem Grundsatz wurde der greise, einundsiebzigjährige Kurfürst, auch nachdem die Jesuiten sich in Heidelberg festgesetzt

hatten, niemals untreu. Der katholische Gottesdienst wurde natürlich in den Orten, wo sich Katholiken befanden, allmählig eingeführt, jedoch, wie der Fürst versprochen, ohne Verletzung fremder Rechte. Wegen der gemeinsamen Benutzung der Glocken und der Kirchhöfe wurden Vereinigungen getroffen; doch entstanden deßhalb, sowie der öffentlichen Processionen wegen, hier und da Reibungen. Zu Ruhestörungen aber kam es nicht. Der confessionelle Friede wich erst, als den Ordensgeistlichen der Gottesdienst übergeben ward, als Capuziner und Franziskaner die Pfarreien zu Mannheim, Frankenthal, Alzei, Neustadt, Lautern rc. übernahmen.

Der Kurfürst gab bei Conflicten rücksichtslose, gerechte Entscheidung; er schützte Katholiken und Reformirte überall, wo sie des Schutzes bedurften. So schaffte er den Reformirten Recht, als der Bischof von Worms ihre Kirche zu Mörsch schließen ließ, und er verwarnte den Bischof, ferner keine „unleidentliche Eingriffe und Turbationen der Art vorzunehmen." Er war aber nicht immer im Stande, Hülfe zu leisten, zumal, wo und seitdem die Franzosen in ihrer Weise Proselyten machten, protestantische Kirchengüter wegnahmen, Pfarrer und Lehrer verjagten.

Seinem Ziele näher zu kommen, hatte nämlich Ludwig XIV. seine „Reunionen" fortgesetzt. Der Kaiser, durch einen Einfall der Türken, welche 1683 bis Wien vorgedrungen waren, sowie durch die Uneinigkeit der mächtigsten Reichsstände und die Schwäche Spaniens gehindert, konnte keinen kräftigen Schutz gewähren, selbst als Ludwig XIV. so weit ging, einen Theil der Pfalz (den simmerischen) als Erbtheil seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, der einzigen Schwester des verstorbenen Kurfürsten Karl, in Anspruch zu nehmen. Diese Forderung war eine Verhöhnung alles Rechtes, da die Herzogin bei ihrer Vermählung erklärt hatte, sie entsage allen Rechten auf souveräne und Lehensgüter von Vater und Mutter, die in Deutschland lägen.

Fruchtlose Verhandlungen hierüber schleppten sich 3 Jahre lang hin und endeten damit, daß Ludwig XIV. den 24. Sept. 1688 dem Kaiser und dem deutschen Reich den Krieg erklärte, den Orleans'schen Krieg, der an Verheerungen reicher war, als alle früheren.

Wie sehr Ludwig sein Unrecht fühlte und daher Vergeltung von Deutschland fürchtete, sobald es wieder erstarkt wäre, erhellt

aus seinem Manifeste, worin er sagt: Deutschlands Friede mit der Türkei (das Glück hatte sich durch den Polen Sobieski und Max Emanuel von Bayern den Waffen des Kaisers wieder zugewendet) werde für Frankreich beunruhigend und eine Aufforderung, zum eigenen Schutze die deutsche Westgrenze zu besetzen. Sein Manifest fand eine gründliche Beantwortung durch den großen Leibniz. Vergebens! Ludwig wollte den Krieg; seine Uebergriffe hatten ihn unvermeidlich gemacht. „Gehe", sagte er zu dem Dauphin, „und zeige den europäischen Mächten, daß man bei meinem Tode nicht merken soll, der König sei gestorben." Dies zu zeigen, ward die Pfalz in wenigen Wochen mit Jammer und Elend erfüllt.

Eines Tages wurde angesagt, Städte und Dörfer sollten von ihren Einwohnern verlassen werden, weil das französische Heer Befehl habe, die Pfalz zu verbrennen, um, wie Henault sagt, durch eine Wüste die Grenze Frankreichs zu decken. Eine Maßregel der Vertheidigung sollte also diese mordbrennerische, an unschuldigen, friedlichen Bürgern und Bauern, Weibern und Kindern verübte Barbarei sein, deren man nur wilde asiatische Horden fähig glauben möchte.

Den Anfang ließ General Melac mit Heidelberg und den Dörfern am Neckar und der Bergstraße machen. Es war im kalten Januar. Bald nach Heidelberg sank Stadt und Festung Mannheim; über 200 Familien verließen den verödeten heimathlichen Boden, sich in der Gegend von Magdeburg neue Wohnsitze zu gründen.

Auf unserer Rheinseite trieb der französische Vandalismus in gleicher Weise sein grauenvolles Werk. Die Bewohner von Speyer erhielten am 30. Mai 1689 die Eröffnung, binnen sechs Tagen ihre Stadt zu verlassen, weil sie zerstört werden müsse. Es geschah, und selbst der Dom, dieses herrliche Denkmal frommer Kaiser und deutscher Kunst, wohin man die werthvollste Habe geflüchtet hatte, weil man das Heiligthum unverletzlich glaubte, wurde mit Allem, was darinnen war, den Flammen preisgegeben. Auch die Gewölbe der Kaisergruft, der Todten geheiligte Stätte, fanden keine Schonung.

Den Wormsern, deren Stadt gleichfalls dem Verderben geweiht war, sagte Herzog v. Crequi zum bitteren Troste, er habe noch eine Liste von 1200 Ortschaften; die müßten alle

verbrannt werden. Darauf mußte auch Frankenthal und unser ganzes Haardtgebirge stehen; denn hier, namentlich in Neustadt und Wachenheim, wurde furchtbar gehauset.

Der greise Kurfürst Philipp Wilhelm konnte nicht helfen; er starb in Wien 1690, fern von seinem trostlosen Lande. Aber auch die Franzosen erreichten ihr Ziel nicht, die Pfalz, eines der schönsten Länder auf Gottes weiter Erde, zur bleibenden Wüste zu machen. Die Felder, die des Landmanns Schweiß begossen hatte, waren zwar zertreten und zerstampfet, Städte und Dörfer vom Brand verwüstet; was jahrelanger Fleiß sorgsam gebaut und gepflegt, das war in Nichts versunken vor dem Wüthen der Rohheit und Bosheit. Der neue Kurfürst, Johann Wilhelm (1690—1716), des vorigen Sohn, hatte sein Land in einem solchen Zustande erhalten, daß er nicht in der Pfalz, wo Krieg und Verwüstung fortdauerten, seine Residenz nehmen konnte, sondern in Düsseldorf, der Hauptstadt seiner bergjülich'schen Lande, bleiben mußte. Aber nach Beendigung des Krieges kehrten allmählig die Flüchtlinge in die Pfalz zurück, um die niedergebrannten Stätten wieder aus der Asche zu erheben, die zerstampften Felder wieder zu pflügen, den Garten, den die Pfalz bildet, wieder zu pflegen. Fremde Anbauer, Handwerker und Kaufleute, von Johann Wilhelm durch versprochene Erleichterung in das Land gezogen, leisteten eifrige Hülfe, die tief geschlagenen Wunden zu heilen.

Allein kaum hatte der Wohlstand wieder aufzublühen begonnen, so kamen neue Leiden über das Land: die Pfalz sollte zum Katholicismus zurückgeführt werden, und die schweren religiösen Bedrückungen, welche die Franzosen ausgeübt hatten, wurden unter Johann Wilhelm's Regierung durch die Jesuiten, die seine Erzieher gewesen und seine Rathgeber geblieben, und durch die Capuziner, welche an mehreren Orten, z. B. in Neustadt a/H., Capuzinercolonien gebildet hatten, in gesteigerten Graden fortgesetzt. Kinder wurden evangelischen Eltern mit Gewalt weggenommen und umgetauft, die Eltern eingesperrt oder mit Einquartierung und Geld bestraft (in Böbingen, Zeiskam, Otterberg u. s. w.). Vor den französischen Dragonaden geflüchtete, erst unter Kurfürst Karl in der Pfalz aufgenommene Hugenotten wurden sammt ihren Pfarrern wieder aus dem Lande vertrieben. Wie konnte es anders von einem Fürsten erwartet werden, der von seinem Vater, als er die Verwaltung seiner niederrheinischen

Lande antrat, neben vielen trefflichen Ermahnungen auch die erhalten hätte, er solle sich ganz besonders „die Fortpflanzung der katholischen alleinseligmachenden Religion“ angelegen sein lassen; von einem Fürsten, welcher dem katholisch gewordenen Kurfürsten von Sachsen sagen ließ: „er möge sich eifriger für den neuen Glauben zeigen, seinen Kurprinzen katholisch erziehen lassen, sich mit lauter katholischen Subjecten umgeben und sich von den Protestanten völlig abthun.“

Die religiösen Bedrückungen stützten sich zunächst auf eine, hauptsächlich von Frankreich durchgesetzte, Clausel des Ryswicker Friedens (1697). Dieser Frieden hatte die von Ludwig XIV. durch seine Reunionen außer dem Elsaß genommenen Landestheile sammt dem Oberamt Germersheim an die Pfalz zurückgegeben, den Orleans'schen Streit einem Schiedsgerichte *) überwiesen und in kirchlichen Dingen zwar die früheren Friedensschlüsse als Grundlage angenommen, in der gedachten Clausel aber die von Frankreich in der Pfalz gewaltsam eingeführten kirchlichen Veränderungen gutgeheißen. Dieser Clausel gemäß wurden in 39 Orten des kurpfälzischen und zweibrückischen Gebietes die Kirchen den Katholiken ausschließlich eingeräumt, z. B. in Germersheim, Bellheim, Knittelsheim, Ottersheim, Sondernheim, Lingenfeld, Steinweiler, Hördt, Leimersheim, Neupfotz u. s. w. Ueber hundert Gemeinden mußten mit den Katholiken theilen. — Was weiter geschah, wollen wir, jedem Unrecht und religiösem Hader abhold, übergehen und nur bemerken, daß die Beschwerden der Protestanten zuletzt den evangelischen Reichsständen vorgelegt wurden und eine lange fruchtlose diplomatische Polemik zwischen dem Corpus Evangelicorum und dem Kurfürsten veranlaßten, bis endlich Preußen, als Repressalie, den katholischen Geistlichen in den Fürstenthümern Magdeburg, Halberstadt und Minden mit Einziehung ihrer zahlreichen Güter drohete, wenn sie nicht für die bedrängten Protestanten in der Pfalz vermittelnd auftreten würden. Ja, Preußen machte wirklich Anstalt, die Drohung zur That werden zu lassen, als 1705 die **Religionsdeclaration** erschien, welche völlige Religionsfreiheit, insbesondere auch im

*) Der Papst, als erwählter Schiedsrichter, entschied, daß Elisabeth, Herzogin von Orleans, für ihre Ansprüche und Rechte jeder Art die Ablösungssumme von 300,900 Scudi erhalten solle.

Oberamt Germersheim zusagte, Stiftungen, Kirchen und Kirchengut den rechtmäßigen Besitzern zurückgab und alle sonstigen kirchlichen und religiösen Verhältnisse in billiger Weise ordnete, so daß beide Theile, hätten sie nur sich gegenseitig gerecht sein und in christlicher Eintracht leben wollen, ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen konnten. So sollte z. B., wo zwei Kirchen waren, die eine den Katholiken übergeben werden. Wo nur eine Kirche war, wurde Chor und Schiff durch eine Mauer getheilt, und jeder Theil erhielt seinen eigenen Eingang. So hier in Neustadt, wo die Reformirten auch ihr Casimirian behielten.

Allein statt Frieden, statt religiöse Duldung zu bringen, wurde die Religionsdeclaration von 1705, welche allerdings die Protestanten in ihrem Besitze noch sehr verkürzt hatte, eine reichlich fließende Quelle des Unfriedens. Die Ausführung stieß auf Schwierigkeiten, die sich, da Parteimenschen keine Gerechtigkeiten kennen, nicht ohne neuen Hader löseten. Dem heiligenden, Friede stiftenden Geiste Christi hatten sich die Herzen verschlossen.

Wir verlassen die kirchlichen Händel. Der spanische Erbfolgekrieg rief den Kurfürsten Johann Wilhelm, der sich schon in den Türkenkriegen ausgezeichnet hatte, auf den Kampfplatz. Johann Wilhelm, mit Habsburg verwandt und innig befreundet, kämpfte tapfer für Oesterreich's Sache, während seine Vettern, die Kurfürsten von Bayern und Köln, auf Frankreich's Seite standen. — Dies hatte zur Folge, daß die Pfalz mit Ausnahme der Rheinschanze (welche zerstört wurde) und der Gegend von Landau, in diesem Kriege nur wenig litt, und Johann Wilhelm 1708 wieder mit der alten pfälzischen Kurwürde und dem Erztruchsessenamte belehnt wurde und zugleich die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham zurückerhielt. — Dieser Besitz war jedoch von kurzer Dauer: der Rastatter Frieden gab 1714 den Kurfürsten von Bayern und von Köln ihre Würden und Länder zurück.

Für diesen Verlust entschädigte sich Johann Wilhelm durch vortheilhafte Verträge mit seinen Nachbarn. So erhielt er von dem Bischofe von Worms, seinem Bruder, Ladenburg mit allen Ortschaften, welche später das pfälzische Amt Ladenburg ausmachten, wogegen Dirmstein, Neuhausen, Laumersheim und Rheindürkheim an Worms übergingen. Als seinen abgesonderten Antheil an der Grafschaft Sponheim, welche im gemeinschaftlichen Besitze Baden's und der Kurpfalz gewesen war,

erhielt er die Stadt Kreuznach mit 23 wohl arrondirten Dörfern, die seitdem das Oberamt Kreuznach bildeten. Auch das lange bestrittene Böckelnheim gelangte unter ihm an die Pfalz und wurde ein Theil des Oberamtes Kreuznach.

Seine Residenz hatte er fortwährend in Düsseldorf, wo er, der fein gebildete Weltmann, einen glänzenden Hof hielt und mit großer Munificenz Kunst und Wissenschaft schützte und förderte. Seine Bilder (die Düsseldorfer Gallerie) wanderten in der Folge nach Mannheim, später nach München.

Fern von der Pfalz, die er durch seine oft willkürlich, ja seinen milderen Befehlen zuwider handelnden Beamten verwaltete, gewann er zu den reformirten Pfälzern keine Liebe. Er bezeichnete sie einmal wegen ihrer Religionsbeschwerden als „aufrühreriſche, untreue und übelgesinnte, gott-, gewissen- und pflichtvergessene passionirte Unterthanen." Auch die Pfälzer liebten ihn nicht. Das Verhältniß zwischen Volk und Regenten war verrückt, das Band des Vertrauens und der Liebe, welches beide verknüpfen soll, durch die Verschiedenheit des zelotisch gewordenen Glaubens zerrissen.

Auf ihn folgte sein Bruder Karl Philipp, der letzte Neuburger, 1716 — 1742. Karl Philipp, früher Domherr zu Salzburg und Köln, später tapferer Soldat, der wie sein Bruder wacker gegen die Türken gefochten hatte, war kaiserlicher Feldmarschall und Statthalter von Tyrol (bereits 55 Jahre alt), als ihn der Tod seines Bruders zur Regierung von Neuburg, Jülich, Berg, Ravenstein und Kurpfalz berief. Er blieb Anfangs noch zu Innsbruck und regierte von dort seine Erblande durch seine Düsseldorfer Regierung. Seine ersten Regentenhandlungen wurden mit Freuden begrüßt. Er führte eine strenge Ordnung und Sparsamkeit nicht nur in seinem Hofstaate, sondern auch beim Militär und in der ganzen Staats-Verwaltung ein und konnte in Folge davon lästige Steuern, Accise und Stempel, aufheben. Den noch immer bedrängten Protestanten des Oberamtes Germersheim brachte er endlich Erleichterung und ungestörte Religionsübung. Allgemein war der Jubel im Lande, der zur höchsten Begeisterung stieg, als Karl Philipp 1718 seinen Einzug in Heidelberg hielt, um den sechshundertjährigen Pfalzgrafensitz wieder zur Residenz zu nehmen.

Aber die Freude war von kurzer Dauer. Bald trat ein Zustand ein, der jeden Vaterlandsfreund mit Betrübniß erfüllen

mußte. Die Verschiedenheit des Glaubens richtete wieder eine Scheidewand zwischen Fürst und Volk auf und erzeugte solche kirchlichen Wirren, daß die früheren dagegen verschwanden und das Ausland sich wieder einmischte. England, Schweden, Holland nahmen sich der Reformirten an, der Papst ermunterte den Kurfürsten und seine Räthe zu Standhaftigkeit und Ausdauer; der Erzbischof von Kanterbury versicherte den Kirchenrath des Schutzes von Großbritannien. Selbst zu dem verwerflichen Mittel der Repressalien wurde wieder gegriffen. Die Katholiken in Hannover, Preußen und Hessen mußten büßen, was die Jesuiten in Heidelberg verschuldet hatten. Ein neuer Bruderkrieg war zu befürchten, hätte nicht der Kaiser in seiner Mäßigung den parteilosen Vermittler gemacht.

Diese kirchlichen Zerwürfnisse, namentlich in Heidelberg, wo die Reformirten, ungeachtet der schärfsten Drohungen, sich standhaft weigerten, ihre Heiliggeistkirche, die man ihnen schon einmal mit Gewalt genommen hatte, dem katholischen Gottesdienste einzuräumen, erbitterten den Kurfürsten so sehr, daß er den Bürgern drohete, seine Residenz zu verlegen und alle Dikasterien nach Mannheim zu ziehen. Und in der That verließ er am 12. April 1720 das herrliche Schloß seiner Ahnen und begab sich nach Mannheim, wohin ihm alle höheren Stellen folgten. Selbst der Kirchenrath mußte dreimal wöchentlich zu den Sitzungen nach Mannheim fahren.

Politisch wichtig war der Familienbund, welchen Karl Philipp 1724 mit der bayerischen Linie der Wittelsbacher schloß. Nach demselben sollten beide Hauptlinien und die Nebenlinie sich nur als eine große Familie betrachten und gegenseitig unterstützen, das Reichsvicariat gemeinschaftlich führen (später abwechselnd) und ein Gesammtheer von 30,000 Mann aufstellen, eine gewaltige Macht zu jener Zeit, die sich nur darum bilden ließ, weil von den 8 Kurfürsten damals 4 Wittelsbacher waren: der Kurfürst von Trier war der Bruder Karl Philipp's, der von Köln der Bruder Max Emanuel's.

Der nächste Zweck dieses Familienbundes war, bei dem Aussterben der Neuburger Linie den Besitz von Jülich u. s. w. nebst Kurpfalz auf die Linie Sulzbach, und anderseits beim Aussterben des habsburgischen Mannesstamms einen Theil von Oesterreich von Kurbayern zu vererben.

Pfalz und Bayern wurden dabei von Frankreich, welches

die Garantie für Jülich und Berg übernahm, kräftig unterstützt. In der That kam alsbald mit dem Könige von Preußen, welchem der Besitz von Schlesien vornehmlich am Herzen lag, ein Vertrag zu Stande (1742), nach welchem Preußen seinen alten Ansprüchen auf Jülich und Berg zu Gunsten von Pfalz-Sulzbach gänzlich entsagte.

Auch der erneuerte Streit mit der reichsunmittelbaren Ritterschaft wegen des pfälzischen Wildfangiatus fand unter Karl Philipp seine Erledigung. Gegen eine Ablösungssumme von 7500 Gulden entsagte Kurpfalz seinem Rechte. Andere Wildfangsrechte wurden erst unter Karl Theodor abgelöst.

Die innere Verwaltung der Pfalz litt damals an einem argen Krebsübel, an der Käuflichkeit und Erblichkeit der Stellen. Jedes Amt hatte seine Taxe und konnte von dem Beamten nicht bloß auf seine Kinder, sondern auch auf Fremde, die für die Stelle qualificirt waren, übertragen werden. Selbst im Rathe der Städte folgten die Söhne dem Vater. — Die Justiz war nicht besser bestellt, so daß der Fürst wegen des schlechten und schleppenden Proceßganges sein „größtes Mißvergnügen" aussprechen mußte.

Der Hofstaat war glänzend und zahlreich. Das verwüstete Mannheim wurde durch ihn eine glänzende Residenz, eine der schönsten Städte Europas; die Festung wurde vollendet, die Rheinschanze wieder gebaut. Das großartige, für die Kräfte des Landes nur allzu große Schloß, das an Ausdehnung nur wenigen nachstehen mag, das Kaufhaus, die Jesuitenkirche sind sein Werk, wurden wenigstens unter ihm angefangen.

Zur Belebung des Handels wurde die Stadt zu einer freien Handelsstadt erklärt; auch Manufacturen und Fabriken erfreuten sich, um die neue Residenz zu heben, vielfacher Erleichterung und Begünstigung.

Karl Philipp starb 1742 im 81. Lebensjahre. Mit ihm endigte die Neuburger Linie. Sein Nachfolger war Karl Theodor, Pfalzgraf von Sulzbach (1742—1799). Er war 1724 bei Brüssel geboren, wurde aber von seinem zehnten Jahre an in Mannheim von dem Jesuiten Franz Seedorf unterrichtet und erzogen. Als Jüngling besuchte er die Universitäten zu Leiden und Löwen und zeigte große Liebe zur Gelehrsamkeit, Poesie und anderen schönen Künsten.

Die Regierung über Sulzbach und das von der Mutter

zugebrachte Bergen op Zoom war schon 1733 auf ihn übergegangen. Jetzt, da er auch die Pfalz, Neuburg und die niederrheinischen Besitzungen erhielt, war er achtzehn Jahre alt.

Der junge Regent war eifrigst bemüht, eine gute, des Landes Wohl nach allen Richtungen fördernde Regierung einzurichten. In der Hofhaltung wurde Einfachheit hergestellt; Sinecuren wurden aufgehoben, die Hofämter mit den hohen Staatsämtern vereinigt, überall Sparsamkeit empfohlen. Für das in schlimmem Rufe stehende pfälzische Beamtenwesen verordnete er jährliche Commissionen, das Verfahren der Aemter zu inspiciren und, wenn nachlässig oder strafbar, gebührend zu ahnden. Er wollte Unbestechlichkeit und Humanität der Justiz, Redlichkeit der Finanzverwaltung, Fleiß und Treue allenthalben im öffentlichen Dienste.

Der Landbau, Industrie und Fabrikfleiß wurden gehoben und sollten sich gegenseitig unterstützen. Krapp- und Hopfenbau, Wiesen- und Kleebau wurden von der Regierung begünstigt, Bergwerke und Salinen neu angelegt oder verbessert, Gold aus dem Sande des Rheines gewonnen. Die Straßen wurden mit Nußbäumen eingefaßt; die Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, Mandeln und Kastanien immer mehr verbreitet. Dagegen wurde der allzu großen Ausdehnung des Rebgeländes nach der Ebene hin, weil das ebene Land nutzbarer zu verwenden sei, Schranken gesetzt. Scharfe Verordnungen erschienen gegen Wucher und Prellerei der Juden, kurz überall offenbarte die neue Regierung den Willen, zu reformiren, das Wohl der Unterthanen kräftig zu fördern, die Thätigkeit zu beleben, neue Quellen des Erwerbes zu öffnen. Zur Belebung des Handels und der Schifffahrt wurden Schifffahrtsverträge mit Mainz, Straßburg und Würtemberg geschlossen.

Unter den Städten wurde Frankenthal besonders begünstigt. Die Stadt wurde nicht nur zur ersten Fabrikstadt des Landes gemacht, sondern auch zur Erleichterung des Verkehrs (1775) durch einen Canal mit dem Rheine verbunden. Daselbst entstanden dreißig Fabriken: Tuch- und Seidenfabriken, Gold- und Silberdrahtziehereien, eine sehr bedeutende Porcellanfabrik u. s. w.

Wie bei diesem Bestreben, das Land gut zu verwalten, überall nützliche Thätigkeit zu wecken, die Käuflichkeit der Stellen fortbestehen konnte, wäre nicht zu begreifen, wüßte man nicht, wie schwer es oft hält, eingewurzelte Uebel zu erkennen und zu heben. Sind ja in dem als frei gepriesenen England sogar die

Officiersstellen heute noch für Geld feil. Dieses System mußte die besten Absichten des Regenten scheitern machen. In Frankreich und andern Ländern war es ähnlich. Das Unwesen radical zu heben, gelang erst unserem Könige Maximilian Joseph. So lange es währte, konnte es keinen guten Beamtenstand geben, der die Intentionen der Regierung verwirklicht, das Amt nicht für sich, sondern für das Beste der Bürger führt und in seiner Pflichttreue das beste Bindeglied zwischen dem Fürsten und dem Volke ist.

Hart drückten Wildstand und Jagdfrohnden auf den Besitz des Landmannes. Die Noth war so groß, daß die Gerichte Anstand nahmen, die auf den Wilddiebstahl gesetzte Strafe auszusprechen, „so lange die Unterthanen wegen ihrer Früchte nicht gehörig gesichert und die zugefügte Beschädigung nicht ersetzt werde". Befahl auch der Kurfürst, „das vorgeschriebene Pönalgesetz stracks zu erfüllen", so verordnete er doch später, alle Jagdfrohnden aufzuheben und den Unterthanen zu erlauben, das Wild auf ihren Feldern wegzuschießen.

Die kirchlichen Zustände waren noch immer schlecht. Bei Besetzung öffentlicher Stellen wurden die protestantischen Pfälzer überall den Katholiken der Pfalz oder der anderen Provinz nachgesetzt. An eine Gleichstellung war nicht zu denken. Auch dieses Uebel zu heben, allen Confessionen volle Gleichheit der Rechte zu gewähren, blieb der kommenden Dynastie, Vater Max, vorbehalten. Die Proselytenmacherei war unter Karl Theodor äußerst thätig; sie hatte eine eigene Convertitenkasse zur Verfügung. Diesen Uebelständen, neben einem krankhaften Triebe, in der Ferne geträumtes Glück und Freiheit zu suchen, ist es wohl zuzuschreiben, daß die Auswanderungen aus keinem Lande der Welt stärker waren, als, wie Schlözer sagt, aus Deutschlands Paradiese, der Pfalz, und daß der Name „Pfälzer" mit „Auswanderer" gleichbedeutend wurde.

Unter den wissenschaftlichen Erscheinungen waren die wichtigsten: die Gründung der Academie der Wissenschaften in Mannheim und die Entstehung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Kaiserslautern. Letztere hatte zum Präsidenten den Pfalzgrafen Karl August von Zweibrücken und zählte hohe Staatsmänner und Regenten zu ihren Ehrenmitgliedern. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, nicht bloß den Ackerbau durch Anleitung zu einem rationellen Betriebe zu heben,

sondern auch für nützliche Winterbeschäftigung des Landmannes zu sorgen. Aus ihr bildete sich 1774 zu Kaiserslautern eine Kameralschule (unsere Väter waren noch stolz darauf), Anfangs als Privatschule, dann als Staatsanstalt. 1784 wurde sie nach Heidelberg verlegt.

Hierzu kam in Mannheim die deutsche Gesellschaft für nationale Bildung, um dem französirenden, frivolen Wesen, das sich in den höheren Kreisen eingenistet hatte, entgegen zu arbeiten.

Nimmt man dazu die wissenschaftlichen Bestrebungen, die sich in Zweibrücken kund gaben (societas Bipontina), so darf unsere jetzige Pfalz auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht stolz auf das Ende des vorigen Jahrhunderts hinabsehen.

Auch die Kunst wurde kräftig gepflegt; herrliche Sammlungen von Kunstgegenständen aller Art wurden angelegt oder vervollständigt; eine Akademie der Bildhauerkunst und der Zeichnung gegründet. Ihr Vorstand war Peter v. Verschaffelt, von welchem viele Sculpturen in Schwetzingen, in der Jesuitenkirche, im Schlosse und am Zeughause zu Mannheim herrühren.

Besonders blühete die dramatische Kunst. Schauspiel, Oper, Orchester waren kaum irgendwo in Deutschland ausgezeichneter, als in Mannheim. 1779 wurde eine deutsche Nationalbühne gegründet.

Unter den Bauwerken Karl Theodor's sind das neue Theater, das Zeughaus, der rechte Flügel des Schlosses, die Sternwarte in Mannheim, die neue Brücke*) und das neue Thor in Heidelberg, das Schloß mit dem großen Garten in Schwetzingen hervorzuheben. Das Kaufhaus und die Jesuitenkirche in Mannheim wurden unter ihm vollendet.

Was unter Karl Theodor getadelt wurde und Tadel verdiente, schrieb das Volk meist nicht ihm, sondern Anderen zu, und es hatte den Glauben, Alles würde anders, wenn Er es wüßte. Ungern sahen ihn daher die Pfälzer aus ihrer Mitte

*) Auf der Brücke steht die Statue K. Theodor's mit der Inschrift: **Palatinorum patri, Carolo Theodoro, hoc pietatis monumentum posuit senatus populusque Heidelbergensis. A O MDCCLXXXVIII.** Eine andere Statue, welche die Brücke ziert, hat die inhaltreiche Aufschrift: **Carolo Theodoro, pietatis justitiaeque patrono, agriculturae commerciique fautori, Musarum amico. MDCCXC.**

scheiden, als ihn der im Jahre 1777 erfolgte Tod des trefflichen Kurfürsten Maximilian von Bayern auch zum Herrn von Bayern machte und nach seiner neuen Residenz abrief.

Die Liebe der Bayern konnte er sich nie erwerben. Die Worte: „Nun sind deine guten Tage vorbei", die er sprach, als er von Mannheim schied, verriethen seine Stimmung und seinen Gedanken. Er wußte, daß und warum schwere Tage seiner warteten. Er wollte nämlich nach früheren Verabredungen Niederbayern, die Oberpfalz und andere Herrschaften an Oesterreich abtreten, und so die Integrität Bayerns vernichten, und schnell rückten zur Verwirklichung des Einverständnisses österreichische Truppen in das Land ein, das Niemand schützte. Da erhoben die Pfalzgrafen von Zweibrücken, Karl und Max Joseph, von der Herzogin Maria Anna, Karl Theodor's Schwägerin, und von patriotischen Bayern unterstützt, ihre Stimmen gegen die Zerstückelung des Landes, auf dessen Regierung sie das nächste Successionsrecht hatten. Doch was hätten patriotische Bayern und Maria Anna, was hätten die schwachen Pfalzgrafen von Zweibrücken durch ihren, wenn auch noch so thätigen, ehrenfesten, unbestechlichen Gesandten von Hofenfels gegen den Kaiser und den ersten Kurfürsten Deutschlands vermocht, wäre nicht ein mächtiger Staat ihnen zur Seite getreten. Dieser Staat war das zu einer europäischen Macht herangewachsene Preußen, dessen König rasch ein Heer in Böhmen einrücken ließ. Auch Katharina von Rußland drohete mit 60,000 Russen. Es kam daher zu keinem Kampfe, und der Friede von Teschen (1779) entschied den Streit, den bayerischen Erbfolgestreit, ohne daß Blut vergossen worden war. Bayern behielt, was ihm entrissen werden sollte, bis auf das Innviertel. Die Erbfolge wurde den Pfalzgrafen von Zweibrücken gesichert und das Land für untheilbar erklärt.

Später machte Kaiser Joseph einen neuen Versuch, sein Gebiet durch Bayern mehr zu arrondiren. Tausch sollte das Mittel sein, Karl Theodor als König von Burgund die österreichischen Niederlande erhalten und dafür Bayern an Oesterreich abtreten. Auch dieser Plan scheiterte an der Einsprache der Zweibrücker Erben und des Fürstenbundes, welcher sich um Preußen als Mittelpunkt gebildet hatte.

Karl Theodor regierte das vereinigte Pfalz-Bayern noch bis 1799, in welchem Jahre er plötzlich beim Kartenspiel am

12. Februar vom Schlage getroffen wurde und nach viertägigem Krankenlager am 16. Febr. verschied. (Nicht am 12., s. S. 26).

Mit Karl Theodor war der Sulzbacher Stamm ausgestorben und der pfalzbayerische Kurhut ging auf das Haupt des mit dem lautesten Jubel und allen Hoffnungen begrüßten Herzogs von Zweibrücken Maximilian Joseph über. Es war eine schwere Zeit, in der er die Zügel der Regierung in seine Hände nahm. Die französische Revolution hatte zwar ihre blutigen Schreckenstage hinter sich, aber sie war noch nicht geschlossen; ein neuer Coalitionskrieg fing an; Oesterreichs und Rußlands furchtbare Heere rückten heran; England leistete Subsidien; die todesmuthigen Heere des republikanischen Frankreichs drangen immer massenhafter an und über Deutschlands Grenzen, des Vaterlandes oft zerstörte Fluren von Neuem zum Kriegesschauplatz sich zu erwählen; Bonaparte hatte seinen Siegeslauf begonnen. Bayern mußte sich entscheiden, sich an Frankreich oder die Coalition anschließen. Was wird es thun in dieser gefahrvollen, Alles umwälzenden Zeit? Diese Frage war in Aller Mund, regte Alle auf. — Der Ernst dieser Lage, die Erinnerung an die jüngstvergangene Zeit, die Verehrung und Liebe, die der Prinz Max Joseph sich erworben hatte, erklären die Spannung der Gemüther und den allgemeinen Jubel, womit der Kurfürst Max Joseph bei seinem feierlichen Einzug in seine Residenz München empfangen ward, sie erklären den Sinn des treuherzigen Grußes: „No Maxl, weil nur da bist." Was er that in der kriegbewegten Zeit, gehört einer andern Geschichte an; wir müssen uns hier auf unsere Pfalz beschränken. Diese aber, sein Stamm- und Erbland, war damals für ihn verloren; sie war in den Händen der Franzosen. Sie hatte ihrer Lage nach dem Schicksale nicht entgehen können, in dem Sturme mit fortgerissen zu werden, welcher von ihrem westlichen Nachbarlande über Europa hereinbrach und die alte Ordnung der Dinge von Grund aus aufwühlte und erschütterte, gesunde und kranke Bäume niederriß, schöne, herrliche Gebäude, Paläste und Tempel nicht minder als morsche Häuser, Heiliges wie Unheiliges, zerstörte. Schon 1792, besonders aber 1793 und 1794, wurde sie der Kriegsschauplatz deutscher und französischer Heere. Sie wurde abwechselnd verloren und wieder gewonnen; blutige Gefechte und Schlachten gaben Dörfern und Städten einen Namen in der Kriegsgeschichte: Pirmasens, den Ortschaften vor der Weißen-

burger Linie von Bergzabern bis Neuburg, Kaiserslautern, Moorlautern, dem Schänzel u. s. w. Landau erfuhr im October 1793 eine furchtbare, mörderische Beschießung durch die Preußen.

Oft waren die deutschen Waffen siegreich, zuletzt aber mußten sie vor der wilden, fanatischen Tapferkeit und Todesverachtung der französischen Truppen und Sansculottes über den Rhein zurückweichen und das Land dem Feinde und der Revolution überlassen, ungewiß, ob es unter den französischen Fahnen Schutz finden oder welche Phasen der Revolution es noch durchlaufen werde, aber sicherlich auch mit der Hoffnung, es einst dem Vaterlande wieder zu erobern.

Die Geschichte verkennt nicht das Gute, welches die französische Staatsumwälzung auch der Pfalz gebracht hat; aber sie, die Lehrerin der Menschheit, darf es auch nicht versäumen, warnend auf die gräßlichen Thaten hinzuweisen, welche dieselbe in ihrer unmenschlichen Ausartung, wo Menschen zu Hyänen werden, im Gefolge gehabt hat, warnend die blutbezeichnete Bahn aufzudecken, welche die menschliche Leidenschaft und Verblendung zu betreten pflegt, sobald das geheiligte Band der gesetzlichen Ordnung zerrissen und der Obrigkeit das Schwert aus der Hand gewunden ist.

Unsere Pfalz hat keine Schreckenstage erlebt, wie die großen und viele kleine Städte Frankreichs. Aber sie hat des Bösen doch genug gesehen. Auch hier wurden Bürger auf bloßen Verdacht hin fortgeschleppt und eingekerkert; auch hier trieben Grippecommissäre und Ausleerungscommissionen ihr räuberisch Geschäft; auch hier wurden die Kirchen entweiht, der Glocken beraubt, der Sonntag aufgehoben; auch hier wurden Schlösser und Paläste zerstört, auch hier der Göttin der Vernunft Altäre gebaut, u. s. w. — Unsere Landcommissariatsstadt Cusel wurde verbrannt. Wir müssen es etwas näher erzählen. Nachdem das Städtchen schon Vieles durch Kriegscontributionen und die Ausleerungscommissionen gelitten hatte, erhielten die Bewohner ganz unerwartet, vielleicht Alle unschuldig, oder nur Einer schuldig, am 26. Juli 1794 den Befehl, binnen einer halben Stunde, sage einer halben Stunde, Haus und Herd zu verlassen, ihre Stadt werde durch Feuer zerstört. Das Mitleid der Officiere half nichts; es durfte dem Flehen der Mütter und Kinder kein Gehör schenken. Die Grausamkeit des Conventscommissärs Hentz war mächtiger. Ohne Erbarmen mußten die

unschuldigen Euseler ihre friedlichen Wohnungen in Schutthaufen verwandeln sehen. Hinreichender Grund zu diesem Frevel war in solcher Zeit, wo wilde Fanatiker herrschen, alle gute Bürger zum Schweigen verdammt sind, die bloße Verdächtigung, in Cusel würden Assignaten verfertigt, jenes Papier, welches Hunderte, ja Tausende von Familien ruinirt hat. Die Nemesis ereilte den Urheber dieser Gräuelthat bald; er fiel nach Robespierre's Sturz, wie viele seiner blutdürstigen Jakobinergenossen.

Unsere Pfalz blieb, wie schon oben bemerkt, die neunziger Jahre hindurch in den Händen der Franzosen und wurde durch den Lüneviller Frieden 1801 förmlich an Frankreich abgetreten. Von da an theilte sie mit Frankreich gleiches Loos, Glück und Unglück, unter der Consularherrschaft und dem Kaiserreich, bis am 1. Januar 1814 die verbündeten Heere, Napoleon auf der Ferse folgend, bei Mannheim über den Rhein gingen, und das Land nach zweijähriger provisorischer Regierung von dem rechtmäßigen Erben, Maximilian Joseph, seit 1806 König von Bayern, vermöge Patents vom 30. April 1816 in Besitz genommen und unter dem Namen Rheinkreis zu einem Bestandtheile des Königreichs Bayern gemacht wurde.

Mit der Regierung dieses menschenfreundlichen Königs „vom besten Herzen" fing eine neue Aera für unsere Pfalz an. Was Großes unter ihm und seinem erlauchten Sohne und Enkel für des Landes Wohlfahrt geschah, liegt der Gegenwart vor Augen. Schule, Kirche, Industrie, Handel und Heerwesen, Straßen und Eisenbahnen, Forsten und Fluren, Alles gibt davon Zeugniß. Wir überlassen Erzählung und Schilderung einer gewandteren Feder, einem größeren Raume, als hier vergönnt ist.

Diese kurzen geschichtlichen Andeutungen mögen genügen, ein lebendiges Interesse für ein Land zu erwecken, das eine so reiche Geschichte hat, an welches, als den Schauplatz geistlicher und weltlicher Kämpfe, auch das Andenken eines großen Theils unserer allgemeinen vaterländischen Geschichte geknüpft ist; sie mögen insbesondere auch genügen, um zu zeigen, wie gesegnet ein Land sein müsse, das, obgleich Jahrhunderte hindurch die Zerstörung es sich zum Tummelplatze ausersehen hatte, doch nicht erschöpft werden konnte; wie emsig und beharrlich dessen Bewohner sein müssen, die, so oft sie auch die Werke ihrer Hände dahinschwinden sahen, doch nicht müde wurden, mit erhöhtem Muthe der Vernichtung ihren Raub zu entreißen. Wenn dort

im Morgenlande weite Länderstrecken verlassen liegen, wenn tausendjähriger Sand die einst glanzvollen, nun in Schutt gesunkenen Städte bedeckt, wo üppige Pracht und fröhliches Leben gewaltet hatten, wenn der Fluch des Himmels auf dem einst alle Genüsse des Lebens gewährenden Boden zu lasten scheint, weil der Mensch zaghaft der Macht der Umstände den Sieg über sich einräumte: so hat die so oft verheerte, so oft entvölkerte Pfalz sich stets reicher und blühender erhoben, gleichwie nach einem Gewittersturme die erfrischte und erquickte Natur neue Reize entfaltet. Wer jetzt die Pfalz durchwandert, der glaubt in einem großen Garten zu wandeln, in welchem der Fleiß und die Kunst des Menschen mit der gütigen Natur gewetteifert hat. Das junge Geschlecht hat alles Bittere der Vergangenheit vergessen und freut sich in Lust der schönern und bessern Gegenwart. Nichts mehr erinnert an die nur von der Mordfackel erhellten Zeiten der Zerstörung, als die Ruinen der zahlreichen Bergschlösser, welche ernst in das allenthalben waltende fröhliche Treiben herabschauen, mahnend an den Tag des Untergangs, der auch den Werken dieses Geschlechtes erscheinen wird, zugleich auch warnend vor roher Gewaltthat, welche diesen Resten der Vorzeit ihre jetzige Gestalt verliehen. — Wohl war es eine Zeit ungeschwächter Kraft und ritterlichen Muthes, als jene Burgen noch unversehrt der Berge Häupter krönten; viele große, ewigen Nachruhms werthe Thaten wurden vollbracht, aber die Frevelthat fand ein gleich großes Feld für sich eröffnet, und der Mensch als Mensch galt nichts. Darum trauern wir nicht um die dahingeschwundene Zeit. Und doch liebt es die Phantasie, aus der Gegenwart flüchtend, in jene Tage der Vergangenheit sich zurückzuträumen, sie von allem Rohen und Mißfälligen zu entkleiden und ihr Alles verschönerndes Licht über sie zu ergießen. Dann erheben sich wieder die stolzen Zinnen, reges Leben herrscht in den weiten Hallen, und die hohen ritterlichen Gestalten schreiten vor dem Blick dahin, gerüstet zum blutigen Kampfe. Der Geist der Sage steigt aus seinem Grabe und umschwebt die Hügel und erzählt in leis verhallenden Tönen wundersame Geschichten von den Thaten kühner Männer und der Liebe züchtiger Frauen.

Die Pfalz ist bisher nur wenig von Solchen besucht worden, welche in der Absicht reisen, um die Natur in ihren Weihestunden zu belauschen und Geist und Herz durch ihren Anblick zu erquicken. An ihr selber kann die Schuld nicht liegen, denn ein Land, das

man seiner Schönheit wegen wohl schon Deutsch-Italien genannt hat, kann sicherlich eine nähere Betrachtung nicht verleiden. Vielmehr scheint jene Vernachlässigung bloß daraus zu entspringen, daß der größte Theil der Reisenden sich nur dahin wendet, wohin der große Zug seine Richtung hat. Aber entschließe dich, Fremdling, diesen zu verlassen und hierher zu kommen. Du triffst ein biederes, gutes Volk, das dir freundlich und ohne Falsch entgegenkommt, das dir mit heiterer, gutmüthiger Gesprächigkeit die Stunden verkürzt und durch Gefälligkeit deinen Aufenthalt dir angenehm zu machen sucht. Magst du kommen im Frühling, wo Alles Duft und Blüthe ist, und die Erde sich mit ihrem Brautkleide geschmückt hat, oder im Sommer, wo tausendfältiger Segen auf den Feldern wogt, oder im Herbste, wo der muntere Gesang des Winzers die Hügel belebt, und loderude Feuer die allgemeine Freude verkünden: es wird dich nie gereuen, einige Tage hier verweilt zu haben. Die Erinnerung an das, was du hier gesehen und erlebt, wird dich freundlich überall hin begleiten und dich nie vergessen lassen die herrliche Pfalz.

In jenen wundervollen, heil'gen Räumen,
Wo ewig frisch die Lebensquellen schäumen,
Und Welten schaffend Gottes Odem weht,
Da, eh' die Zeit in's Dasein war gerufen,
Entschlummert' einst ein Engel an den Stufen
Des Strahlenthrons von Gottes Majestät.

Ein gold'ner Traum entzückte seine Seele,
Ihm war, als ob der Himmel sich vermähle
Mit seiner Erde; lächelnd sank die Braut
An seine Brust in brünstiger Erwarmung,
Und aus der liebeglühenden Umarmung
Erblüht' ein Bild, von Wundern überthaut.

Er schlug die Augen auf und sah hernieder,
Da stand sein Traum in hellen Farben wieder
Vor seinem Blick; er lächelt mild und sinnt.
Sanft an des Rheines Ufer hingegossen
Sieht er die Pfalz von Herrlichkeit umflossen,
Des Himmels und der Erde holdes Kind.

I. Das Annweiler Thal.

Wir beginnen unsere Wanderung mit dem Annweiler Thale, das wir von Landau aus besuchen. Die einförmige Landstraße verlassend, schlagen wir den angenehmen Fußweg ein, der sich durch ein breites, liebliches Thal, das Siebeldinger Thal, längs des Canales hinzieht, welcher von den Franzosen zur leichteren Herbeischaffung der zur Befestigung Landau's nothwendigen Materialien von dem Gebirge bis an die Baustätte angelegt wurde und sein Wasser von der Queich erhielt, welche das ganze Thal erfrischend durchströmt und belebt. Bald gelangen wir nach Godramstein, einem uralten Dorfe, dessen Ursprung, wie die hier gefundenen römischen Alterthümer als stumme Zeugen beweisen, in die Zeit zurückzuführen ist, wo die Römer die Herren dieses Landes waren und feste Niederlassungen hier gegründet hatten. — Nahe dabei liegt Siebeldingen, ein schönes Dorf, welches dem Thale den Namen gibt. Dieses Thal, einst ein reichsunmittelbares Thalgericht, genoß die Freiheiten und Gerechtsame der Stadt Speyer, ein Geschenk Kaiser Rudolph's von Habsburg. .

Rechts von Siebeldingen liegt an einer Anhöhe, malerisch unter Bäumen versteckt, der Geilweiler Hof, den sich im Bauernkriege die Empörer öfter zum Sammelplatze gewählt haben. Gegenwärtig ist er nicht selten der Sammelplatz fröhlicher Gesellschaften, welche sein gastfreundlicher Besitzer, Herr H. A. Vollmer, auf diesem reizenden Landgute um sich vereinigt. Er war ehedem ein Kloster und stand später unter der Administration von Heidelberg. Von den Franzosen wurde er, wie viele andere Güter, als Nationaleigenthum erklärt und veräußert.

Mild und balsamisch wehet die Luft in dem zur Ruhe einladenden Thale. Weithin leuchten die Reben im Sonnenscheine; freundliche Dörfer, rechts oben Frankweiler und der Weiler St. Johann oder St. Johanniskirchen, wo die Fürsten von Löwenstein, nachdem ihre Burg Scharfeneck während der Reunionskriege von den Franzosen zerstört und geschleift worden war, ein noch stehendes, jetzt Herrn Hilgard gehörendes Schlößchen erbaut haben, gerade vor uns Albersweiler mit seinen zwei schönen Kirchen, deren schwesterlich-ähnliches Aeußere den Fremden in Ungewißheit läßt, welche den Protestanten und welche den

Katholiken zur Andacht ladet, links oben Birkweiler mit den spärlichen Trümmern der salischen Burg Neukastel, hoch auf gewaltigen Felsen, bilden ein schönes, erhebendes Gemälde. Gern vergißt hier der Geist alles Andere und überläßt sich ganz dem Anschauen der reichen Natur.

Aber bald verschwinden die lachenden Fluren, die sonnigen Rebgelände, und rauher weht die Luft. Es öffnet sich bei Albersweiler das romantische Annweiler Thal. Ernster wird die Scene, aber auch merkwürdiger für den Geognosten und Geologen. Auf hohen Bergen von zerrissenen Formen ruht das Auge; gewaltige Granitmassen und Gneisfelsen, von einem braunen Mandelstein und rothem Todtliegenden bedeckt, fesseln die Aufmerksamkeit und fordern zu Betrachtungen auf. Nur wenig ist's, was der Mensch hier am Fuße und an den Abhängen der Berge der Natur abzwingt; fast überall nur Wald und kahle Bergrücken. Angenehm überrascht daher jenseits des kleinen Dorfes Queich-Hambach, wo auf dem nahen Haag oder Sonnenberg zur Linken der Trifels majestätisch thront, der Anblick des Städtchens Annweiler. Hier erweitert sich das Thal; Gärten und Rebenpflanzungen, welche gleich denen des nahen Dorfes Gräfenhausen einen vortrefflichen rothen Wein liefern, umkränzen das alte Städtchen. Ein Lustgarten scheint hier mitten in die wilde Natur gleichsam hineingezaubert zu sein. So viel vermag beharrlicher Fleiß der Menschen!

Annweiler soll seinen Namen von Anna, einer Gemahlin des Kaisers Barbarossa haben, die nach der Sage die Stadt mit einer Mauer umgab und die dortige Kirche der h. Fortunata zu Ehren erbaute. Die Stadt, jetzt Kantonshauptort, erfreute sich der besonderen Gunst der Hohenstaufen, welche häufig ihren Aufenthalt auf der nahen Burg Trifels genommen haben; insbesondere wurden ihr durch Friedrich I. und II. Zollfreiheit im ganzen deutschen Reiche und die Rechte und Freiheiten der Stadt Speyer zu Theil. Der letzte schenkte ihr auch das Münzrecht, zum Lohne für die Treue, mit welcher die Bürger trotz des päpstlichen Bannes an ihm festgehalten hatten. Diese Privilegien wurden mehrmals, zuletzt noch von Kaiser Franz II. im Jahr 1793 bestätigt. Die Urkunden hierüber bewahrt noch das städtische Archiv. — Kaiser Ludwig der Bayer verpfändete Annweiler zuerst an die Pfalzgrafen; von diesen kam es an das Herzogthum Zweibrücken, bei dem es bis zur französischen Revolution verblieb.

Eine Zierde der Stadt ist das von 1841 bis 1844 nach dem Plane des Architekten **Voit** erbaute Rathhaus, in welchem noch ein Schrank und ein Tisch aufbewahrt sind, die bei der Zerstörung der Burg Trifels von hier nach Annweiler gebracht wurden.

Als einen schwachen Nachhall der Erinnerung an ehemaligen reichsstädtischen Glanz könnte man die Sage ansehen, daß Annweiler einst mit dem eine halbe Stunde weiter westwärts gelegenen Dorfe **Sarnstall** ein Ganzes gebildet habe.

Wenn das Städtchen selbst kein weiteres Interesse einzuflößen vermag, so thun dies um so mehr die Ruinen der geschichtlich so merkwürdigen, schon genannten Burg Trifels, deren Ueberreste gleich beim Eintritt in das Thal die Blicke auf sich ziehen. Außer steilen Pfaden führt ein vielfach gekrümmter, doch sehr angenehmer, selbst für Frauen und Kinder nicht unbequemer Weg von 1/2 Stunde zur Burg hinan. Die reinere Luft, die Waldeinsamkeit, das Rauschen der Bäume, welches klingt, als erzählten sie sich flüsternd von den Tagen der Vergangenheit, bereiten die Seele auf die feierliche Stimmung vor, welche sich oben ihrer bemächtigt. Dort im Westen thut sich eine gleichsam in Stocken gerathene Schöpfung vor dir auf: schroffe, durch enge Thäler zerklüftete Berge, hie und da mit verfallenen Burgen gekrönt, dunkler Wald und keck in die Höhe springende groteske Felsgestalten, Alles wild und schauerlich; im Osten erscheint ein liebliches, ansprechendes Bild, das die von Schauern erfüllte Seele freundlich von dem dunklen Bann erlöst; das Auge verliert sich in die weite, mit Städten und Dörfern besäete Ebene, und in der Ferne umschlingt der schimmernde Rhein wie ein Silberrahmen das große Prachtgemälde.

Nur wenig hat sich von der weitläufigen Burg erhalten. Gleich am Eingange befindet sich ein in Felsen gebauener Brunnen, der, obgleich ein großer Theil durch hinabgefallenen Schutt ausgefüllt ist, noch immer eine beträchtliche Tiefe hat. Ueber demselben erhebt sich ein ungefähr 24 Fuß hoher viereckiger Thurm. Am besten erhalten ist der jetzt noch etwa 80 Fuß hohe, aus großen Quadersteinen erbaute viereckige Hauptthurm, welcher aus drei Stockwerken besteht und so eben renovirt und zur besseren Erhaltung mit einem Dache versehen wird. Auf zwei Treppen gelangt man in das zweite Stockwerk, wo sich der Sage nach die mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückte Burgcapelle befand, und die Reichsinsignien aufbewahrt wurden. Zur Seite



des Thurmes zeigen sich vier Oeffnungen, welche den Zweck haben mochten, dem Burgverließ, einem tiefen Gewölbe, Licht und Luft zuzuführen. Alles Uebrige ist in einem solchen Zustande des Verfalls, daß es keine Vorstellung mehr von der Gestalt und Bestimmung der einzelnen Theile des Gebäudes gewähren kann.

Dunkel ruht auf der Zeit der Erbauung des Trifelses. Daß er, wie wohl schon behauptet worden ist, seine Entstehung den Römern zu verdanken habe, ist eine durch Nichts unterstützte Muthmaßung. Wahrscheinlicher ist es, daß er zu den Zeiten der fränkisch-salischen Kaiser, welche in dieser Gegend ihre Besitzungen hatten, erbaut worden ist, vielleicht von Conrad II., von welchem bekannt ist, daß er, nach Besiegung seines Gegners, des Herzogs von Lothringen, an der lothringischen Grenze mehrere Burgen anlegen ließ. Zur Deckung der Straße nach Lothringen aber, welche sich unten durch das Thal hinzog, mußte der Trifels als der geeignetste Punkt erscheinen. Seinen Namen hat der Trifels unstreitig daher, daß die seitwärts auf zwei verschiedenen Bergspitzen liegenden zwei Burgen, Anebos und Scharfenberg, ehemals mit ihm in enger Verbindung standen und mit ihm eine dreifache Burg bildeten.

Die Besteigung dieser beiden Burgen ist, weil die Abhänge mit Gebüsch dicht verwachsen und mit Steintrümmern bedeckt sind, sehr beschwerlich; doch ist die Aussicht von der dritten, Scharfenberg, in der Umgegend unter dem Namen „die Münze“ bekannt, noch mannigfaltiger als vom Trifels, weil sie einen höheren Standpunkt gewährt. Der noch stehende, jedoch unbesteigbare Thurm ist gegen 150 Fuß hoch. Den Eingang zu demselben verschließt ein gewaltiger Stein. Ein breiter und tiefer Graben, größtentheils in Felsen gehauen, zog sich um die Anhöhe her. — Schon unter Kaiser Friedrich II. wurde Scharfenberg vom Trifels getrennt und kam im 15. Jahrhundert an den Herzog von Zweibrücken. Im Bauernkriege und im dreißigjährigen Kriege entging die Burg so wenig der Verwüstung, als die anderen benachbarten Festen. Von Anebos (der mittleren Feste) sind nur noch einige kaum bemerkbare Spuren von Mauerwerk vorhanden. Die Ableitung des Namens ist unbekannt. Im Mittelalter nannte sich ein edles Geschlecht nach dieser Burg.

Der unglückliche Heinrich IV. begab sich öfter nach Trifels, und hier fand er Schutz, als der Papst Gregor VII. den Bann

über ihn ausgesprochen, als die Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verschworen, und sein eigener unnatürlicher Sohn die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Von der Zeit Heinrich's V. an diente die Burg als Staatsgefängniß und zur Aufbewahrung der Reichsinsignien. Unter den Gefangenen, welche während der Regierung Heinrich's V. hier in Verwahrung gehalten wurden, verdient besonders Adalbert, Erzbischof von Mainz, genannt zu werden, welcher die Gunst des Kaisers mit Untreue vergolten hatte. Auch der berühmte und tapfere Graf Wiprecht von Groitsch, nachmals Markgraf in Lausitz, welchen der Kaiser als Verbündeten des Pfalzgrafen Siegfried von Orlamünde gefangen genommen hatte, mußte drei Jahre auf dem Trifels den Verlust seiner Freiheit beseufzen. — Bei seinem Tode (1125) übergab Heinrich V., welcher die Söhne seiner Schwester, die Hohenstaufen, zu seinen Erben ernannte, die Reichsinsignien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich II. von Schwaben, mit dem Befehl, dieselben in dem Schlosse Trifels so lange in sicherer Verwahrung zu halten, bis ein neuer Kaiser gewählt sein würde. Die Wahl fand 1125 in Mainz statt; sie fiel aber nicht auf Friedrich von Schwaben, sondern auf Lothar von Sachsen, was jenen Kampf zur Folge hatte, welcher während Lothar's Regierungszeit die Länder Deutschlands verheerte. Auch die Burg Trifels wurde in demselben hart belagert; doch die Hohenstaufen wußten die Burg zu behaupten, obschon sie die Reichskleinodien endlich ausliefern mußten.

Unter diesem Herrschergeschlechte, welches 1137 mit Conrad III. zur Kaiserwürde gelangte, war die Burg wieder Reichsfeste und diente zugleich als Schatzkammer der Kaiser. Friedrich der Rothbart weilte gern hier. So oft er von Hagenau nach Kaiserslautern zog, welche seine Lieblingssitze waren, kehrte er hier ein. Noch lange nach seinem Tode hatte sich unter dem Volke die Sage erhalten, daß man ihm alle Nacht zu Trifels ein Bett machen müsse, worin er ruhe, denn er sei aus seinem Schlosse zu Hagenau lebendig hierher verzaubert worden. Durch ihn wurde die Burg so erweitert, daß sein Sohn Heinrich VI. mit einem großen Gefolge hier Hof halten konnte, um den Feldzug nach Sicilien zu berathen. Unermeßliche Beute an Gold und Silber und andern Kostbarkeiten ließ Heinrich VI. auf 160 Lastthieren nach dem Trifels bringen, weil dieser Ort die größte Sicherheit bot. Unter diesem Kaiser wurden sehr wichtige Gefangene hierher gebracht, unter andern der berüchtigte sicilianische

Seeräuber Margaritone, ein Graf Richard, ein Verwandter des Kaisers, und viele andere Große aus Italien. Der merkwürdigste Gefangene jedoch war König Richard Löwenherz. Heinrich hatte sich denselben von Herzog Leopold von Oestreich gegen 60,000 Mark Silber ausliefern und von dem festen Schlosse Dürrenstein an der Donau auf den Trifels bringen lassen, wo er ihn zwar streng bewachen, aber sonst seinem Stande gemäß behandeln ließ. Ueber ein Jahr brachte Richard hier zu, bis er endlich gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark die Freiheit wieder erhielt. Wie das ganze Leben dieses Königs ein fortgesetztes Abenteuer war, so hat die Volkssage, ihre Rechte behauptend, auch jene seine Befreiung mit dem Scheine des Wunderbaren zu umgeben gewußt. Blondel, sein treuer Minnesänger, so erzählt sie, hatte fruchtlos die halbe Welt durchzogen, um den Aufenthaltsort seines geliebten Königs zu entdecken; vor allen Schlössern und Burgen hatte er die Töne seiner Harfe erschallen lassen, um dem königlichen Gefangenen ein Erkennungszeichen zu geben. So kam er endlich auch nach Trifels und sang das Lied, das sie in frühern, schönern Tagen oft zusammen gesungen hatten. Bald nach den ersten Tönen erklang dasselbe Lied aus dem Thurme, und Blondel, der hieran seinen Herrn erkannte, erstieg in der Nacht mit zwölf Rittern die Mauern und befreite den König. (Die Leser, welche sich für Richard's Gefangenschaft näher interessiren, verweisen wir auf Raumer's aus den Quellen geschöpfte Erzählung in dessen „Hohenstaufen" III., pag. 37—45.)

Ein härteres Schicksal als Richard hatten die zwei anderen genannten Gefangenen, der Seeräuber Margaritone und Graf Richard. Der Kaiser hatte beide zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und vor der Einkerkerung blenden lassen.

Ein lautes Treiben herrschte auf Trifels im Jahre 1194, als Heinrich VI. mit vielen Fürsten und Edlen hier Hof hielt, um sich mit ihnen wegen seines Feldzugs nach Sicilien zu berathen, den er bald darauf antrat. Die Reichsinsignien, welche nach der Ermordung Philipp's von Schwaben an Otto IV. ausgeliefert worden waren, kamen erst wieder nach Trifels zurück, nachdem 1215 Friedrich II. in den Besitz seines väterlichen Erbtheils gelangt war. Dieselben wurden nun fortwährend hier aufbewahrt, bis Rudolph von Habsburg sie nach seinem Schlosse Kyburg in der Schweiz bringen ließ. Die Hut darüber war bis dahin den Herrn von Falkenstein anvertraut, und den Mön-

chen aus dem benachbarten Kloster Eusserſthal lag es ob, dieselben in der Burgcapelle zu bewachen.

Nach Konrad's IV. Tode gelang es dem bisherigen Gegenkaiser, Wilhelm von Holland, sich der Feste und der darin verwahrten Insignien zu bemächtigen, worüber er eine um so größere Freude hatte, als es eine Art von Herkommen geworden war, daß einem rechtmäßig gewählten und gekrönten Kaiser die Feste Trifels gleichsam zum Unterpfande des Reichs eingeräumt wurde. Von nun an theilte der Trifels das Schicksal des deutschen Reichs. Gleich ihm wechselte er oft seine Besitzer, bis er 1410 in die Hände des Herzogs von Zweibrücken überging.

In dem Bauernkrieg wurde die Burg zwar von den Bauern eingenommen, auch stark beschädigt, doch nicht in Brand gesteckt. Die Zeit ihres allmähligen Verfalls beginnt mit dem Jahre 1602, in welchem ein Blitzstrahl die Nebengebäude traf, wodurch diese in Flammen aufgingen. Seit dem dreißigjährigen Krieg, als die ganze Gegend durch Krieg, Hunger und Pest fast alle ihre Bewohner verloren hatte, wurde der Trifels nicht mehr bewohnt, wodurch sein Verfall beschleunigt wurde. Die Marmorplatten, womit der Boden der Burgcapelle belegt war, ließ Herzog Friedrich von Zweibrücken im Jahre 1660 in die Kirche von Annweiler bringen. Auf die Unterhaltung der Feste wurde, da dieselbe ihre Bedeutung verloren hatte, nichts verwendet, und so gerieth sie nach und nach in ihren jetzigen Zustand.

Still und einsam ist es nun hier oben unter den Trümmern! Verklungen ist der rauschende Lärm kaiserlicher Hofhaltung, gestürzt sind die stolzen Zinnen und entkleidet die Mauern ihres Schmuckes. Statt des rasselnden Trittes geharnischter Männer vernimmt das Ohr nur das leise Geräusch, das die erschreckte Eidechse im dürren Laube verursacht, oder das heißere Gekrächz scheuen Nachtgevögels, das hier seine Wohnung aufgeschlagen. So verbleicht aller Glanz und alle Herrlichkeit! Auch das Festeste, was Menschenhand geschaffen, muß vergehen; die Zeit rauscht darüber hin in ihrem allmächtigen Fluge, und es unterliegt ihrer Gewalt. Nur der Geist, der belebend die todte Masse durchdrungen, bleibt und weht noch die späten Enkel mit seinem kräftigen Hauche an.

Das Andenken zu erhalten, ließ der Stadtrath von Annweiler auf dem Trifels einen Denkstein mit folgenden Inschriften setzen:

Trifels.

Im XII. und XIII. Jahrhundert als Reichsveste Verwahrungsort der Reichs-Insignien, Staatsgefängniß König Richard's von England, genannt Löwenherz, 1193, so wie anderer Fürsten und Edeln.

Trifels.

Reichsveste bis 1330.

Von Kaiser Ludwig, dem Bayer, den Pfalzgrafen bei Rhein verpfändet 1330.

Von Stephan, dem Erben von Simmern, Zweibrücken und Veldenz, erworben 1410.

Errichtet durch die Stadt Annweiler 1854.

Annweiler.

Von dem schwäbischen Herzoge Friedrich II., dem Vater des Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa, gegen das Dorf Morsbrunnen in Unter-Elsaß eingetauscht 1116.

Annweiler.

Von Kaiser Barbarossa mit der Zollfreiheit im ganzen deutschen Reiche 1153.

Von Kaiser Friedrich II. mit den Speyrer Stadt-Rechten und Freiheiten, sammt dem Münzrechte beschenkt 1219.

Einen Besuch verdienen gleichfalls die in der Nähe von Annweiler gelegenen Ruinen des ehemaligen berühmten Cisterzienserklosters Eusserthal, welches die Mönche sonderbarer Weise uterina vallis nannten. Das freundliche Thälchen, worin sich dieselben erheben, ist ganz zur ruhigen Beschaulichkeit geeignet. Hier konnte sich, ungestört vom Geräusche der Welt, der fromme Sinn der Betrachtung des Himmlischen überlassen. Aber allzu großer Reichthum, irritamenta malorum, brachte dem Kloster Verderben. Von dem Klostergebäude und der großen prachtvollen Kirche ist jetzt nur noch ein Theil des Chores übrig, der mit einer in der neuern Zeit erbauten Kirche verbunden worden ist.

Der erste Stifter des Klosters war, wie die Inschrift auf einem im Chor eingemauerten Steine bezeugt, Ritter Stephan von Mörlheim, im Jahre 1148, welcher dasselbe zuerst in der Ebene bei Mörlheim anzulegen Willens war, aber von dem nachherigen Bischofe Rapoto von Speyer bewogen wurde, es hier an dieser heimlichen, abgeschiedenen Stelle zu erbauen. Zahlreiche Schenkungen und häufige Wallfahrten zu den Reliquien, welche das Kloster besaß, brachten dasselbe zu großem Reichthum und Ansehen. Nach langem glücklichen Genusse beider brach

vielfaches Unglück über es herein. Dreimal wurde es zu verschiedenen Zeiten, namentlich in den Fehden der Herzoge von Zweibrücken mit den pfälzischen Kurfürsten, geplündert und in Asche gelegt, und zum vierten Male verheerten es die aufrührerischen Bauern. Von diesem Zeitpunkte an ging das Kloster seiner Auflösung entgegen. Die Reformation äußerte auch auf es ihre Wirkungen, und bald standen die Zellen leer, weßhalb 1560 Kurfürst Friedrich III. einen weltlichen Schaffner über dasselbe setzte. Die Gründung des Dorfes Eussersthal fällt in diese Zeit. Die gänzliche Zerstörung der Klostergebäude vollendeten die französischen Kriege.

Ueber die Entstehung und Bedeutung des Namens Eussersthal herrschen verschiedene Ansichten. Die Einen meinen, der alte Name Utersdal oder Uffersdal, der in den neuhochdeutschen Namen „Eussersthal" übergegangen, komme daher, weil das Stift in dem äußersten Theile des Thales gelegen habe; Andere dagegen, er rühre von einem Ritter oder Einsiedler, Namens Uter, her.

Wir wollen von hier nicht scheiden, ohne noch einen Ausflug in das Ramberger Thal gemacht zu haben. Eine schöne Natur, prachtvolle, imposante Schloßruinen laden zu diesem Ausfluge ein. Am Anfange des Thales, da wo es in das Thal von Annweiler ausläuft, erhebt sich der Orensberg, eine der bedeutendsten Höhen des ganzen Gebirgszugs. Auf seinem Gipfel, der in gewaltigen Felsmassen emporsteigt, öffnet sich dem Blicke die Gebirgswelt mit ihren zahllosen Bergkegeln, burgartigen Felsen und Ruinen, so weit und großartig, als von irgend einem andern Punkte dieser Gegend. Unter uns liegt das schöne Thälchen längs eines kleinen Baches mit den Dörfern Dernbach und Ramberg; zur Rechten überraschen uns die imposanten Ruinen der Burg Scharfeneck, und über dem Dorfe Ramberg die Trümmer des gleichnamigen Schlosses. Noch weiter hin, nur $1/2$ Stunde nordöstlich von Ramberg entfernt, finden wir die Burg Meistersele oder das Modenbacher Schloß.

Die Burg Scharfeneck gehört zu den schönsten Ruinen dieser Gegend. Sie war bis in's 15. Jahrhundert Eigenthum der Herren von Scharfeneck; 1430 kam sie an Kurpfalz und von dieser durch Kurfürst Friedrich den Siegreichen an das fürstliche Haus Löwenstein, dessen Stammvater Ludwig, ein Sohn Friedrich's, wurde. Friedrich hatte nämlich Anfangs nur als Vormund seines

SCHARFENECK.

Neffen Philipp des Aufrichtigen regiert, später aber selbst die Kurwürde übernommen. Dabei hatte er seinem Neffen gelobt, unverheirathet zu bleiben, und diesem Versprechen getreu wenigstens keine standesmäßige Ehe eingegangen und demnach auch keine ebenbürtigen Kinder erzeugt. Dagegen hatte ihm die schöne Sängerin Clara Dettin von Augsburg zwei Söhne geboren, deren jüngster, der oben genannte Ludwig, von seinem Vater außer einigen kleineren Lehen auch die Herrschaft Scharfeneck und später von Kurfürst Philipp dem Aufrichtigen die Grafschaft Löwenstein erhielt und so der Stammvater der jetzt noch blühenden Fürstenfamilie Löwenstein wurde, in deren Besitz unsere Burg Scharfeneck, wenn auch als Ruine, bis zur französischen Revolution verblieb. In den Bauernkriegen war sie in Brand gesteckt und in den Reunionskriegen von den Franzosen völlig zerstört und geschleift worden.

Das Schloß Ramberg, dessen gewaltige Trümmer seine einstige Größe ahnen lassen, gehörte dem Rittergeschlechte von Ramberg, ging im Anfange des 16. Jahrhunderts an die Herrn von Dalberg und von diesen an die Grafen von Löwenstein über. Es hatte, wie Scharfeneck, das Schicksal, von den Bauern verbrannt und in den Reunionskriegen durch Montclar geschleift zu werden.

Die Burg Meistersele war Eigenthum der salischen Kaiser, von denen sie gleichzeitig mit der Kästenburg (Maxburg), dem Dorfe Deidesheim und anderen Orten an das Hochstift Speyer kam (1100). Zuletzt war sie, wie der dabei liegende Modenbacher Hof, bis zur Revolution, im Besitze der Grafen von der Leyen. 1680 traf auch sie das Loos der Zerstörung.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstein erhöht.

Mathisson.

II. Zweibrücken und seine Umgebung.

Den nächsten Theil des Annweiler Thales, welcher, mit Ausnahme einzelner reizender Punkte, zu einförmig ist, als daß er zu längerem Verweilen einladen könnte, durcheilen wir schnell. Doch bald verweilen wir zu Rindal oder Rinnthal, die mit-

ten im Dorfe stehende neue Kirche zu beschauen. Sie ist im Style eines griechischen Tempels erbaut, aber so in den Berg eingezwängt, daß ihre schönen Verhältnisse leiden und die innere Beleuchtung ein wahres Helldunkel ist. Man sollte glauben, die Worte Johannis: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben" seien darin versinnlicht.

Im Jahre 1849 wurde das Dörfchen viel genannt, weil hier eine Handvoll Freischaaren verwegen genug war, den zur Bekämpfung des pfälzischen und badischen Aufstandes anrückenden Bataillonen der Preußen Widerstand zu leisten. Der Sohn eines braven Geistlichen, der die Universität verlassen und sich den Freischaaren beigesellt hatte, fand hier, in der Nähe des Pfarrortes seines Vaters, seinen frühen Tod.

Gehen wir eine Stunde weiter, so erreichen wir ein großes Dorf, Wilgartswiesen, das seinen Namen von Wilgarte erhalten hat, einer Ahnfrau des Kaisers Conrad I., welche im 8. Jahrhunderte an diesem Orte die letzte Zeit ihres Lebens in stiller Einsamkeit hinbrachte. Auch hier zieht eine neue Kirche, welche, ein Werk des Architekten Professor Voit in München, durch ihre freie Lage auf einer Anhöhe die Großartigkeit ihres Baustyls nach allen Seiten zur Schau trägt und eine wahre Zierde des Thales ist, die Aufmerksamkeit auf sich.

Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt liegen die spärlichen Ruinen der Bergfeste Falkenburg, welche, wie das ganze Amt Falkenburg, dessen Hauptort Wilgartswiesen war, bis zur französischen Occupation den Herzogen von Zweibrücken und den Grafen von Leiningen gemeinschaftlich gehört hatte. Unter Ludwig XIV. wurde sie von Montclar zerstört. Das später, als Sitz eines leiningenschen Amtmannes, unten am Berge erbaute Schlößchen Neufalkenburg hatte im Revolutionskriege dasselbe Schicksal.

Der Freund schöner Naturscenen wird sich in diesen Gegenden wunderbar erregt fühlen. Bald erweitert, bald verengert sich das Thal zwischen Bergen von nicht unbedeutender Höhe. Gewaltige Felsen ragen an dem Berggehänge aus dem Dunkel und Dickicht des Waldes oder auf den Gipfeln der Berge, „bald als Kegel, bald als staffelartige Cyclopenmauern, in so seltsamen Formen hervor, daß die nur einigermaßen rege Phantasie hier Säulen und Pfeiler, dort Thürme und Burgen, hier ganze Festungen, dort riesige Feenpaläste erblickt". Und doch ist es nur Werk der Natur, was von Menschenhänden gebaut scheint. Die

Täuschung wird eine wahrhaft magische, wenn der Mond sein helles Licht darüber ausgießt, und gigantische Schatten über die niederen Berge und Thäler sich ausbreiten. Gewaltige Kräfte, plutonische und neptunische, müssen hier zusammengewirkt haben, diese groteske Gebirgswelt zu schaffen, die uns hier in einem ziemlich großen Kreise, namentlich aber und am meisten in der Gegend von Dahn, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Von Wilgartswiesen führt ein durch Felsenstein gehauener Weg über das Dorf Hauenstein, welches von diesem Wege seinen Namen hat, und über Erfweiler nach Dahn. Auf dieser Straße ist eine Stelle, welche in der Volkssprache „'s Jobbe Galgen" genannt wird. Doch wir lassen Dahn und die weiter südlich liegenden Orte, namentlich auch die Hüttenwerke von Schönau, bei Seite liegen. Nach Dahn werden wir zurückkehren und daselbst länger verweilen. Bei Schönau aber, wo die Gienanth'schen Hütten Hunderten Arbeit und das Brod des Leibes geben, gebietet die Anerkennung christlicher Wohlthätigkeit, nicht unerwähnt zu lassen, daß Freiherr v. Gienanth dort nicht bloß die neu errichtete protestantische Pfarrei mit einem Capitalfonds von 6000 fl. dotirt, sondern auch zum Bau eines Pfarrhauses und eines Schulhauses einen namhaften Beitrag gegeben hat, damit den Armen und Reichen das Brod der Seele nicht fehle.

Wir setzen von Wilgartswiesen unseren Weg in der Richtung von Pirmasens und Zweibrücken fort. In zwei Stunden erreichen wir den Kaltenbacher Hof („die Kaltebach"). Dort erblicken wir auf einem der niedrigeren Berge zwei mächtige aufrecht stehende Felsstücke, über welchen, in horizontaler Lage, ein drittes ruht. Wie das Volk gerne Alles, dessen Ausführung durch menschliche Kräfte ihm unmöglich scheint, als ein Werk des bösen Feindes ansieht, so nennt es auch jenen Felsen den Teufelstisch. Manche haben in demselben ein altes celtisches Denkmal erkennen wollen. Aber abgesehen davon, daß man ein solches wohl eher auf einem der zu beiden Seiten liegenden höheren Berge errichtet haben würde, von wo aus es um so besser in die Augen gefallen wäre, wird uns die Vergleichung des Teufelstisches mit den übrigen in der Nähe befindlichen seltsamen Felsenbildungen gegen jene Ansicht mißtrauisch machen und uns in der wahrscheinlicheren Vermuthung bestärken, daß derselbe ebenfalls ein Naturspiel sei, deren diese Gegend so viele

aufzuweisen hat. — Bei dem eine Stunde von hier entfernten Dörfchen Rupertsweiler liegt auf der Spitze eines mit dichtem Wald bedeckten Berges ein ungeheurer Felsblock mit senkrechten Seitenwänden, der deßwegen nur vermittelst einer Leiter bestiegen werden kann. Nach manchen Spuren oben auf demselben zu urtheilen, scheint er ehedem vielleicht Räubern zum sichern Aufenthaltsorte gedient zu haben. Das Volk nennt ihn den Rupertsfelsen und erzählt, vor Zeiten habe auf demselben der wilde Ritter Rupert, ein grausamer Räuber, der das Schrecken der ganzen Gegend gewesen sei, mit seinem Pferde in stolzer Sicherheit gehaust. Lange habe er sein arges Wesen getrieben, ohne daß man seiner habe habhaft werden können, bis man endlich so glücklich gewesen sei, ihn mit Kanonen von seinem Felsen herabzuschießen.

Unser Weg, der sich nun fortwährend durch den Wald und ziemlich steil bergan dahinzieht, führt uns zunächst nach Pirmasens, das sich durch die Schuhe und Pantoffeln, die in zahlloser Menge daselbst verfertigt und weit und breit hin verführt werden, einen fast europäischen Namen erworben hat. Die Stadt, welche an dem Abhang eines hohen Berges gelagert ist und vornehmlich von der Westseite her einen malerischen Anblick gewährt, ist eine Schöpfung und die ehemalige Residenz des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX., welcher sich hier mit seinen Soldaten, deren er über 3000 aus allen Ländern und Nationen zusammengebracht hatte, gleichsam eingesperrt hielt. Das Residenzschloß, das große Exercirhaus, ein Meisterwerk der Baukunst, in welchem 2000 Mann ungehindert exerciren konnten, und die meisten herrschaftlichen Gebäude sind verschwunden. Sie wurden zur Zeit der französischen Revolution zerstört, aber nicht, wie es an andern Orten geschah, durch die Franzosen, sondern durch die Bewohner selbst. Der innerhalb der Stadt gelegene schöne Exercirplatz ist noch vorhanden. In der ehemals lutherischen Kirche ist das einfache und schmucklose, aber geschmackvoll gearbeitete Denkmal zu sehen, welches der jetzige Großherzog von Hessen-Darmstadt seinem Großvater, Ludwig IX., dessen Gebeine in der Kirche beigesetzt sind, in der neuesten Zeit errichtet hat.

Die nächste Umgebung der Stadt bietet mehrere sehenswerthe Punkte dar. Der zunächst gelegene ist der sogenannte Kugelfelsen, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß aus

der Decke einer niedrigen Felsenhöhle, besonders im Frühjahre, größere und kleinere Kugeln sich loslösen und herabfallen. Oben auf den hoch auf einander gehäuften Steinmassen finden wir eine kleine, von der Natur gebildete Felsenhalle, zu deren Seite ein großer, halbversunkener Stein liegt, auf welchem die Worte che dio protegge zu lesen sind. Diese jetzt unvollständige Inschrift rührt ohne Zweifel aus den Zeiten der Napoleonischen Kriege her, wo ein Regiment Corsen einige Zeit in Pirmasens im Quartier lag. — Eine noch merkwürdigere Parthie bildet der Bärenfelsen. An der Seite eines mit Buchwald bedeckten Berges, zu dessen Fuß ein frischer Wiesengrund sich hinzieht, befinden sich zwei große Höhlen über einander, von denen die obere sich beträchtlich tief in den Berg hinein erstreckt. Aus dem mit schauerlichem Dunkel erfüllten Hintergrunde dieser letztern strömt eine ziemlich starke Quelle hervor, die sich über die untere Höhle in ein tiefer liegendes Becken herabstürzt. Aus welchem Grunde diese Höhlen den Namen Bärenfelsen führen, ist unbekannt. — Das romantische Blümelsthal ist merkwürdig durch den Unfall, welcher die Franzosen in dem 1793 zwischen ihnen und den Preußen in dieser Gegend gelieferten Gefecht hier traf. Drei Bataillone stürzten aus Unkunde des Terrains, von den Preußen gedrängt, mit einer großen Anzahl Munitionswagen hier über die Felsen hinab.

Wir verlassen Pirmasens und wenden uns nach Zweibrücken, dem Hauptgegenstande dieses Abschnittes. Die Atmosphäre, die uns hier umgibt, ist um Vieles milder, als die, welche wir eben verlassen haben, und Alles athmet Wohlsein und Behaglichkeit. Die ganze Gegend hat einen sanfteren Charakter. Die Berge verlieren an Höhe und Schroffheit und zeigen gefälligere Formen. Auch der Boden ist ergiebiger und fruchtbarer. Die theilweise schön und regelmäßig gebaute Stadt liegt, von Gärten und Feldern eingeschlossen, in einem angenehmen Thale, das von drei Bergen gebildet wird, zwischen welchen „die Erbach" und die „Hornbach" durch fruchtbare Wiesen dahin strömen. Ihren stärksten Arm schickt die Erbach durch die Stadt, nimmt, ehe sie dieselbe verläßt, den schwächern Arm wieder auf und vereinigt sich unterhalb der Stadt mit der Hornbach. Ein gewisses Gefühl von Heimlichkeit erwecken in dem Beschauer die vielen freundlich gelegenen Dörfer und Höfe, zwischen denen, wie in einem Kranze, die Stadt sich erhebt.

Der Name von Zweibrücken erklärt sich durch sich selbst. Die Stadt soll ihn darum erhalten haben, weil die ehemalige alte Burg in dem Winkel lag, welcher von den beiden Armen der Erbach, über welche zwei Brücken zur Burg führten, hier gebildet wird. Wer diese alte Burg erbaut habe, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Ihre Lage in der Ebene scheint dafür zu sprechen, daß die Zeit ihrer Erbauung noch vor das Mittelalter fällt, da es im Mittelalter allgemeiner Gebrauch war, die Burgen auf Berghöhen anzulegen. Nicht unwahrscheinlich ist deßhalb die Meinung, daß dieselbe ihre Entstehung dem Stiefsohne des Augustus, Claudius Drusus, zu verdanken habe. Man hat freilich dagegen eingewendet, daß, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der römischen Geschichtschreiber, die von Drusus angelegten fünfzig Castelle alle an den Ufern des Rheines sich befunden hätten. Dies hindert jedoch nicht, anzunehmen, daß Drusus auch im Wasgau Castelle angelegt habe, da ohnehin diese Gegend so viele Spuren von dem ehemaligen Aufenthalte der Römer aufzuweisen hat, wie vielleicht kaum eine andere. Zweibrücken selbst wird in Urkunden erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts genannt, in welcher Zeit die von den Kaisern über die Gegend bestellten Grafen daselbst residirten. Bis zum 14. Jahrhundert blieb die Stadt unter eigenen Grafen, worauf sie in den Besitz der Pfalzgrafen bei Rhein kam, nachdem vorher Eberhard, der letzte Graf von Zweibrücken, die eine Hälfte der Stadt an den Pfalzgrafen Ruprecht verkauft und die andere von demselben zu Lehen genommen hatte. Nach Kaiser Ruprecht's Tode wurde sie 1410, bei der Theilung von dessen Ländern, dem Herzoge Stephan zugetheilt, von welchem sie auf seinen Sohn Ludwig den Schwarzen überging, bei dessen Nachkommen sie verblieb. Bis in die letzten Zeiten hatten die Herzoge daselbst ihre Residenz.

Vieles und schweres Ungemach ist im Verlaufe der Zeit über Zweibrücken dahin gegangen. Schon im Anfange ihres Aufblühens, 1470, gerieth die Stadt durch einen Schuß in Brand, wobei ein großer Theil derselben in Asche sank. Härter wurde sie heimgesucht im dreißigjährigen Kriege, in welchem sie zweimal nach einander belagert wurde. Herzog Friedrich, der Nachfolger seines Vaters Johann II., der sich 1635 nach Metz geflüchtet hatte und in demselben Jahre daselbst gestorben war, hatte im Dienste von Schweden mit zwei Regimentern das



diesseitige Rheinufer besetzt, um den Kaiserlichen den Uebergang zu verwehren. Demungeachtet erzwangen diese unter dem Oberbefehle von Gallas den Uebergang, drangen unaufgehalten nach Kaiserslautern vor, nahmen dasselbe ein und legten sich alsdann vor Zweibrücken, welches sie acht Tage lange hart bedrängten. Die an die Stadt gerichtete Aufforderung zur Uebergabe wurde standhaft zurückgewiesen. Das Commando in derselben führte der schwedische Oberst Reinhold von Rosen, welcher entschlossen war, mit einer Anzahl Schweden und den Resten der zwei Regimenter des Herzogs Friedrich, in Verbindung mit der Bürgerschaft die ziemlich stark befestigte Stadt auf's Aeußerste zu vertheidigen. Der Umsicht und Besonnenheit Rosen's war es acht Tage lang gelungen, alle Versuche des Feindes, sich der Stadt zu bemächtigen, zu vereiteln. Da aber endlich Mangel an Munition eintrat, und die Besatzung bedeutend zusammengeschmolzen war, willigte Rosen, auf eine abermalige Aufforderung zur Uebergabe, um die nicht länger zu haltende Stadt vor der angedrohten allgemeinen Verwüstung zu bewahren, ein, dieselbe zu übergeben unter der Bedingung freien Abzugs. Aber noch in der Nacht erhielten sowohl die Belagerten, als die Belagerer die Kunde von dem Anmarsche der schwedischen Truppen unter Anführung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. Gallas brach darum am frühen Morgen in aller Eile auf und zog sich bis nach Frankenthal zurück, von wo er aber bald wieder zurückkehrte, um Zweibrücken zum zweiten Male zu belagern. Die Stadt war von aller Hülfe entblößt und mußte sich, da sie keine Hoffnung auf baldigen Ersatz hatte, dem erbitterten Feinde auf Capitulation ergeben. Der kaiserliche Oberst legte eine starke Besatzung hinein und ließ, ungeachtet der Capitulation, Stadt und Land so unmenschlich verwüsten und verheeren, daß, wie ein älterer Schriftsteller sich ausdrückt, „man beinahe sagen sollte, die Noth sei in der ganzen Gegend, vorab dem Oberamt Zweibrücken, so groß gewesen, daß sie derjenigen, die zur Zeit der Belagerung Jerusalems bei den Juden entstanden, geglichen." Die Stadtmauer wurde niedergerissen und das Rathhaus, die Münze, das Gymnasium, nebst einer großen Anzahl Häuser dem Boden gleich gemacht. Unbefriedigt von den auf's Höchste getriebenen Gelderpressungen, raubte der Feind auch das Schloß aus, die kostbare Bibliothek sammt dem Archive wurde verschleudert, das Zeughaus geleert und in die Luft



gesprengt, und die Kirche, wohin die Bürger ihre Habe geflüchtet hatten, ausgeplündert.

Kaum hatte nach dem Frieden die unglückliche Stadt angefangen, sich einigermaßen zu erholen, als die bald darauf folgenden französischen Kriege ihr Elend noch höher trieben. Im Jahr 1675 erschien der Graf von Choiseul mit 4000 Mann vor Zweibrücken' und verlangte freien Durchzug. Da man diesen nicht ohne Erlaubniß des Herzogs, welcher dazumal in Meisenheim residirte, gestatten zu dürfen meinte, so schlug man das Begehren ab, mit der Bitte, die Stadt bis nach eingeholter Weisung von Meisenheim zu verschonen. Auf diese Bitte ging Choiseul nicht ein, sondern fing am andern Morgen an, die Stadt zu beschießen. Da dieselbe schwer zu vertheidigen und auf Hülfe nicht zu hoffen war, so entschloß man sich endlich zu capituliren. Von französischer Seite wurde versprochen, keine Gewaltthätigkeiten zu verüben. Dies Versprechen aber wurde nicht gehalten. Zwar rückten unter Aufführung des Herzogs von Braunschweig-Zell die Deutschen vor die Stadt, um dieselbe zu entsetzen; da aber die Franzosen die ganze Gegend unter Wasser gesetzt hatten, so konnten die Deutschen nicht mit dem gehörigen Nachdruck operiren. Sie beschossen die Stadt eine Zeit lang, wodurch ein großer Theil derselben zerstört wurde, und zogen sich bald unverrichteter Sachen wieder zurück.

Im Februar 1677 erst entschlossen sich die Franzosen, die Stadt zu verlassen, als sie sahen, daß sie dieselbe nicht länger würden behaupten können. Vor ihrem Abzug aber setzten sie sich durch die gänzliche Verwüstung derselben ein ewiges Schandmal. Der Name des Mannes, unter dessen Leitung solches geschah, verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Der Graf von Bissy war zu dem Zerstörungswerke ausersehen. Die Mauern, Thore, Thürme, Wälle, Schanzen, Alles wurde geschleift. Der schöne Thurm der prachtvollen Alexanderskirche wurde in die Luft gesprengt; die Kirche wurde geplündert, ja, die Zerstörungswuth ging so weit, daß selbst die fürstlichen Leichen in ihrer Gruft nicht ungeschändet blieben. Die Einwohner wurden in die Kirche eingesperrt, worauf die Häuser geplündert und verwüstet wurden.

Es dauerte lange, bis die Spuren dieses Unglücks sich verwischten. Erst 1699, als Karl XII., welchem das Herzogthum Zweibrücken zugefallen war, die Regierungscollegien von Meisenheim

nach Zweibrücken zurückverlegte, begann die tief gesunkene Stadt sich wieder zu heben.

Die schönsten Theile der Stadt sind die beiden Vorstädte. Die eine, die jetzige Maximiliansstraße, wurde von dem König Stanislaus von Polen, welchem Karl XII. die Einkünfte des Herzogthums Zweibrücken überlassen hatte, auf einer Strecke angelegt, wo sich vorher der Wald bis zur Stadt hinzog. Die sogenannte neue Vorstadt wurde in den Jahren 1770 und 1771 von dem Herzog Christian IV. erbaut. Die Häuser derselben wurden durch eine Lotterie ausgespielt, wozu sämmtliche Beamten, die Pfarrwittwencasse und die Almosen Zwangsloose nehmen mußten, so daß Manche, ohne es nur zu wollen, in den Besitz von Häusern gelangten.

Die alte Burg war ein festes Gebäude mit zwei großen starken Thürmen. Sie wurde zu verschiedenen Zeiten beträchtlich erweitert. Bei der Zerstörung von 1677 blieb davon nur der von Herzog Johann I. aufgeführte lange Bau am Wasser, welcher jetzt zu Privatwohnungen dient, und der gegenüberstehende von Herzog Friedrich errichtete sogenannte Friedrichsbau übrig, welcher 1820 zu einem Gefängnisse hergerichtet wurde. Das neue Schloß wurde von Herzog Gustav Samuel Leopold von 1720—1725 in einem einfachen, edlen Style, in Form eines Parallelogramms erbaut. Auf der hintern Seite hatte es einen ausgedehnten Lustgarten, in dessen Umkreis 1730 ein Lustschlößchen errichtet wurde, welches gegenwärtig von dem Landgestüte eingenommen wird. Im Jahr 1793 wurde das Schloß von den Franzosen bis auf die Mauern zerstört, aber 1820 nach seinem ursprünglichen Plane wieder hergestellt. Der mittlere Theil wurde den Katholiken als Kirche eingeräumt, so wie der rechte Flügel als Pfarrwohnung; der linke Flügel, der jetzt zur Abhaltung der Sitzungen des Appellationsgerichtes bestimmt ist, diente lange Zeit als königliches Absteigequartier.

Von den beiden evangelischen Kirchen wurde die an dem Marktplatze stehende Alexanderskirche 1496 von Herzog Alexander, nachdem er von seiner Wallfahrt zu dem heiligen Grabe glücklich wieder zurückgekehrt war, angeblich nach dem Plane der Kirche des h. Grabes erbaut. Das weite, reich verzierte Gewölbe in Kreuzform ruhte auf dreißig Säulen, und zu beiden Seiten des Langhauses befanden sich besondere Kapellen. Durch gemalte Fenster fiel das Licht in den innern Raum. Außen zog

sich rings unter dem Dachstuhl eine Gallerie her, welche mehrere kleine Thürmchen, von denen zwei noch vorhanden sind, mit einander verband. Der hohe Hauptthurm war mit derselben Kunst und Fertigkeit gearbeitet, wie die beiden noch übrigen kleinen Thürmchen. Nach ihrer im J. 1677 erfolgten Zerstörung wurde die Kirche 1689 zwar wieder hergestellt, aber von ihrer alten Pracht ist nur wenig übrig geblieben. Ihre ganze Geschichte ist in der außen an der Mauer befindlichen Inschrift von 1689 enthalten:

Als tausend und vierhundert Jahr
Auch neunzig sechs gezählet war,
Hat der Gottselig Fürst und Herr,
Weyland Herzog Alexander,
Gebauet diese Kirch mit Fleiß,
Auf Gottes Rath, löblicher Weiß,
Nach Form der Kirchen, die da ist
Zum Grab des Herren Jesu Christ,
Dahin ihn hat die Andacht bracht
All Müh und Arbeit ohngeacht.
Tausend sechshundert und siebenzig sieben
Von dieser Kirch ist wenig blieben,
Indem durch Krieg sie ganz verstört,
Die Stadt auch wurd durchs Feur verzehrt;
Tausend sechshundert achtzig neun
Wurd sie wieder erbauet sein.

Die in der sogenannten Hintergasse befindliche Karlskirche führt ihren Namen von Karl XII., welcher dieselbe 1708 erbaute. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind noch bemerkenswerth die beiden Kasernen, welche ihre Entstehung dem Herzog Gustav Samuel Leopold verdanken.

Den Kasernen gegenüber, welche mit allen ihren Räumen eine ausgedehnte Fläche einnehmen, steht das große, in schönem Geschmack erbaute Rathhaus, das eben eine bedeutende Vergrößerung erhalten hat. Die daran stoßende, ehemals französische Kirche nämlich, welche seit längerer Zeit in ihrer unteren Abtheilung zur Fruchthalle, in der oberen (so hat's die Verweltlichung gewollt) zum Theater diente, ist von der Stadt angekauft und nach einer beträchtlichen Erweiterung durch möglichst symmetrische Verbindung mit dem Stadthause zu einem Ganzen vereinigt worden. Die Stadt hat dadurch eine größere Fruchthalle und einen geräumigen Saal gewonnen, welcher, schön ausgemalt und verziert, zu mannigfaltigen Versammlungen dienen

und den früheren Bürgersaal, den man seit einer Reihe von Jahren für die Assisensitzungen benützt, mehr als ersetzen wird. Der diesjährige 12. October, Namenstag des jetzt regierenden Königs Max II., wird der Tag seiner festlichen Einweihung sein.

Ein Mißstand ist es, daß gerade vor diesem prachtvollen Gebäude die Hauptstraße auffallend eingeengt ist, indem die beiden Reihen des großartigen Kasernenbaues allzu weit gegen das Rathhaus vorspringen. Dieser Mißstand, welcher den an dieser Stelle sehr lebhaften Verkehr nicht wenig hindert, könnte übrigens nach der Ansicht vieler Zweibrücker leicht beseitigt werden, wenn man die Kasernen um so viel, als sie über die Maximiliansstraße vorspringen, abkürzte und den daraus hervorgehenden Raumverlust durch einen, die beiden abgestutzten Flügel der Kaserne verbindenden Querbau ersetzen wollte. Dadurch würde einerseits die Kaserne eine schöne Façade und eine Verschließung, und anderseits die Stadt eine wesentliche Verbesserung erhalten, indem dem öffentlichen Verkehr ein freierer Raum geboten würde. Wenn die städtische Behörde, wie versichert wird, sich bereit erklärt hat, an den Kosten für die Ausführung dieses Projects sich mit 6000 Gulden zu betheiligen, so dürfte sie ihren Schönheitssinn sowohl als ihre Sorge für die materiellen Interessen der Bewohner beurkundet haben, und es spricht sich der lebhafte Wunsch aus, daß ihrem Anerbieten entgegengekommen werde. Die Fürsorge, welche die königlichen Behörden überall für das öffentliche Wohl bethätigen, läßt kaum zweifeln, daß dieser Wunsch kein pium desiderium bleibe.

Wer sich erinnert, daß dem äußeren Verkehr dieser schönen, auch dem Verfasser durch achtjährigen Aufenthalt lieb gewordenen Stadt, so zu sagen, Weg und Steg versperrt war, nimmt jetzt mit doppelter Freude wahr, daß ihm jetzt nach allen Richtungen hin bequeme und gut unterhaltene Straßen geöffnet sind. Wir wollen zwar hierin nicht die bewegenden Hebel der Industrie erblicken, dürfen aber doch nicht verkennen, daß es ermunternd und belebend für die Industrie ist, wenn ihr für ihr Material und ihre mannigfaltigen Producte leichte Förderungsmittel zu Gebot stehen. Ein solches, ganz neues Beförderungsmittel wird Zweibrücken durch die Eisenbahn erhalten, welche als Zweigbahn der pfälzischen Ludwigsbahn nach einem den „Kammern“ vorliegenden Gesetzentwurfe und einem gestern (den 17. October 1855) einstimmig gefaßten Beschlusse der Generalversammlung der Actionäre

die Stadt bei Homburg mit der Hauptbahn verbinden und mit einem Kostenaufwande von 700,000 Gulden (Prioritäts-Anlehen) alsbald erbaut werden soll. Jedenfalls hat die Gewerbsthätigkeit in Zweibrücken seit einigen Jahren einen kaum zu erwartenden Aufschwung genommen. Eine großartige Maschinenfabrik (die Dingler'sche), eine bedeutende Stiftenfabrik in Verbindung mit einem Drahtzuge und einer Kettenfabrik, eine Tuchfabrik, eine Cichorienfabrik, drei Plüschfabriken sind thatsächliche Beweise industrieller Regsamkeit, die nebenbei das unläugbare Verdienst hat, daß sie Tausenden von Händen in der Stadt, sowie in der näheren und ferneren Umgebung nährende Beschäftigung gibt. Nicht minder bemerkenswerth ist die Vermehrung, Vergrößerung und Verbesserung der Bierbrauereien, welche nicht bloß durch den inneren Verbrauch in Anspruch genommen werden, sondern auch das benachbarte Ausland, Metz, Trier, Luxemburg und selbst Paris zu ihrer durstigen Kundschaft zählen.

Unter solchen Umständen ist nicht zu verwundern, wenn auch die Baulust, aus langem Schlummer geweckt, sich beeilt, den Voranschreitenden nachzukommen und hülfreiche Hand zu bieten. Und in der That, nicht bloß in der Mitte der Stadt, sondern auch nach Contwig und hauptsächlich nach Ernstweiler hin entsteht ein Bau nach dem andern, und nach einer Reihe von Jahren, wohl keiner langen, wird Ernstweiler mit Zweibrücken so zusammenhängen, daß es die ländliche Vorstadt desselben bilden wird. Die Eisenbahn wird diese Verbindung schnell herbeiführen.

Leider müssen wir auch eines Zuwachses gedenken, der dem in neuster Zeit erbauten Bezirksgefängnisse bevorsteht. Dieses große Gebäude hat eine gesunde und vortheilhafte Lage auf einer nach allen Seiten freien Stelle außerhalb der Stadt. Durch Räumlichkeit und innere Einrichtung entspricht es ganz dem Zwecke seiner ersten Anlage, nach welchem es 400 — 500 Gefangene fassen sollte. Allein die Noth der letzten Jahre und, in Folge davon, die gewachsene Demoralisation hat es so übervölkert, daß es schon manchmal über 700 aufnehmen mußte. Dieser Ueberfüllung muß abgeholfen werden, und es soll theils durch die schon bestehenden Kantonsgefängnisse, theils durch ein neues Kantonsgefängniß geschehen, welches in Zweibrücken erbaut werden soll. Möge die zunehmende Gewerbsthätigkeit immer





[illegible] SCHLOSS — [illegible]HATEA[illegible] LE [illegible]

[illegible] DER EHEMALIGEN [illegible]



mehr Arbeitsstätten hervorrufen, immer mehr Quellen des Verdienstes eröffnen, aber auch bessere Erziehung, Ernst und Strenge die Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit wieder erwecken und so mit Gottes wiederkehrendem Erndtesegen einen Bau überflüssig machen, dessen Nothwendigkeit in der Verdienstlosigkeit, der Verarmung, Gottvergessenheit und Ensittlichung begründet ist!

Wir würden eine Pflicht zu versäumen glauben, wenn wir das Gymnasium unerwähnt lassen wollten, das in älterer und neuerer Zeit dem Lande viele tüchtige Männer geliefert hat. Es ist eine der ältesten Gelehrtenschulen Deutschlands, denn schon 1305 finden wir es genannt. Bis zum Jahr 1631 hatte es seinen Sitz in dem nahen Neuhornbach. Im Jahr 1559 wurde es von dem edelsinnigen Herzog Wolfgang neu fundirt und mit seinem Bedarf auf die Klostergefälle angewiesen, da der Herzog die Güter der eingegangenen Klöster zur „Aufbauung, Aufpflanzung und Erhaltung der wahren christlichen Kirchen und Schulen im Fürstenthume" bestimmt hatte. Nachdem 1631, unter rechtswidriger Anwendung des Restitutionsedicts Ferdinand's II., das Kloster Hornbach dem Bisthum Speyer zurückgegeben und die Schule auf diese Weise ihrer Subsistenzmittel beraubt worden war, wurde sie nach Zweibrücken verlegt, wo sie sich bei den damaligen Kriegsunruhen bis 1635 nur kümmerlich erhielt, in welchem Jahre sie ganz einging. Sie wurde zwar 1641 wieder eröffnet, aber nach Meisenheim verlegt, wo sie bis 1652 blieb. Nach nochmaligem Hin- und Herwandern kehrte sie endlich 1706 für immer nach Zweibrücken zurück. Schon vorher war ihr ferneres Bestehen dadurch gesichert, daß sie durch den westphälischen Frieden die Einkünfte des Klosters Hornbach zurück erhalten hatte. Seine höchste Blüthe erreichte das Gymnasium im 18. Jahrhundert, wo Männer von tiefgehender Gelehrsamkeit und unermüdlichem Fleiße, wie Johannis, Crollins, Exter, Faber, an demselben wirksam waren. Im Jahr 1779 begann die Herausgabe der vornehmlich von den drei letztgenannten Männern besorgten schätzbaren Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, deren weitere Fortsetzung leider durch die Revolution unterbrochen wurde. — Die von Herzog Johannes I. mit Aufwendung vieler Kosten angelegte Bibliothek ging im dreißigjährigen Kriege zu Grunde. Von der sehr reichhaltigen Bibliothek waren ungefähr 5000 Bände übrig geblieben, welche in 19 Schränken aufbewahrt wurden. In einem derselben befanden

sich die sehr kostbaren Manuscripte. Herzog Friedrich Ludwig verband damit 1666 seine beträchtliche Büchersammlung, welche er auf dem Schlosse Landsberg hatte. Auch diese Bibliothek sollte für Zweibrücken verloren gehen. Bei der Einäscherung der Stadt 1677 wurde sie von den Franzosen auf 16 Wagen weggeführt und, wie das Gerücht ging, dem Erzbischofe von Rheims, einem Bruder des Marquis von Louvois, übergeben. Die jetzige werthvolle Bibliothek verdankt ihre Entstehung der Sorgfalt der späteren Herzoge. — Buchdruckereien besaß die Stadt schon im 16. Jahrhundert. Unter den zwei jetzt noch vorhandenen verdient eine rühmliche Erwähnung die früher Ritter'sche, mit welcher zugleich eine lithographische Anstalt verbunden ist.

Unter den herzoglichen Gebänden existirt noch unversehrt das Kellereigebäude zu Ernstweiler, ein kolossaler Bau, dessen oberer Raum zu einem Militär-Magazine dient, während das eigentliche Kellergewölbe zwar keineswegs wüst, aber doch traurig leer ist und nur durch seine Ausdehnung der Phantasie eine Vorstellung von dem Reichthume seines früheren Inhalts gibt. In der Napoleon'schen Zeit, der Zeit unaufhörlicher Kriege, diente es zur Aufbewahrung spanischer Kriegsgefangene, die sich vergeblich nach dem spanischen und anderem Weine sehnten, dessen kühle Stelle sie eingenommen hatten.

Zweibrücken hat eine Menge angenehmer Spaziergänge. Einer der angenehmsten ist der in das eine halbe Stunde entfernte Tschiflik. Stanislaus Lesczynski, der überhaupt Vieles für die Verschönerung und Vergrößerung der Stadt that, hatte hier die mit Wald bedeckte Gegend in einen lieblichen Park verwandelt, welchen Spaziergänge und breite Alleen nach verschiedenen Richtungen hin durchschnitten. Auf sanften Anhöhen erhoben sich hier und da kleine Lusthäuser, zu deren jedem eine Quelle hingeleitet war, die sich in vielen Krümmungen in die unten gegrabenen Teiche ergoß. Die Hauptgebäude, welche Stanislaus hier aufführen ließ, waren die beiden Pavillons auf einem Hügel zur rechten Seite des Parks, welche durch einen Schwibbogen, der über eine breite Cascade hinlief, mit einander verbunden waren. Der eine davon war für ihn, der andere für seine Familie bestimmt. Zur Erinnerung an seinen ehemaligen Aufenthaltsort bei Bender gab Stanislaus dieser seiner Lieblingsanlage den Namen Tschiflik. Hier hatte seine jüngste Tochter, die nachherige Gemahlin Ludwig's XV., mit eigener Hand einen Kirsch-

baum gepflanzt und sorgsam gepflegt. Auch später auf dem Throne vergaß sie dieses Zeugen ihrer glücklichen Jugend nicht, und jährlich mußten ihr von dessen Früchten nach Paris gesandt werden. Die Zeit hat zerstört, was Stanislaus hier geschaffen, und nur noch wenige Mauern zeugen von der Anlage des „wohlthätigen Philosophen"; aber Bäume und Gebüsch grünen fröhlich fort und laden freundlich in ihre Schatten ein.

Jetzt grünen auf Estrichen Moose,
Zur Stelle des Kirschbaums ein Dorn,
Am Gartenhang eine Rose,
Die Kreſſ' in dem springenden Born.
Die gute Natur hat die Wunden
Mit Eppich und Büschen umbunden.*)

Eine andere großartige Anlage sah Zweibrücken in seiner Nähe entstehen, an welche sich aber nicht, wie an Tschiflik, wohlthuende, sondern nur bittere Erinnerungen knüpfen; wir meinen den bei Homburg gelegenen Karlsberg. Herzog Karl II. hatte sich hier mit einem Aufwande von 14 Millionen eine üppige Hofhaltung geschaffen. Schaaren von Hunden und Pferden und ausländischen Thieren umgaben ihn hier. Was die Phantasie Glänzendes und Prachtvolles auszusinnen vermag, das fand sich hier verwirklicht. Die Festlichkeiten, die sich oft wiederholten, übertrafen an Kostspieligkeit und Ueppigkeit Alles, was der Art im Lande bisher gesehen und erlebt worden war. Die Verschwendung, die sich bei allen Einrichtungen zeigte, war so groß, daß Kaiser Joseph II. sich nicht enthalten konnte, seinen Tadel über einen solchen, selbst die Kräfte eines größern Fürsten übersteigenden Aufwand auszusprechen. Nur kurze Zeit dauerte zum Glücke diese durch den Schweiß und die Thränen des Landes erkaufte Herrlichkeit. Wüthend fielen 1794 die Franzosen über das Schloß her, aus welchem der Herzog kaum Zeit gehabt hatte, sich durch die eiligste Flucht zu retten, und übten eine schreckliche Vergeltung. Kein Stein blieb auf dem andern; was die Flamme nicht verzehrte, das zerstörten die geschäftigen Hände, und bald war da, wo ein mit asiatischer Pracht ausgestatteter Fürstensitz sich erhoben hatte, nur ein ausgebrannter Trümmerhaufe übrig. — Aus einer mit seinen übrigen Neigungen con-

*) Aus dem Gedichte: Die Tschifliker Kirschen, von C. J. Schuler.

trastirenden Liebhaberei hatte Herzog Karl eine große Menge römischer Alterthümer gesammelt und sie einstweilen in dem Orangeriekeller auf dem Karlsberge aufbewahrt, bis das für sie bestimmte Local hergerichtet sein würde. Diese Alterthümer blieben zwar bei der Zerstörung des Schlosses unbeschädigt, wurden aber von den französischen Commissären verkauft, so daß sie für die Wissenschaft ganz verloren gegangen sind.

Die nächste Umgebung von Zweibrücken ist außerordentlich reich an Denkmalen von dem Aufenthalte der Römer, von denen wir bloß die bedeutendsten namhaft machen wollen. In der sogenannten Nonnenbell, bei dem Dorfe Ixheim, stand noch im Jahre 1563 eine ausgedehnte Ruine, von welcher mehrere Wassercanäle den Berg herab gingen. Bei einer in späterer Zeit angestellten Untersuchung entdeckte man daselbst noch die Fundamente von einem Gebäude, welches 60 Fuß lang und fast eben so breit war. Weiter unten fanden sich einige Laborirkammern, in denen die Stelle noch bemerkbar war, wo die Schmelzöfen standen. Nahe dabei waren Gewölbe mit Treppen, in deren einem sich ein steinerner Tisch befand. Den römischen Ursprung dieser Reste beweisen deutlich die ebenfalls daselbst gefundenen Münzen und Penaten. — In dem bei Bliescastel, dem castrum ad Blesam der Römer, gelegenen Dorfe Reinheim befindet sich ein fester steinerner Thurm, der weder Thüre noch Fensteröffnung hat, und dessen Dach sogar aus einem spitz zugemauerten Gewölbe besteht. Welche Bestimmung dieser Thurm, dessen Erbauung man den Römern zuschreibt, gehabt haben möge, hat man bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. In der Nähe des genannten Dorfes wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Thale, das Allermannsland genannt, ein verschütteter Venustempel ausgegraben, bei dem man auch das aus Metall gegossene Bild der Venus fand. Außerdem wurden in dieser Gegend eine Menge Münzen und Urnen aufgefunden. Die bei Bliescastel auf einer Anhöhe befindliche, zwölf Fuß hohe viereckige Spitzsäule, der sogenannte Golgenstein, wird von Einigen für einen alemannischen Grenzstein, von Andern für ein gallisches Denkmal gehalten. — Eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel aus der Römerzeit waren die Ruinen eines Bades, welche man 1729 auf dem Schwarzenacker entdeckte. Nach der Beschreibung, welche Schöpflin in seiner Alsatia illustrata davon gibt, war dasselbe aus thönernen Röhren, in Form eines



Rechteckes, erbaut, welches 25 Fuß lang und $22^1/_2$ Fuß breit war. Die Mauer hatte überall eine Dicke von $2^1/_2$ Fuß. In dem untern Raume waren 4 Reihen von Pfeilern, die aus Ziegelsteinen bestanden, und von denen ein jeder 1 Fuß dick und 2 Fuß hoch war. Das obere Gemach scheint eine Höhe von 6 Fuß gehabt zu haben. Die nur in einer und zwar der linken Wand eng und fest an einander gefügten thönernen Röhren waren nicht bloß unten und oben offen, wie ein Kamin, sondern hatten auch an ihren schmäleren Seiten Oeffnungen, welche überall genau auf einander paßten, so daß durch diese Seitenöffnungen die aus dem Ofen aufsteigende Wärme von allen Seiten her allen Röhren und dadurch der ganzen Wand gleichmäßig mitgetheilt wurde. Leider wurde dieses schöne Alterthum zur Zeit der Revolution gänzlich zerstört.

Drei Stunden von Zweibrücken erheben sich an der Straße auf einem abgerundeten Berge die Ruinen des Schlosses **Kirkel**, welches römischen Ursprunges sein soll, was man aus seinem Namen (circulus), so wie aus den in seiner Nähe aufgefundenen Alterthümern schließen zu dürfen glaubt. Nicht sehr umfangreich, hatte dasselbe sehr feste Mauern und zwei runde starke Thürme, und galt für einen schwer einzunehmenden Punkt. Es war Eigenthum einer Seitenlinie der Grafen von Saarwerden, nach deren Erlöschen es an Kurpfalz überging. Bei der pfälzischen Ländertheilung wurde es den Herzogen von Zweibrücken zugetheilt, welche sich dessen Erhaltung eifrig angelegen sein ließen, da es seiner Festigkeit wegen einen sicheren Zufluchtsort darbot. Oft wurde die Burg von den Herzogen bezogen, besonders war sie ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs Johannes I. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie von den Kaiserlichen nach mehrmaliger vergeblicher Bestürmung eingenommen und zerstört. Sie wurde zwar nach Beendigung des Krieges wieder einigermaßen hergestellt, fand aber 1677 durch die Franzosen ihren völligen Untergang. Jetzt ist nur noch zerfallenes Gemäuer und einer der Thürme vorhanden. Bemerkenswerth ist die über dem Eingange befindliche, von Herzog Johannes I. herrührende Inschrift:

Hyldrich der Franken König war
Vor mehr denn dreyzehen hundert Jar,
Der aus Rath ein's, der Hildegast hies,
Die drey Frösch in seinem Schilde verlies.
Dafür ins Panier den Lewen gut
Nam, des Hintertheil sich krummen thut,
Gleichwie ein Schlang, um des Adlers Hals,
Darmit anzuzeigen gleicheßfalls,
Das der Franken Lewenhertzen frey,
Manheyt und rechte Klugheyt darbey,
Nach Gottes Willen mit Krieges-Macht
Sollten bezwingen der Römer Pracht,
Wie dan hernach geschehen ist.
Nachdem der Adler entflogen ist,
Frankreich Lilien zum Wappen nam,
Der gekrönte Lew blieb der Pfalz Stam.
Gott erhalt die Pfalz beym Lewen gut,
Und dieß Haus allzeyt in seyner Hut.

Anno Christi MDXCVII.

Zur Erklärung dieser Inschrift mag dienen, daß man zu des Herzogs Zeiten allgemein der Meinung zugethan war, daß die alten fränkischen Könige drei Frösche oder Kröten in ihrem Wappenschilde geführt hätten. König Childerich habe denselben auf Anrathen seines Vertrauten Hildegast, eines Priesters und Wahrsagers, entsagt und an deren Statt einen gekrönten Löwen angenommen, der sich mit seinem gekrümmten Schweif, wie eine Schlange, um einen Adler geschlungen. Denn unter diesem Zeichen, hatte Hildegast geweissagt, würden die Franken die Römer überwinden. Nach Vertreibung der Römer aber hätten Childerich's Nachfolger auch dieses Wappen wieder geändert und statt des Löwen drei goldene Lilien im blauen Felde gewählt, während die Pfalzgrafen, als Nachkömmlinge der alten sicambrischen Könige, den rothgekrönten goldenen Löwen in schwarzem Felde beibehalten hätten.

Von dem Wege aus, der uns von Zweibrücken nach Kirkel führt, mögen wir einen kleinen Abstecher machen nach den auf der Spitze eines Berges gelegenen Ruinen des berühmten Klosters Werschweiler, oder wie es ursprünglich hieß, Wernersweiler, von wo aus sich eine reizende Aussicht in das an fetten Wiesen reiche Bliesthal eröffnet. Der Erbauer des Klosters, Graf Friedrich von Saarwerden, der es 1131 auf seinem eigenen Grund und Boden angelegt hatte, stattete es mit Gütern

und Einkünften reichlich aus. Als die aus dem Kloster Hornbach dahin berufenen Benedictiner-Mönche sich bald „auf die schlimme und liederliche Seite gelegt und auf ein und abermalige Erinnerung nicht bessern wollten", entschlossen sich Graf Friedrich's beide Enkel, das Kloster dem damals wegen seiner strengen Regeln und eingezogenen Lebensart in hohem Ansehen stehenden Cisterzienser-Orden zu übergeben. Diesen Entschluß führten sie 1172 aus, unter Vermittlung des Abtes Roger aus dem lothringischen Kloster Weiler-Betnach. Der große Reichthum, der dem Kloster durch fortgesetzte Stiftungen zufloß, scheint unter den Mönchen ein Wohlleben begünstigt zu haben, das der Beobachtung der Ordensregeln nicht weniger als förderlich war. Denn auch die Cisterzienser vergaßen in der Mitte des 14. Jahrhunderts ihrer Regeln so sehr, daß manche sogar eigenmächtig aus dem Kloster austraten. Durch strenges Einschreiten gegen die Schuldigen und durch eine neue Organisation wurde jedoch der gute Ruf und das Ansehen des Klosters wieder hergestellt. — Im Bauernkrieg wurde dasselbe stark bedrängt, aber durch Herzog Ludwig II. von Zweibrücken, welcher den Bauernhaufen, der es besetzt hatte, auseinander trieb, gerettet. Durch ähnliche Dienste, welche die Herzoge von Zweibrücken dem Kloster leisteten, hatten dieselben nach und nach Gelegenheit gefunden, die Schirmgerechtigkeit über dasselbe an sich zu bringen, wodurch es ihnen möglich wurde, nachdem sie der Reformation in ihrem Lande Eingang gestattet hatten, auch in dem Kloster den evangelischen Gottesdienst einzuführen. Hieraus sowohl, als weil er sich in seinem Rechte der ihm natürlich zustehenden Schirmgerechtigkeit über das Kloster für beeinträchtigt hielt, nahm Graf Johann von Nassau-Saarwerden Anlaß, einen Proceß gegen die Herzoge anhängig zu machen, welcher bis 1614 dauerte, in welchem Jahr er auf eine zwar einfache, aber für beide Theile unerwünschte Art beendigt wurde. Der damalige Schaffner des Klosters, Rothfuchs, hatte nämlich das am Abhang des Berges befindliche Gebüsch angezündet, um die Schlangen, die sich in Menge darin aufhielten, zu vertilgen. Ein plötzlich sich erhebender Wind trieb die Flammen gegen die Klostergebäude; diese fingen Feuer, welches aus Mangel an schneller Hilfe bald so sehr um sich griff, daß in Kurzem nicht nur alle Wohngebäude verzehrt wurden, sondern auch die aus lauter Quadersteinen erbaute, reiche Kirche in Trümmer sank. Da bei dem bald darauf

ausgebrochenen dreißigjährigen und dem nachfolgenden Kriege an eine Wiederherstellung nicht gedacht werden konnte, so gerieth das übrig gebliebene Gemäuer nach und nach in gänzlichen Verfall. Ein Meierhof erhebt sich nun unter den Ruinen und gibt dem Nachdenkenden Stoff zur Vergleichung des Mönchslebens mit der Betriebsamkeit fleißiger Landleute.

Südlich von Werschweiler ist der Gutebrunnen, dessen Quelle ehemals mineralische Theile enthielt, welche sie nach und nach verloren hat. Ein in der Nähe aufgefundener Brunnen, der mit großen Steinen umgeben war, auf welchen Scenen aus der römischen und griechischen Mythologie ausgehauen waren, berechtigt zu der Vermuthung, daß schon die Römer die später lange verlorne Mineralquelle kannten und Gebrauch davon machten. Erst 1624 wurde dieselbe wieder aufgefunden und erlangte zu Ende des 17. Jahrhunderts einen solchen Ruf, daß sich oft gegen 500 Badegäste dabei einfanden. Das von Herzog Gustav Samuel Leopold dabei erbaute Schloß und Badehaus Luisenthal ist in der französischen Zeit abgebrochen worden.

Unsern Ausflug von Zweibrücken aus noch etwas weiter ausdehnend, gelangen wir nach dem Marktflecken St. Ingbert, bei welchem sich reiche Steinkohlengruben befinden, deren Ausbeute sich in neuerer Zeit, bei besserem Betriebe, bedeutend vermehrt hat. Besonders dem Technologen gewährt die hiesige Gegend großes Interesse. Werke aller Art, Alaun-, Bittersalz-, Ruß- und Glashütten und Eisenwerke finden sich hier auf einem engen Raume beisammen und beleben die Gegend. Unwillkürlich erinnert man sich hier an Schiller's Worte:

Hier nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildsam, von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Die Hauptmerkwürdigkeit der Gegend ist jedoch der brennende Berg. Derselbe ist kegelförmig und hat eine Höhe von ungefähr 7—800 Fuß. Der Krater, aus welchem von Zeit zu Zeit kleine Dampfsäulen aufsteigen, soll nur 30 Fuß tief sein. An den Felsspalten, aus denen der Dampf strömt, ist die Hitze so stark, daß Eier, welche man darauf legt, in kurzer Zeit gar gesotten werden, und stößt man mit einem Stocke in die Erde, so sollen kleine Flämmchen hervorbrechen. Dieser Brand soll schon über 100 Jahre dauern. Wodurch derselbe entstanden sei, darüber hat man keine zuverlässigen Nachrichten; man vermuthet aber, daß vielleicht durch ein Hirtenfeuer der erste Anstoß zur Entzündung gegeben worden sein möge, während Andere für wahrscheinlicher halten, daß ein Blitzstrahl den Brand veranlaßt habe. Indem wir beiderlei Meinungen auf sich beruhen lassen, bemerken wir nur, daß die zu große Hitze eine nähere Untersuchung dieses Naturwunders unthunlich macht, daß also den Muthmaßungen ein freier Spielraum eröffnet ist. Daß es keine Steinkohlen sind, was im Innern des Berges brennt, geht schon daraus hervor, daß dieselben bei mangelndem Zutritt der äußern Luft schon längst hätten verlöschen müssen; mehr aber noch daraus, daß man bis jetzt noch nicht wahrgenommen hat, daß der Brand weiter um sich gegriffen habe, was nothwendig hätte geschehen müssen, wenn Steinkohlen den Brennstoff abgäben. Die wissenschaftliche Erklärung, wie sie dem Verfasser dieser Ausgabe von Geognosten, namentlich von Herrn Professor Dr. Keller in Speyer gegeben wurde, ist folgende: Die Kohlen dieses Distrikts, deren Flötze wie überall mit Theerschieferschichten wechsellagern, sind sehr reich an Eisenkies, welcher in Berührung mit Luft und Wasser sich rasch oxydirt und hiebei eine so große Wärme entwickelt, daß nicht allein das zufließende Wasser in Dampf verwandelt wird, sondern auch die Schieferschichten förmlich durchgebrannt werden und statt der grauen eine rothe Farbe zeigen. Außerdem verdampft ein Theil des Schwefels, während ein anderer zu schwefeliger Säure verbrennt, die sich in dem Wasserdampf wieder findet. — Das Auftreten von Salmiak, wovon ein Anflug stellenweis die Wände bedeckt, ist schwieriger zu erklären.

Dieser Brand, der übrigens keineswegs isolirt dasteht, hat seit Jahren sehr an Intensität abgenommen. Weit entfernt, daß er den Pflanzenwuchs auf der Oberfläche störe, hat vielmehr

eine reiche Vegetation, insbesondere von Moosen und Farren, hier einen durch Wärme und Feuchtigkeit sehr begünstigten Standpunkt gefunden.

Das Dahner Thal.

Es gibt Gegenden, die, so sehr sie auch geeignet sind, unsere ganze Bewunderung in Anspruch zu nehmen, bei dem ersten Anblick nur einen peinlichen Eindruck in dem Gemüthe zurücklassen. Das Ungewohnte in den Verhältnissen der einzelnen Partien, der scheinbare Mangel an aller Harmonie, welche der Schönheitssinn zu seiner Befriedigung so gebieterisch verlangt, der finstere, ja, wir möchten sagen, der dämonische Charakter des Ganzen, versetzen die Seele in eine Spannung, welche, da ihr die sänftigende Unterlage des Schönen fehlt, eine Art beängstigenden Gefühls mit sich führt. Erst nach mehrmaliger Beschauung, wenn das Auge sich gewöhnt hat, die verworrenen Massen zu sondern, wenn es den Maßstab gefunden hat, nach dem das von dem Alltäglichen Abweichende beurtheilt werden muß, wird jener erste unerquickliche Eindruck gemildert. Wir erkennen dann auch in dem, was uns vorher nur ein regelloses Spiel des launenhaften Zufalls zu sein dünkte, einen gewissen Geist der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit; das anscheinend einander Widerstreitende ordnet sich nun in ein zusammenstimmendes Ganze, das alle Bedingungen in sich enthält, um den Anforderungen des ästhetischen Sinnes zu genügen, und wir überzeugen uns, daß die Natur in allen ihren wechselnden Gestaltungen ewig dieselbe Zauberin ist, die unwiderstehlich dem menschlichen Geiste Huldigung abzwingt.

Das eben Gesagte gilt ganz besonders von dem Thale, in das wir den Leser jetzt einführen wollen. Hier finden wir nichts von dem, was andere Gegenden anziehend macht: keine ausgedehnte Weitsicht, keine sanften Berghängen, an denen süßes Obst reift, keine ausgebreiteten Fluren, auf denen das saftige Grün in allen Schattirungen wechselt; nackte Felsen allein sind es und dunkler Wald, was diese Landschaft zur merkwürdigsten Stelle des Landes macht. Gleich als habe die Natur vergessen, hier

ihre letzte bildende Hand anzulegen, ist Alles starr und todt. Ungeheure Felsenmassen von den abenteuerlichsten Formen ragen auf fast jeder Bergspitze empor, und wir müssen nahe hinzutreten, um zu unterscheiden, was Felsgebilde sind, und was Burgtrümmer. Daß einst in der Vorzeit dunkeln Tagen das Wasser seine mächtigen Wogen über diese Berge dahin gewälzt habe, ist zu deutlich, als daß es bezweifelt werden könnte; gewiß aber auch ist, daß, obgleich man bis jetzt noch keine vulkanischen Producte hier entdeckt hat, auch das Feuer eine furchtbare Thätigkeit entwickelt hat, welcher die gleichsam aus dem Innern der Erde herausgeschleuderten Felsblöcke ihre jetzige Lage zu verdanken haben.

Diese Berge, diese Schluchten sind das Werk des Großen in der Natur, das Werk gewaltiger Kräfte, die in den Tiefen der Erde wühlen, deren starre, dichte Rinde sprengten und, wo der Ausweg versagt oder auch ihnen unerzwinglich war, Berge aufthürmten und Thäler furchten; sie sind das Werk Pluto's und Neptun's im Kampfe, des Feuers und Wassers im gegenseitig vernichtenden Streite, entstanden, als der Dampf zuerst seine Riesenkraft versuchte und offenbarte. Sie sind aber auch das Werk des Kleinen in der Natur, dessen unscheinbare Macht kaum bemerkt wird, aber unermüdlich wirket und mit ihrer Bundesgenossin, der Zeit, Großes schafft und Bergen und Thälern ihre Physiognomie gibt: des Wassertropfens und des Hauches der Luft.

Ein schauriges Gefühl von der Erhabenheit der Naturkräfte ergreift die Seele beim Anschauen dieser rohen, unvollendeten Schöpfung, die uns gleichsam einen Blick in die geheime Werkstätte der Natur eröffnet. Im Mondlichte gesehen, hat die Gegend einen schreckhaften, gespenstischen Ausdruck; die hohen Felsenthürme werfen lange, dunkle Schatten, in denen eine lebhafte Phantasie leicht die Erdgeister erblickt, die in der Mitternachtstunde ihre Höhlen verlassen, um im Mondschein ihr tolles Spiel zu beginnen. Gesellt sich dann noch das Rauschen des Windes hinzu, das die Wipfel der alten Fichten bewegt, dann mag wohl einen Schein von Wahrheit gewinnen, was der Verfasser dieser Zeilen in dem nachfolgenden Gedichte ausgedrückt hat:

Hat ein wilder Spuck einst hier gewaltet?
Hat, voll Laune, neckisch die Natur
Ihre dunkle Seite hier entfaltet,
Wo von ihrer Milde keine Spur?

Hochauffahrend wie in grimmem Zorne
Stürzen drohend aus sich selbst heraus
Rings die Berge, von dem festen Korne
Los sich reißend in der Erde Haus.

Wenn vom Himmel hell die Sterne blicken,
Steigen Nachtgespenster aus der Ruh',
Und die alten Felsenhäupter nicken
Schaurig grüßend sich einander zu.

Dann erhebet sich ein lautes Dröhnen
Von der nahen Berge Gipfeln her,
Und in hohlen, grausenhaften Tönen
Klingt aus ihnen grauer Zeiten Mähr.

Und die Bäume fangen an zu rasen,
Schütteln wild das Haupt mit scharfem Klang,
Drehen sich im Kreise, daß der Rasen
Von den Sprüngen tönet dumpf und bang.

Auch im Burggemäuer regt sich Leben,
Und den Bergpfad stürmt herab die Schaar,
Die, dem Mord nur und dem Raub ergeben,
Wandrern droht mit blutiger Gefahr.

Aber tief in Nebel eingehüllet
Schreitet ernst der Nachtgeist durch das Thal,
Bis, mit sieggewohnter Kraft erfüllet,
Ihn verscheucht der Sonne reiner Strahl.

Wieder in dem warmen Sonnenlichte
Athmet frei die schwer beklemmte Brust,
Ab sich wendend von dem Nachtgesichte
Zu des Tages bunt bewegter Lust.

Ein Maler findet hier volle Gelegenheit, die interessantesten Studien zu machen. Schade, daß dies bis jetzt noch so wenig geschehen ist. Jeder Schritt bereitet einen neuen, überraschenden Anblick, der wohl werth ist, einen geschickten Pinsel zu beschäftigen. Auch der Naturforscher, besonders der Geolog, wird hier eine reiche Ausbeute finden.

Das Thal, das sich in einer Länge von sechs Stunden bis nach Weißenburg erstreckt, wird durchströmt von der Lauter, einem klaren Forellenbache, der seinen Namen mit allem Rechte führt. Nach allen Richtungen hin laufen Seitenthäler aus, die sämmtlich das Gepräge des Hauptthales an sich tragen. Eine Menge von Burgruinen, die auf den umliegenden Bergen sich



erheben, zeigt, daß in älteren Zeiten ein bewegteres Leben in der Gegend geherrscht haben muß, als dies jetzt der Fall ist; ob auch ein besseres, als jetzt, darüber kann kein Zweifel sein, wenn wir erfahren, daß nicht wenige Burgbesitzer sich vom Stegreife nährten.

Die sehenswürdigste Partie des Thales ist die zunächst um Dahn gelegene. Dahn selbst, ein nicht großer Marktflecken, ist ganz von Bergen eingeschlossen, an deren Hängen die Bewohner ihre wenigen Felder angelegt haben. Gleich am Eingange von Dahn, gegen Westen hin, steigt eine ungeheure Felswand senkrecht in die Höhe. Ein Häuschen, das unten an den Fuß derselben sich anschmiegt, scheint von der mächtigen Masse erdrückt werden zu müssen. Hoch oben auf seiner Spitze trägt der Fels ein hölzernes Kreuz. Dies ist der Jungfernsprung, aus welchem Namen Manche die nicht wahrscheinliche Vermuthung geschöpft haben, daß ehedem an dieser Stelle Ordalien (Gotesurtheile) abgehalten worden seien. Anders erklärt sich die Volkssage den Ursprung dieses Namens.

„Unheimlich ist's in eurer Nähe,
Und Furcht und Grauen faßt mich an,
Wenn ich euch vor mir stehen sehe
In euerm wilden Liebeswahn."

„Nie wird mein Herz euch Liebe spenden;
Es hasset euch und wird hinfort
Sich stets mit Abscheu von euch wenden,
Dies sei für euch mein letztes Wort!"

Die Jungfrau sprichts, und Rache tobet
Wild in des Jägers schnöder Brust;
Mit fürchterlichem Eid gelobet
Er sich, zu stillen seine Lust. —

In weichem Purpurscheine blühen
Die Berge von des Morgens Hauch,
Und tausend Demanttropfen glühen
Hellfunkelnd rings an Busch und Strauch.

Da wandelt in der duft'gen Frühe
Die Jungfrau zur Kapelle hin,
Sie scheuet nicht des Weges Mühe,
Zum fernen Gnadenschrein zu ziehn.

Schon hält die Waldnacht sie umfangen,
Da hemmt sie angstvoll ihren Schritt,
Als plötzlich, lüsternes Verlangen
Im Blick, der Jäger vor sie tritt.

„Willkommen hier in meinem Reiche!"
Spricht er mit arger Freundlichkeit;
„Hier darf ich schlürfen bis zur Neige
Den Becher eurer Lieblichkeit."

„Hier endlich wird sich mir erschließen
Der Liebe Quell' an eurer Brust!
Wohlauf, mein Lieb, laß uns genießen
Der flücht'gen Stunde süße Lust!"

Und schon mit schreckenden Gebärden
Streckt er nach ihr die rohe Hand.
Wer soll ihr nun ein Retter werden,
Vom Himmel gnädig ihr gesandt?

Rasch hat sie sich zur Flucht gewendet;
Doch wie ein wutherfülltes Thier
Ihr nach der Jäger; bald geendet
Wird sein der Wettlauf, wehe ihr!

Schon fühlt sie ihre Kraft ermatten,
Und jeder Hoffnungsstrahl entschwand,
Als sie, entflohn des Waldes Schatten,
Sich sieht an eines Abgrunds Rand.

Sie starrt, als ob der Tod ihr riefe,
Und schaudernd blicket sie hinab,
Wo in der schreckenvollen Tiefe
Sich öffnet ein gewisses Grab.

Und nieder stürzt sie auf die Kniee,
Und hebt die Hände himmelan:
„Der Unschuld Schützerin, Marie,
Nimm gnädig deiner Magd dich an!"

Sie ruft's, und zwischen Tod und Schande
Hat sie getroffen schnell die Wahl,
Und muthig springt sie von dem Rande
Der Felsenwand hinab zu Thal.

Doch sieh, von sanftem Rosenlichte
Erglänzt die Tiefe hell und hehr,
Und von des Himmels Angesichte
Ergießet sich ein Düftemeer.

Die Himmelsmutter hat vernommen
Das Flehen ihrer treuen Magd,
Und ihre Engel sind gekommen,
Ob ihr zu halten sichre Wacht.

Und leichten Fluges schwebt sie nieder,
Zur Seiten ihr der Engel Schaar,
Die, als der Unschuld treue Hüter,
Vor Tod sie schützen und Gefahr.

Noch steht das Kreuz, des Wunders Zeichen,
Auf steiler Felsenstirn erhöht,
Oft in der Nächte stillem Schweigen
Von lichtem Heil'genschein umweht.

Nach einer andern, hiervon etwas abweichenden Sage soll eine Jungfrau, zum Beweise ihrer Unschuld, von dem Felsen herabgesprungen sein, ohne sich im Mindesten zu verletzen, und alsbald entsprudelte dem Boden der klare Quell, welchen wir nicht ferne von der Felswand finden. Man sieht, in der Hauptsache stimmen beiderlei Sagen mit einander überein, und es wäre wohl möglich, daß ihnen eine bestimmte Thatsache zu Grunde läge, welche zu ermitteln jedoch nicht gelingen wird.

Nicht minder merkwürdig, als der Jungfernsprung, ist der auf der entgegengesetzten Seite von Dahn gelegene Berg mit einer dem h. Michael geweihten Kapelle. Außerdem, daß man von hier aus den schönsten Ueberblick über Dahn hat, erhebt sich hier neben der Kapelle ebenfalls schwindelnd hoch ein frei stehender Fels, der, von ferne gesehen, einem Gebäude nicht unähnlich ist.

Der Schutz und die Sicherheit, welche die rauhe, unwegsame Gegend gewährte, mag Ursache gewesen sein, daß so viele Burgen, deren großartige Trümmer uns jetzt noch Staunen abnöthigen, hier entstanden. Dahn hatte deren drei aufzuweisen. Neudahn, eine nicht besonders bedeutende Ruine, liegt auf der rechten Seite der Lauter auf einem Bergvorsprung. Die Zeit seiner Erbauung ist unbekannt; doch scheint es, wie aus dem Namen schon erhellt, erst in späterer Zeit entstanden zu sein. Man vermuthet, daß es die Stelle einnehme, auf welcher sich der Tannstein befand, die Burg des Räubers Stophes, welche 1372 durch die Bürger von Speyer zerstört wurde, bei welcher Gelegenheit man viele Gefangene und verweste Leichname

darin fand. Walther von Dahn, der Stiefsohn von Stophes, erhielt 1401 von Kurfürst Ruprecht III. die Burg zu Lehen. Dieselbe scheint bald darauf ein Eigenthum des Bisthums Speyer geworden zu sein. Denn wir finden, daß sie dem Bischof von Speyer zurückgestellt wurde, nachdem sie von dem Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, zur Wiederherstellung des von Franz von Sickingen und dessen Anhängern gestörten Friedens, im Mai 1523 eingenommen worden war. Als Denkwürdigkeit führt die Chronik an, daß 1552 König Heinrich von Frankreich auf der Burg bei Christoph v. Dahn übernachtet habe, als dessen Hausfrau eben im Wochenbette lag.

Weit bedeutender und umfangreicher sind die Reste der beiden andern Burgen, Altdahn und Grafendahn, welche neben einander erbaut waren, so daß sie eigentlich nur Eine Ruine bilden. Sie erheben sich auf einem nordöstlich von Dahn gelegenen großen und hohen Berge, dessen ganzes Plateau sie einnehmen. Viele Theile sind noch ziemlich wohl erhalten. Beide Burgen waren gleichsam in die Felsen hineingebaut und müssen allem Anscheine nach sehr fest und stark gewesen sein. Mehrere ganz in Felsen gehauene Gemächer sind noch zu sehen. Ein solches, mitten in Felsen angebrachtes von sonderbarer Art, kam vor mehreren Jahren zum Vorschein, als ein innerhalb des Burgraumes befindlicher großer Felsblock entzweibrach und herabstürzte. Es hatte die Gestalt eines umgekehrten Trichters und diente ohne Zweifel als Gefängniß, in das kein Lichtstrahl fiel, und aus dem kein Entrinnen möglich war.

Aeußerst kärglich sind die Nachrichten, die wir über die Geschichte beider Burgen besitzen. Das Wenige, was wir von ihnen wissen, beschränkt sich darauf, daß Altdahn ein Lehen des Bisthums Speyer war, von welchem die Herren von Dahn ihren Namen hatten. Es wurde mit Neudahn 1523 nach dem Falle von Landstuhl von den Kurfürsten von der Pfalz und Trier erobert und fiel 1603, in welchem Jahre Ludwig von Dahn, der letzte seines Geschlechtes, gestorben war, an das Bisthum zurück. Grafendahn war dem Kloster Weißenburg zugehörig, welches Wilhelm von Weinstein damit belehnt hatte. Dieser verkaufte es 1339 an die Grafen von Sponheim, von denen es auf die Herzoge von Zweibrücken durch Erbschaft überging. Im Jahr 1463 wurde es als Pfandlehen dem Kurfürsten Friedrich I. zur Einlösung überlassen, worauf es seine Besitzer mehreremale



Poppel sc.

[illegible] UND [illegible]

[illegible] PFALZ.

wechselte. Während dem dreißigjährigen Kriege ließ es das Kloster Weißenburg besetzt halten, bis es 1648 an die Freiherrn von Waldenburg, die sogenannten Schenkherren, gelangte. Beide Burgen, so wie Neudahn, fanden 1680 durch die Franzosen ihren Untergang. — Ein Schuß, auf diesen Höhen abgefeuert, bringt ein donnerähnliches Echo von überraschender Wirkung hervor.

Drei Stunden von hier finden wir das schon oben erwähnte Dörfchen **Schönau**, das seinen Namen seiner schönen Lage verdankt. Auf dem Wege dahin erblicken wir einen freistehenden Felsen, der, wenn die Phantasie auch nur ein weniges hinzuthut, von einer gewissen Seite her gesehen, eine kolossale Büste Napoleon's darstellt. Das vortreffliche Eisenwerk, wodurch Schönau sich auszeichnet, wurde im 16. Jahrhundert angelegt. Es war früher Staatseigenthum und ist jetzt im Besitz des Herrn von Gienanth, der sämmtliche dazu gehörige Gebäulichkeiten ganz neu hergestellt hat.

Oberhalb Schönau, auf der Spitze des höchsten Berges in der Gegend, lag die ehemalige Reichsfeste **Wegelnburg**, welche schon 1272 von den Straßburgern und dem Herrn von Ochsenstein, Landvogt in Elsaß, eingenommen und zerstört wurde. Bei der pfälzischen Ländertheilung kam sie an Ludwig und Stephan gemeinschaftlich. Nach sieben Jahren aber erhielt dieselbe Herzog Stephan durch Tausch allein. Sie blieb in der Folge bei dem Zweibrückischen Hause und gab dem Amte Wegelnburg seinen Namen. Ihre Zerstörung, so wie die der übrigen Burgen in der Umgegend, geschah 1680 durch die Franzosen.

Nur sehr wenige Reste sind von der Burg noch übrig, kaum daß einzelnes Gemäuer noch erkennen läßt, daß auf dieser Stelle eine Menschenwohnung sich befunden. Es erfordert große Mühe und Anstrengung, bis auf den höchsten Punkt zu gelangen. Der ganze obere Theil des Berges ist mit einer fast undurchdringlichen Wildniß bedeckt, in welcher sich, selbst in Begleitung eines Führers, zurecht zu finden so schwierig ist, daß man oft versucht werden könnte, der Volkssage Glauben zu schenken, welche behauptet, eine verzauberte Prinzessin harre hier oben in einem mit Gold und Silber und Edelsteinen angefüllten Gemache auf Erlösung; Alle aber, welche sich zu diesem Zwecke naheten, würden von neckischen Geistern, welche die Schätze bewachten, in die Irre geführt. Herrlich ist die Aussicht von der Höhe. Weit hinein nach Elsaß dringt der Blick über waldige Berge und

gesegnete Fluren; auf der andern Seite trifft das Auge auf die Höhen des Haardtgebirges und überschaut in Einem Blicke die ganze wunderbare Umgebung von Dahn. Gerade gegenüber, auf beinahe gleich hoher Bergspitze, zeigen sich die Ruinen der ehemals Sickingischen Feste Hohenburg, und etwas tiefer die merkwürdige Burg Fleckenstein, beide auf französischem Gebiete. Ganz unten am Fuße des Berges ruht unter Obstbäumen in malerischer Lage das Dörfchen Rothweiler, welchem gegenüber die Ruine Kulmensels sich erhebt.

Ganz in der Nähe von Schönau befindet sich noch die Burg Blumenstein, einst den Edeln von Fleckenstein gehörig und schon 1592 Ruine, nebst Wasichenstein oder Wasenstein, wahrscheinlich der Waschenstein des Nibelungenlieds, bei welchem Walther von Spanien Hagen's Freunde erschlug, was Hildebrand Hagen zum Vorwurf macht.

Nu wer was, der uf einem Schilde vor dem Waschensteine saz,
Do im von Spanie Walther so vil der vriunde sluch?

Von Rothweiler führt ein anmuthiger Waldweg nach dem romantisch gelegenen Dorfe Erlenbach, in dessen Nähe sich auf einem nicht hohen Bergkegel die interessanten Ruinen der Burg Berwartstein, oder, nach der Volkssprache, Bärbelstein, zeigen. Die Burg ruhte auf einem gewaltigen Felsen, welcher selbst einen großen Theil von ihr bildete, indem er beinahe ganz zu Gemächern und Gängen ausgehöhlt ist, welche großentheils noch jetzt zugänglich sind. Kaiser Friedrich I. hatte die Burg 1152 dem Hochstifte Speyer zur Seelenrettung geschenkt. Obgleich dieselbe ihrer natürlichen Beschaffenheit nach als uneinnehmbar erscheinen mußte, so wurde sie doch, weil von da aus die Straßen beraubt wurden, 1314 von den Bürgern von Straßburg und Hagenau nach fünfwöchentlicher Belagerung erobert. Fast sollte man glauben, daß diese Eroberung nur durch Verrath möglich geworden sei, da die Burg mit Proviant reichlich versehen war, und man anzunehmen geneigt sein könnte, daß mit den damaligen Belagerungswerkzeugen gegen diese Felsenmassen nur wenig auszurichten war. — Im Jahr 1347 verkaufte Otto von Weingarten die Burg an die Abtei Weißenburg, welche dieselbe jedoch von Ludwig dem Bayer und Karl IV. zu Lehen nahm, unter dem Versprechen, den Straßburgern von da aus niemals Schaden zuzufügen. Der kurpfälzische Marschall,



Verlag von A. H. Gottschicks Buchhandlung in Neustadt a/H.



Johann von Dratt, erhielt 1485 die Burg, nachdem er sie eingenommen hatte, von dem Kurfürsten Philipp zu Lehen. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Herren von Waldenburg Besitzer derselben bis zu ihrer 1680 erfolgten Zerstörung.

Auf dem gegenüber liegenden Berge befindet sich noch einiges Mauerwerk von dem ehemaligen Raubschlosse Kleinfrankreich, welches dieselben Herrn und Schicksale wie der Berwartstein hatte.

In der Nähe von Erlenbach finden sich reichhaltige Gruben von Eisenerz, und noch vor etwa dreißig Jahren bestand hier ein Bleiwerk, das jedoch wegen geringer Ausbeute aufgegeben wurde.

Eine halbe Stunde von hier, bei dem Dorfe Vorderweidenthal, erblicken wir die Ruinen der Feste Lindelbronn, welche die Grafen von Zweibrücken-Bitsch und von Leiningen gemeinschaftlich besaßen. Als Merkwürdigkeit verdient hierbei angeführt zu werden, daß, als 1450 Graf Friedrich von Zweibrücken-Bitsch, und, im Namen des Grafen Emich v. Leiningen, Kunz Pfeil v. Ulmbach mit etlichen Dienern Einlaß in die Burg begehrten, die beiderseitigen Burgmänner, Simon Mauchenheimer und Heinrich Holzapfel, ihnen denselben verweigerten, so daß beide Grafen endlich genöthigt waren, ihre Burg zu belagern und sich mit Gewalt wieder in den Besitz derselben zu setzen.

Eine der sehenswerthesten Burgen der ganzen Gegend ist der bei dem Dorfe Busenberg auf einem steilen Berge liegende Drachenfels, auf welchen aufmerksam zu machen wir um so weniger unterlassen wollen, als man leicht versucht werden könnte, ihn nicht zu besteigen, da er, vom Fuße des Berges aus gesehen, ganz unbedeutend und nur eine unförmliche Felsenmasse zu sein scheint. Von dem Mauerwerk ist nur noch wenig vorhanden. Dagegen ist die Bearbeitung des Felsens, welcher der Burg zur Unterlage diente, so merkwürdig, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, den Berg zu besteigen. Hatten wir schon bei dem Berwartsteine Gelegenheit, die Ausdauer zu bewundern, welche erforderlich war zum Durchschroten der Felsen, so ist dies hier in noch weit höherem Grade der Fall. Der ganze Felsen ist künstlich ausgehöhlt; nach allen Richtungen hin sind von unten auf Gänge durch denselben gehauen, durch die man bequem bis auf die obere Fläche desselben gelangt. Man weiß nicht, soll man mehr staunen über den Gedanken zu einem solchen Riesenwerke, oder über die wirkliche Ausführung. Wild und erhaben,

wie die Natur, sind auch die Werke, die der Mensch hier aufgeführt hat.

So fest auch die Burg war, so wurde sie doch 1335 von den Straßburgern eingenommen und zerstört. Durch Kauf kam sie 1344 an die Grafen von Zweibrücken-Bitsch. Den größeren Theil davon erhielten im 15. Jahrhundert, als Zweibrücken-Bitscher Lehen, die Herren von Dürkheim. Den übrigen Theil hatten sie mit mehreren Ganerben gemeinschaftlich, unter denen Franz von Sickingen der siebente war. Da sämmtliche Ganerben dem Landauer Bunde, an dessen Spitze Franz von Sickingen stand, beigetreten waren, so wurde Drachenfels 1523 von den Kurfürsten von der Pfalz und von Trier und dem Landgrafen von Hessen erobert und ausgebrannt.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einmal einen Blick auf unsere Umgebungen und fassen dieselben in ihrer Totalität zusammen, so werden wir das im Eingang Bemerkte vollkommen bestätigt finden. Klein und machtlos erscheint sich hier der Mensch. Wenn irgendwo, so muß ihm hier, dieser gewaltigen Natur gegenüber, seine Ohnmacht klar werden; zugleich aber auch ein Gefühl der Erhebung und des Dankes ihn beschleichen, wenn er bedenkt, daß ihm von dem, der „den Menschen sonderlich angesehen", ein Geist gegeben ist, fähig, diese Natur sich dienstbar zu machen. Nicht ohne Ehrfurcht vor der seit Uranfang an ungeschwächt fortwirkenden Kraft der Natur werden wir aus unserem Thale scheiden, das uns dieselbe von einer neuen, aber darum nicht minder bewundernswerthen Seite kennen gelehrt hat. — Und doch ist Alles, was du sahest, nur ein Atom, ein Sonnenstäubchen gegen die Welten, welchen das allmächtige „Es werde" ihr Dasein gab, und die dich ausrufen machen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet! — wer bin ich, daß du mein gedenkest!

Das Haardtgebirge.

Hat mit liebender Hand die Natur dir den Blick geweiht,
Fremdling, und dir das Herz mit empfänglichem Sinn begabt,
Daß du gern dem Gewühle der lärmenden Stadt entfliehst,
Um zu laben den Blick an dem leuchtenden Himmelsblau,
Und an schwellender Saaten und lachender Wiesen Grün;
Um das Ohr zu erquicken an munterem Vogelsang,
Und im Glanze der Sonne zu schwelgen in Blüthenduft:
Ward solch glücklich Geschick dir beschieden, so komm' zur Haardt!

Weithin dehnen in wechselndem Schmuck die Gefilde sich,
Die in duftiger Ferne der prangende Rhein umschlingt
Mit den grünlichen Fluthen und kosendem Wellenschlag.
Ueber stattliche Dörfer in blühender Haine Kranz,
Wo im Dunkel des Abends der Nachtigall Flötenton
Weicher stimmet des Herzens Empfindungen, schweift der Blick.
Nirgends siehst du die Hügel entblößt von der Reben Grün;
Wo ein Fleckchen sich zeigt, das die wärmende Sonne küßt,
Hat geschäftige Hand es bestellt zu der Traube Zucht,
Die den köstlichen Wein, den Verscheucher des Grams, erzeugt.
Auf den Gipfeln der höheren Berge erheben sich
Ernst in modernden Trümmern die Zeugen entschwundner Zeit,
Melancholisch umflüstert von säuselnder Lüfte Hauch.
Ob dein Aug' in der Nähe verweilt, ob es fernhin dringt,
Allenthalben erblickt es der Zaubergebilde viel,
Zweifelnd, welchem den rühmenden Preis es verleihen soll.
Komm', durchwandre mit mir das erneuete Paradies!

Sieh', schon wandelt in kleineren Bogen am Firmament,
Oft von Nebeln und Wolken verschleiert, die Sonne hin;
Auf den Feldern hat rüstig die Sichel ihr Werk vollbracht,
Eingeheimst sind die Garben, des ländlichen Schweißes Lohn;
Schon entflattert im Winde den Bäumen manch welkes Blatt,
Und zur Ruhe schon neigt die Natur sich, des Schaffens müd'.
Da vernimmt in der Stille der endenden Nacht dein Ohr
Lautes Rädergerassel und rufender Stimmen Ton,
Gleich als gält' es zu dämpfen entfesselten Feuers Wuth.
Aber dieses Getös ist nicht schreckender Deutung voll;
Nein, es deutet auf Jubel und rauschende Herbsteslust.
Gelben winket die Traub' aus dem welken Laub,

Und die Zeit ist gekommen, zu sammeln die edle Frucht,
Die zur Freude des Herzens ein gütiger Gott erschuf.
Aber langsam entsteiget die Sonne des Rheines Fluth
Und beleuchtet der ämsigen Sammler Geschäftigkeit.
Scherz und Lachen beleben der sonnigen Hügel Reih'n,
Und in munteren Weisen erschallet des Winzers Lied.
Rüstig regen die Hände sich, fördernd des Tages Werk,
Bis die Sonne sich senket und längere Schatten wirft.
Feuer lodern nun auf, zu erhöhen die laute Lust,
Werfen glühenden Schein in die grauliche Dämmerung.
Dankbar opfern die Frohen dem lächelnden Gott des Weins,
Der den sehnlichen Wünschen in Fülle Gewährung gab.
Wilder brauset der Jubel hinaus in die Abendluft,
Knalternd rollt durch die Buchten der Berge der Schüsse Knall,
Und in rauschenden Taumel verliert sich die Fröhlichkeit.
Heim dann ziehet die jauchzende Schaar in der Sterne Schein,
Froh des kommenden Tags, der erneuele Lust versprichl.

Solcher Freuden ist reich die vom Himmel geliebte Haardt!
Unversieglich entströmt ihr der höchsten Genüsse Quell.
Komm' und mische dich unter die Fröhlichen; [illegible]
Wirst du herzlich empfangen, als kennte man längst dich schon.
Reicher wird in dem Kreise gemüthlicher Menschen dir
Sich enthüllen die Pracht der Natur, und mit Zauberkraft
Wird beherrschen für immer das liebliche Bild dein Herz.

Wir befinden uns hier in dem schönsten und ohne Widerstreit gesegnetsten Theile der Pfalz. Ein südlicher Himmel schwebt über dem wonnereichen Hügelland, das die Natur sich zu ihrem Liebling ausersehen zu haben scheint. Ganz im Gegensatze zu der Gegend, die wir eben verlassen haben, und wo wir die Natur in ihrer oft erschreckenden Nacktheit kennen lernten, stellt dieselbe sich uns hier in ihrem reichsten Schmucke dar. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den schön geformten, in anmuthigen Gruppen hingelagerten Hügeln, hinter denen hohe, mit dichtem Wald bedeckte Berge sich erheben. Herrliche Kastanienwälder wechseln ab mit wohl gepflegten Rebenpflanzungen, und zahlreiche Dörfer, deren Aeußeres schon den Wohlstand der Bewohner verkündet, schimmern hervor aus den sie beschattenden Obsthainen. Kein Wunder, daß auch der Mensch hier, wo ihn Alles um ihn her anlächelt, und die Natur seinen Bemühungen auf halbem Wege entgegenkommt, regsameren und aufgeweckteren Geistes ist, als da, wo ein undankbarer Boden sein ganzes Sinnen auf die Erde gerichtet hält. Unverwüstliche

Heiterkeit und edle Freimüthigkeit ist das beneidenswerthe Erbtheil des Bewohners der Haardt, in dessen Besitz er sich, selbst beim Genusse eines nicht glänzenden Lebensloofes, zu behaupten weiß.

Wer einmal hier die Freuden des unverkümmerten Anschauens der gleichsam mit sich selbst wetteifernden Natur genossen hat, der wird gerne, so oft es ihm vergönnt ist, wieder hierher zurückkehren; denn Alles, was anderswo nur vereinzelt zu finden ist, das ist hier in ein großes, nie Ueberdruß erweckendes Ganze vereinigt, und nicht übertrieben ist die Behauptung, daß die Haardt, ohne zu verlieren, sich in jeder Beziehung den gepriesensten und eben darum besuchtesten Gegenden an die Seite stellen darf. Einen eigenen Reiz gewähren derselben die vielen malerischen Burgruinen, die längs dem ganzen Gebirge auf den schönsten Punkten die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und zu ihrem Besuche einladen. Sie bieten alle mehr oder weniger dieselbe entzückende Fernsicht dar. Das ganze reiche Rheinthal mit seinen Städten und Dörfern liegt vor dem Blicke und reißt unwiderstehlich zur Bewunderung hin. Die Nähe und die Ferne entfalten sich in gleicher Pracht und lassen auch hochfliegenden Anforderungen nichts zu wünschen übrig.

Das Haardtgebirge ist ein Zweig der Vogesen und durchzieht in nordöstlicher Richtung die ganze Pfalz. Gewöhnlich begreift man unter jenem Namen bloß den Höhenzug von Landau an bis nach Dürkheim hinab. Die richtigere Schreibart des Namens würde Hart sein, welches, mit Harz (Harzgebirg) gleichbedeutend, ursprünglich ein waldiges Gebirg überhaupt bezeichnete und auch noch in dem Namen Spessart übrig ist, der vor Alters Spehtshart hieß. Woher es kam, daß dieser ganz allgemeine Name nach und nach Eigenname besonderer Berge und eines besonderen Landstrichs wurde, läßt sich nicht angeben.

Während die eigentlichen Vogesen, im Durchschnitt 3200 Fuß hoch, durch kuppelförmige Berge, sogenannte Ballons oder Belchen charakterisirt sind (der Ballon de Sulz erreicht eine Höhe von 4400 Fuß) und Granit als Hauptgestein enthalten, erhebt sich unsere Haardt durchschnittlich nur bis 1600 Fuß und in ihrer höchsten Spitze, der Kalmit zwischen Neustadt und Edenkoben, zu 2096 Fuß Höhe und bilden abgesetzte Gebirgsarten in der mannigfaltigsten Verschiedenheit ihrer Rinde. Das

westliche Gebirg der Pfalz, reich an kostbaren Steinkohlen, und das nördliche, dessen Scheitelpunkt der 2126 Fuß hohe Donnersberg ist, bildet das Verbindungsglied zwischen den Vogesen und dem niederrheinischen Schiefergebirge.

Wenn wir nun bei unserer Schilderung des an Schönheiten so reichen Haardtgebirges etwas mehr in's Einzelne gehen, so kann es unsre Absicht nicht sein, Alles, und zwar mit gleicher Ausführlichkeit, zu behandeln. Zu unserem Zweck ist es hinreichend, bloß den bedeutenderen und in gewissen Beziehungen ausgezeichnetsten Punkten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wir machen den Anfang mit **Bergzabern**, wohin man aus dem Dahner Thal von Vorderweidenthal über **Birkenhördt** durch ein reichbewaldetes, von Mühlen und anderen Werken belebtes Thal längs des Erlenbachs innerhalb 2 Stunden gelangte. — **Bergzabern**, ein freundliches Städtchen, am Fuße des Gebirges von Gärten, Wiesen, Aeckern und Weinbergen ganz anmuthig umgeben, verdankt seine Entstehung den Römern, welche hier einen Engpaß, der *einen* Weg in den Vogesus darbot, befestigt hatten. Die Zeit, wann das geschah, läßt sich nicht bestimmen. Der Sage nach wurde es von Julius Cäsar, also in der Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. angelegt, als er im nahen Münsterthale mit seinem Heere überwinterte. Auf die Anwesenheit der Römer deutet schon der Name Bergzabern (Tabernae Montanae) und der des nahen Dorfes Drusweiler (Drusi Villa), wo namhafte römische Alterthümer gefunden wurden. Wie der Anfang, so ist auch die nächste ältere Geschichte der Stadt ganz in Dunkel gehüllt. Bis 1180, in welchem Jahre die Stadt zum ersten Mal genannt wird, fehlen alle Urkunden. Ein Jahr später, 1286, erhielt sie von Kaiser Rudolph von Habsburg die Rechte und Freiheiten der Stadt Hagenau. Im Jahre 1385 kam sie an die rheinischen Pfalzgrafen und 1410, bei der oben in der Einleitung S. 24 angegebenen Theilung der pfälzischen Lande, an Ruprecht's dritten Sohn, Stephan von Zweibrücken. Von dieser Zeit an blieb die Stadt zweibrückisch. In der Fehde zwischen Friedrich dem Siegreichen und Ludwig von Zweibrücken und Veldenz mußte sie eine harte Belagerung des Ersten 26 Tage lang aushalten. Die muthigen Bürger und eine schwache Besatzung vertheidigten sich auf's Tapferste, indem sie von Tag zu Tag Entsatz ihres bedrängten Platzes erwarteten. Als endlich ihr Herzog mit 4000 Pi-

farben erschien, wagten diese Miethlinge es nicht, die tapferen Pfälzer des siegreichen Friedrich anzugreifen, und die ausgehungerte Stadt mußte sich ergeben, wurde aber bald wieder an Ludwig zurückgegeben. — Die Verheerungen des Bauernkrieges trafen auch Bergzabern; mehr aber litt es durch den 30jährigen Krieg, wo Hunger und Seuchen die Bevölkerung dermaßen wegrafften und lichteten, daß Gras und Gesträuch Markt und Straßen bedeckten. Bald darauf, 1676, kam noch herberes Geschick. Ihrem Mordbrennersysteme getreu, äscherten es die Franzosen ein, nachdem sie vorher Alles rein ausgeplündert hatten. Dabei erlaubten sie sich noch den Hohn, daß sie die armen Einwohner zwangen, selber die Stadtmauern niederzureißen. Bei dieser Gelegenheit ging auch das Schloß, welches Herzog Wolfgang 1561 angefangen und sein Sohn Johannes I. 1579 vollendet hatte, in Flammen auf. Herzog Gustav Samuel Leopold stellte dasselbe 1725 wieder her. Jetzt ist nur noch das Hauptgebäude davon übrig, welches Privateigenthum ist. Die übrigen Theile desselben wurden während der ersten französischen Revolution zerstört und später, wie das Hauptgebäude, veräußert.

Bergzabern war lange der Wittwensitz der herzoglichen Familie, insbesondere auch der Herzogin Karoline von 1744 bis 1774, was nicht wenig dazu beitrug, den durch die vielen Kriegsdrangsale tief gesunkenen Wohlstand wieder zu heben, zumal der Herzog nach der Verwüstung von Neukastel auch den Oberamtssitz hierher verlegte.

In dem Schlosse soll sich ehemals ein Marmor befunden haben, mit der Inschrift:

Vosego
Maxsii
minus
V. S. L. L.

Ein Beweis, daß die Römer auch den Vogesus oder Vosegus vergöttert hatten und ihm göttliche Ehre erwiesen.

Bergzabern ist der Geburtsort des berühmten Arztes und Botanikers Jakobus Theodorus, welcher sich davon Tabernaemontanus nannte. Er lebte im 16. Jahrhundert und war churpfälzischer Leibmedicus zu Heidelberg, wo er 1590 starb. Er war es, der in seinem „neuen Wasserschatz“ zuerst auf die treff-

lichen Eigenschaften des neu entdeckten Sauerbrunnens zu Langenschwalbach aufmerksam machte.

In der Nähe von Bergzabern finden sich, besonders in harten Wintern und nachdem es viele Bucheln gegeben, Schaaren einer Art Bergfinken ein (**Fringilla montifringilla**, *Linn.*), welche die Leute Böhemer nennen, und die für eine leckere Speise gelten. Merkwürdig ist die Art des Fanges derselben. Man geht nämlich in der Nacht mit Fackeln in den Wald, wo jene Vögel in dichtgedrängten Reihen auf den Aesten der Bäume sitzen, und schießt sie mit Blasröhren herunter. Sobald einer aus der Reihe fällt, rücken die dummen Thiere sogleich wieder fest zusammen. Die einzige Vorsichtsmaßregel, welche hierbei beobachtet werden muß, ist, auch das geringste Geräusch zu vermeiden, weil sonst die Vögel augenblicklich davon fliegen würden. Darum sind immer mehrere Personen zum Fang erforderlich, deren jede ihre besondere Verrichtung dabei hat. Es scheint, daß die Vögel durch das Fackellicht geblendet werden, so daß sie nichts von dem wahrnehmen, was um sie her vorgeht.

Unterhalb Bergzabern, bei dem Dorfe Klingenmünster, erheben sich auf einem Bergvorsprung die Ruinen der Burg Landeck. Ein bequemer Weg führt durch Kastanienwald den nicht hohen Berg hinan, von wo aus sich eine, wenn auch nicht große, doch um so freundlichere und heimlichere Aussicht zeigt. Das Bedeutendste, was von der Burg noch übrig ist, ist der große viereckige Thurm, der seinen Eingang ungefähr in der Mitte seiner Höhe hat. Alles Andere, mit Ausnahme der mit kleinen runden Thürmen versehenen Ringmauer, befindet sich in sehr großem Verfall.

Ueber den Ursprung und die ältesten Besitzer der Burg fehlen glaubwürdige Nachrichten. Die Sage erzählt, daß sie 420 von Landfred, einem Statthalter der fränkischen Könige, erbaut und von König Dagobert 620 erweitert und zum königlichen Stuhle bestimmt worden sei. Im 13. Jahrhundert erscheinen die Grafen von Leiningen und von Zweibrücken als gleichzeitige Besitzer derselben. Später erhielten auch die Herren von Ochsenstein Theil daran, welche 1504 ihren Antheil an das Hochstift Speyer verkauften. Schon 1510 besaß Kurpfalz die Hälfte davon, das späterhin das Ganze an sich brachte.

Am Fuße des Berges lag ehedem das Kloster Blidenfeld, das jetzt beinahe spurlos verschwunden ist. Vermuthlich

verdankt die Burg Landeck diesem Kloster, zu dessen Schutz sie bestimmt sein mochte, ihre Entstehung. Dasselbe soll schon im 7. Jahrhunderte von einem der fränkischen Könige, Dagobert, für Benedictiner gegründet worden sein und sich im Laufe der Zeiten solchen Reichthum erworben haben, daß es viele Dörfer **sein** nennen konnte.

Ursprünglich lag es nahe bei dem Dorfe Gleiszellen, wurde aber später, nachdem es im Jahre 840 ein Raub der Flammen geworden war, vom Erzbischofe Rabanus von Mainz mehr in der Nähe des Dorfes **Klingen** wieder erbaut und von König Ludwig dem Deutscher in allen seinen Rechten und Besitzungen bestätigt. Den Namen **Klingenmünster** (Münster von Monasterium, Mönchshaus) finden wir erst seit dem 11. Jahrhunderte. — Im Jahre 1491 wurde es durch Papst Innocenz VIII. in ein Chorherrenstift verwandelt, an dessen Spitze Anfangs einige Pröpste aus dem pfälzischen Hause standen.

Die Stürme, welche über Schlösser und Klöster gegangen, haben auch dieses Stift mit sich fortgerissen und verschlungen. Im Bauernkriege 1525 von aufrührerischen Rotten geplündert und verwüstet, wurde es 40 Jahre später von dem Kurfürsten Friedrich VIII. eingezogen. Während der Reunionskriege setzten zwar die Franzosen einen Herrn de Cartigny wieder als Abt des Klosters ein, aber es war eine nur ephemere Erscheinung. Schon 1700 zog Kurpfalz, fast zu derselben Zeit, als es die fast 200 Jahre lang mit dem Hochstift Speyer gemeinschaftlich besessene Burg Landeck durch Tausch ganz an sich brachte, alle Gefälle der Abtei ein und vereinigte sie mit dem katholischen Kirchenvermögen. Ein alter Bauernhof, der jetzt auch verschwunden, schien noch der einzige Ueberrest der einst so reichen Abtei zu sein; er erinnerte mit den Ruinen von Landeck an die Vergänglichkeit aller Schöpfungen des Menschen und den Wechsel alles Irdischen.

Hier, wo die Zerstörung ihr Werk vollbracht, sind eben wieder Hunderte von Händen beschäftigt, Neues zu schaffen; Hammer und Axt erklingen, ein neues Werk der Liebe und der Barmherzigkeit für die Unglücklichen zu bauen, denen das Licht des Geistes getrübt ward. Eine großartige Irren-, Heil- und Pflegeanstalt ist hier im Entstehen. Dieselbe wird aus Kreisfonds nach dem Plane des Architekten Herrn Kreisbauinspector **Hagemann** in Speyer erbaut und wird außer der Wohnung

des Directors solche Räumlichkeiten enthalten, daß sie 300 Irren sammt dem Dienstpersonale aufzunehmen und für diese Alles zu bieten vermag, was die neuere Psychiatrie erfordert.

Wer nicht Gelegenheit hat, den herrlichen Bau selbst zu sehen und zu bewundern, wird sich eine Vorstellung von dessen Großartigkeit machen können, wenn er erfährt, daß der Kostenaufwand sich nach dem Voranschlage auf 600,000 Gulden beläuft.

In einer der anmuthigsten und gesundesten Gegenden der Pfalz, am Fuße des Gebirges zwischen Rebhügeln und üppigen Fluren gelegen, wird diese Anstalt nach ihrer Vollendung der ganzen Provinz zum Segen gereichen und zugleich als architektonisches Werk eine Zierde des oberen Gebirges werden. Sie wird nicht nur solche, welche ein wissenschaftliches oder moralisches Interesse für derartige Wohlthätigkeitsanstalten haben, sondern auch die Freunde der Baukunst und der schönen Natur zum Besuche einladen und sicherlich befriedigen. Ihre innere Einrichtung wird sie nach den Vorschriften des Herrn Medicinalrath Dr. Dapping erhalten, und Herr Dr. Dick, welcher im Auftrage der k. Regierung weite Reisen gemacht hat, um die Irrenanstalten des In- und Auslandes kennen zu lernen, wird ihr erster Director sein.

Ueber dieses Werk ächt christlicher Nächstenliebe haben wir durch gütige Vermittelung, für welche wir hier unsern Dank aussprechen, aus der Feder eines mit der Anstalt vollkommen vertrauten Mannes nachstehende Mittheilungen empfangen, die, weil authentisch und aus einem warmen Herzen geflossen, für unsere Leser von nicht gewöhnlichem Interesse sein werden.

„In der Entfernung einer Viertelstunde nördlich von Klingenmünster wird der Wanderer überrascht durch den Anblick eines großartigen Neubaues. Noch vor wenigen Jahren, wenn er längs des Gebirges dahin pilgerte, und Herz und Auge weidete an den lachenden Fluren und dem reichen über sie gebreiteten Segen, begegnete ihm ein alter verfallender Bauernhof an der Stelle, auf welcher jetzt die Irren-, Heil- und Pfleganstalt der Pfalz sich erhebt. Lange schon war es ein lebhaft und immer dringender gefühltes Bedürfniß, den unglücklichsten unter unsern leidenden Mitmenschen eine Stätte zu gründen, in welcher sich Alles vereinigte, was zur Genesung der Heilbaren und zu einer des Namens würdigen Pflege der Unheilbaren gereichen könne. Bisher waren die Geisteskranken des Regierungsbezirkes in dem



J. Poppel sc.

[illegible]

ZU KLINGENMÜNSTER

(RHEIN-PFALZ)

[illegible]

Kreisarmenhause in Frankenthal untergebracht. — Dieses Hospital, ausgezeichnet durch seine Leistungen und Erfolge in Pflege, Behandlung und Heilung körperlich Erkrankter, konnte für die Seelengestörten nicht mehr sein, denn ein nothdürftiger Aufbewahrungsort, und selbst als solcher vermochte dasselbe bei beschränkten Räumlichkeiten der Zahl der Aufnahme Suchenden nicht länger zu genügen. Der ursprüngliche Gedanke, durch einen Anbau dem Mangel abzuhelfen, scheiterte an der besseren Einsicht, daß eine Irren-Anstalt als Theil eines größern, andere Zwecke verfolgenden Krankenhauses, ihre eigenthümliche Aufgabe niemals lösen, eine volle Wirksamkeit vielmehr nur da entfalten werde, wo sie als selbstständiges Ganzes sich bewege, und kgl. Regierung erklärte sich einverstanden mit dem Inhalte einer aus dem Schooße des ärztlichen Vereines hervorgegangenen Denkschrift, welche Seiner Majestät dem Könige Ludwig unmittelbar vorgelegt worden war und die Verhältnisse, sowie die Mittel zur Abhilfe, klar beleuchtete.

„Es begannen hierauf die Untersuchungen zum Zwecke der Auswahl einer geeigneten Baustelle. Leitend dabei war die Erfahrung, daß der Erwerb schon bestehender Gebäulichkeiten von größerem Umfange vermieden werden, und was einem besonderen Zwecke dienen solle, von Grund aus neu, der Erfüllung seiner Bestimmung entsprechend, aus einem Guſſe sein müsse.

„Nachdem mehrere Anerbieten als nicht entsprechend abgelehnt waren, wurden der Würschweiler- und der ihm benachbarte Magdalenenhof angekauft. Eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden. Wer hätte noch nicht an sich selbst den mächtigen Einfluß einer schönen Natur auf das Gemüth erfahren, und den Aufschwung, den sie unsern Gefühlen verleiht? Die kranke Seele ist aber für ihre Wirkungen nicht weniger empfänglich und nimmt aus ihnen Eindrücke und Stimmungen in sich auf, welche zu lebendigen Keimen der Genesung werden. Auf diesem Punkte nun sind alle landschaftlichen Reize, welche unsere Heimath schmücken, verschwenderisch ergossen. Ueppige Wiesengründe wechseln mit fruchtbaren Gefilden, goldne Weinberge und Pflanzungen edlen Obstes krönen die wellenförmigen Hügel; über diese hinweg schweift der Blick über die weiten, mit schmucken Dörfern besäeten Fluren des Rheinthales nach den Gipfeln der Bergstraße und des Schwarzwaldes. Nach beiden Seiten durch freundliche Thäler begrenzt, nach vorn geschützt durch eine sanft

ansteigende Höhe, den Rücken gelehnt an die Wälder malerischer Berggruppen, von welchen die Ruinen der Madenburg und des Schlosses Landeck herabschauen, erhebt sich die Anstalt in reiner kräftigender Luft auf der Abdachung des Gebirges, in einer an den mannigfaltigsten Naturgenüssen reichen, nächsten wie ferneren Umgebung. Durch Verbindungswege von allen Seiten leicht erreichbar, liegt sie doch ab von den Heerstraßen des großen Verkehres, und ist ihr dadurch der stille Frieden ihrer Bestimmung gesichert: ein bergendes und hilfreiches Asyl zu sein. Die Herren Medicinalrath Dr. Dapping und Kreisbau-Inspector Hagemann hatten diese Stelle als die vor allen geeignetste bezeichnet. Aber die Anstalt verdankt beiden Männern mehr als ihre Lage; mit einer Umsicht und Fürsorge, welche das Kleinste, wie das Größte mit gleicher Liebe und Sorgfalt umfaßte und bedachte, entwarf der erstere das Programm, der letztere den in Anlage wie Ausführung gelungenen Plan, und Dank der Unterstützung in ihrer Aufgabe durch eine die Interessen der Bevölkerung mit Wärme fördernde Regierung, und der rühmlichsten Bereitwilligkeit der Provinz, die sich durch ihr Organ, den Landrath, beträchtliche Opfer für diesen Zweck der Humanität auferlegte und 600,000 fl. für denselben bewilligte, gelang es, dasselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Vollendung nahe zu führen.

„Der Bau ist für 300 Kranke und zunächst für die Seelengestörten aller Stände aus der Pfalz bestimmt, nimmt jedoch auch solche aus den andern bayerischen Kreisen und dem Auslande auf. Als Heil- und Pflegeanstalt läßt sie sowohl Heil- als Unheilbare zu und schließt nur angebornen Blödsinn, Epilepsie und mit Eckel erregenden oder ansteckenden körperlichen Leiden verbundene Geisteskrankheit aus.

„Der durch die Verschiedenheit des Geschlechtes der äußern socialen Stellung, sowie des Grades und der Form der Erkrankung gebotenen Scheidung der Patienten entsprechen die verschiedenen Flügel und innern Abtheilungen des Gebäudes. Die vordere östliche, der Rheinebene zugewendete Fronte zeigt in ihrer Mitte das etwas vorspringende Directorialgebäude, mit den Zimmern für die Administration im Erdgeschosse, den Versammlungs- und Festsälen für die Kranken im ersten und der Wohnung des Directors im zweiten Stockwerke. Daran schließt sich zu beiden Seiten der zurücktretende Bau für die Wohnungen der Beamten und der Magazine. — Die von ihm nach Nord und Süd aus-

laufenden Flügel für die Ruhigen sind im Erdgeschosse durch offene Arkaden, in den beiden Stockwerken durch geschlossene Corridore mit dem Directorialgebäude verbunden und dessen Linie wiederum genähert. An der Verbindungsstelle derselben mit dem Magazingebäude fallen in ost-westlicher Richtung nach rückwärts die Flügel für die Unruhigen und endigen sich in den den Unreinlichen bestimmten Abtheilungen. Von den letzteren erstrecken sich in paralleler Richtung mit den vorderen Flügeln, aber von denselben getrennt durch Hofräume von über 60 Meter Tiefe, die Zellen für die Lärmenden und Aufgeregten. Sie sind auf das Erdgeschoß beschränkt, während die andern genannten Abtheilungen außer diesem noch zwei Stockwerke haben, deren zweites für die bezahlenden Kranken der höhern Stände, das mitrlere nebst den Räumen ebener Erde für die aus öffentlichen Mitteln ganz oder theilweise Unterhaltenen eingerichtet ist.

„Demnach zerfällt die Gesammtanlage außer ihren engern Abstufungen in zwei große Geschlechts-Abtheilungen, die nördliche für die Männer, die südliche für die Frauen. Die Trennung ist vollständig hergestellt durch den in der Breite von 80 Metern von dem Mittelbaue nach Westen sich ausdehnenden Deconomiehof und das Küchengebäude, welches denselben in seiner ganzen Tiefe durchschneidet, in zwei gleiche Hälften theilt, und von allen Seiten durch gedeckte Communicationsgänge erreichbar, mit dem Directorialgebäude den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

„Der gewählte Styl ist der neudeutsche; die Formen sind einfach und geschmackvoll mit Vermeidung alles nutzlosen Prunkes.— Ungeachtet der großen Ausdehnung des Baues, dessen Fronte in einer Länge von mehr als 600 Fuß sich erstreckt, ermüdet derselbe durchaus nicht das Auge, welches wohlthuende Ruhepunkte gewinnt an dem Reichthum der Gliederungen, wie die Mannigfaltigkeit der Zweckerfüllungen ihn erforderte. Die räumliche Eintheilung mit ihren hellen großen Corridoren, den freundlichen gemeinsamen, wie Einzel-Schlaf- und Wohnzimmern, den Arbeits-, Gesellschafts- und Badesälen, dazu von den einzelnen Flügeln umgebene Höfe und umschließende Erholungsgärten mit sich ablösenden Rasenplätzen, schattigen Laubgängen und Baumgruppen — das Alles theils bereits fertig, theils in der Anlage begriffen, läßt jetzt schon erkennen, wie das eifrigste Augenmerk darauf gerichtet ist, hier ein Krankenhaus zu gründen, dem Nichts mangeln soll, was zur Genesung, zur Beschäftigung und Erhei-

terung der seiner Sorge Befohlenen beitragen und sie mit ihrem Loose versöhnen kann.

„In nicht ferner Zeit wird der Bau vollendet sein. Wenn dann der Besucher zu ihm herantritt, zwischen dem Saume duftender Linden, vom Strahle der Morgensonne vergoldet, die Kapelle von hoher Terrasse ihm entgegen leuchtet aus dem Dunkel der Kastanien, und in der Stille der Sonntagsfrühe aus ihr Lob- und Dankgesänge emporsteigen zu dem Allmächtigen — da wird er tief mitempfinden, daß hier ein Werk der Nächstenliebe geschaffen ist, ein lautredendes Zeugniß von dem Geiste der Lebenden, ein Ehrendenkmal der Gründer, wofür kommende Geschlechter sie segnen werden bis in späte Zeit.“ —

Eine halbe Stunde nördlich von dieser großartigen, segensreichen Anstalt liegt das Dorf Eschbach mit der Madenburg oder, wie sie in früherer Zeit hieß, Magdenburg oder Maidenburg. In der Umgegend wird sie jetzt gewöhnlich das Eschbacher Schloß genannt. Der Berg, auf dem sie liegt, heißt der Rodenberg und hängt rückwärts mit den Höhen des Trifels zusammen.

Die Burg hatte, wie die großartigen Ruinen, unter denen sich noch Vieles wohl erhalten findet, zeigen, eine sehr große Ausdehnung und verband beides, sowohl feste, als entzückende Lage, auf die glücklichste Art mit einander. Am ganzen Gebirge findet sich kein Punkt, welcher diesen hier an Schönheit überträfe. Das Eigenthümliche, wodurch er sich vor allen übrigen überraschend auszeichnet, ist, daß sich hier oben ein beinahe vollständiges Rundgemälde vor den Blicken entfaltet, das an Pracht und Erhabenheit wenige seines Gleichen finden möchte. Während auf der einen Seite das in der Ferne von den duftigen Höhen des Schwarz- und Odenwaldes begrenzte Rheinthal im reichsten Schmucke, von Straßburg bis zum Melibokus hinab, sichtbar ist, überblickt das Auge gegen Westen hin die mit der ebengenannten Aussicht im schärfsten Contraste stehende, wild romantische Umgebung von Dahn. Was die Natur Zartes und Reizendes, und wiederum Rauhes und Unheimliches geschaffen, das bringt sie hier, gleichsam um ihre Machtvollkommenheit auf's Unzweideutigste zu beurkunden, mit Einem Male vor den Blick, der sich erstaunt und bewundernd von dem Einen zu dem Andern wendet und nicht weiß, wobei er am liebsten und längsten verweilen soll. Ueber das Ganze ist ein Zauber ausgegossen, der sich nur sehen und empfinden, aber nicht beschreiben läßt.



BAD GLEISWEILER UND DESSEN UMGEBUNGEN



MADENBURG. / ESCHBACHER SCHLOSS

MADENBURG / CHÂTEAU D'ESCHBACH

HAUPTANSICHT DER RUINE

... L. Witter in Neustadt a/H.

Geheimnißvoll umgeben
Von ihrer Wunder Pracht,
Lebt die Natur ein Leben,
Gehüllt in Zaubernacht.
Was dort sie träumt und dichtet
In stillem Heiligthum,
Hat noch kein Mund berichtet;
Sie selber bleibet stumm.

Nie ist hinabgedrungen
Des Menschen kecker Blick
In ihre Dämmerungen,
In denen das Geschick
Der Wesen wird gesponnen
Auf tief verborgnem Grund,
Bis es an's Licht der Sonnen
Hervortritt offenkund.

Wem aber einen Funken
Sie ihres Geistes lieh,
Den ziehet wonnetrunken
Zu ihr die Sympathie;
Dem zeigt sie in Gesichten
Ihr Wirken treu und klar,
Dem wird ihr stilles Dichten
Und Träumen offenbar.

Was die Geschichte der Burg betrifft, so reichen die ältesten Nachrichten, die wir davon besitzen, nicht weiter als bis in's 13. Jahrhundert. Als den ersten bekannten Besitzer der Burg finden wir einen Grafen Friedrich von Leiningen. Einer seiner Nachkommen, Landgraf Hesso von Leiningen, verpfändete dieselbe im Anfange des 15. Jahrhunderts an die Herren von Fleckenstein und von Sickingen. Nachdem die Grafen von Leiningen 1432 die Burg wieder ausgelöst hatten, verpfändeten sie dieselbe abermals an die Stadt Landau, von welcher sie an die Edeln von Landeck und von Heideck überging. Von diesen letztern brachte sie 1525 der Herzog Ulrich von Würtemberg durch Kauf an sich, der sie nach fünf Jahren dem Bischof Georg von Speyer überließ.

Im Bauernkrieg bemächtigten sich die Bauern der Burg, trieben, in Gemeinschaft mit der Besatzung, welche zu ihnen übergegangen war, ihren Muthwillen darin und steckten sie bei ihrem Abzug in Brand. Noch im nämlichen Jahre aber wurde sie auf Kosten der Bauern wieder hergestellt. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie 1622, auf Befehl des Grafen von Mansfeld, von dem

Grafen von Löwenstein erobert und zum Theil zerstört, und 1634 nebst Landau von den Franzosen eingenommen, aber 1650 in Folge des westphälischen Friedens dem Hochstifte Speyer wieder zurückgestellt. Der gänzlichen Zerstörung unterlag sie 1680 durch den französischen Commandanten Monclar.

Zur Zeit, als Friedrich von Fleckenstein als Burgherr hier oben saß, war das Dorf Eschbach schon groß und bevölkert, aber es hatte, wie in diesen Tagen ein Correspondent der Pfälzer Zeitung erzählt, dem wir hier folgen, keine Kirche, sondern nur eine kleine, dem heil. Antonius geweihte Kapelle. Zur Kirche mußten die Eschbacher nach dem im Norden angrenzenden nahen kleineren Dorfe Leinsweiler gehen, wo sich seit uralten Zeiten ein Gotteshaus befand, das damals von den Augustiner-Mönchen des berühmten Klosters „auf der Steig" bedient wurde. Wegen der Entfernung des Gotteshauses baten Burgherr, Schultheiß, Schöffen und Bauern in einem gemeinsamen Schreiben den damaligen Papst Pius II., ihr Verhältniß zur Pfarrkirche von Leinsweiler zu lösen und die Errichtung einer eigenen Pfarrei zu Eschbach genehmigen zu wollen. Pius II. (der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini) richtete auf diese Bitte am 23. Mai 1459 aus Ferrara ein Schreiben an den damaligen Bischof Siegfried III. von Speyer, worin er demselben auftrug, die Angaben der Bittschrift zu untersuchen und, wenn sie richtig befunden würden, die erbetene Pfarrkirche herzustellen.

Aus diesem päpstlichen Schreiben sind die Motive zu entnehmen, welche jener Bitte zur Grundlage dienten und zur Errichtung der Pfarrei Eschbach führten.

Der kurze Weg zwischen Eschbach und Leinsweiler war damals im Winter höchst unbequem und wegen der Zwistigkeiten und blutigen Fehden zwischen den verschiedenen Ortsherren und anderen Gewalthabern oft so gefahrvoll, daß man sich auf acht Tage freies Geleit verschaffen mußte, um den Gottesdienst zu Leinsweiler mit Sicherheit besuchen zu können. Dabei kam es sogar vor, daß Feinde und Räuber, wenn die Leute von Eschbach zur Kirche gegangen waren, in das Dorf eindrangen, die Häuser plünderten und einzelne Bewohner fortschleppten.

So war es vor 400 Jahren hier, wo jetzt unter dem Schutze der Obrigkeit die Bewohner frei und sicher leben, und selbst an der einsamsten Stelle nicht die leiseste Furcht das Ent-





Kunstverlag Carlsruhe

zacken stört, womit der Anblick dieser herrlichen Natur die Seele des sinnigen Wanderers erfüllt.

Merkwürdig ist ihres Alters wegen die bei Leinsweiler auf hoher Bergspitze ruhende Feste Neucastel, der wir schon oben erwähnten. Nur noch wenige Trümmer zeugen von der Stelle, von welcher sie drohend herabblickte. Sie soll über einem Römercastell erbaut worden sein, wovon auch ihr Name herrühre, und war später Eigenthum der salischen Kaiser und der Hohenstaufen, nach deren Erlöschen sie Reichsfeste wurde. Im Jahre 1330 aber kam sie als Reichspfandschaft an die Pfalzgrafen und fiel dann bei der pfälzischen Ländertheilung an Herzog Stephan von Zweibrücken, bei dessen Nachkommen sie blieb. Von den Bauern 1525 großentheils in Asche gelegt, wurde sie von Herzog Ludwig II. wieder hergestellt, aber 1680, wie Madenburg, geschleift.

Nur zwei Stunden entfernt ist Landau, die deutsche Bundesfestung, über deren südlichem Thore die von Ludwig **XIV.** herrührende pompeuse Inschrift prangt:

— **Nec pluribus impar.** —

Landau, an der Maximiliansbahn gelegen, welche am 23. und 24. October 1855 in feierlicher, splendider Weise eröffnet wurde, ist eine der bedeutendsten Städte der Pfalz, deren fleißige Bewohner, etwa 6000, sich gegenwärtig einer großen Wohlhabenheit erfreuen. Diese Wohlhabenheit, eine Folge der fruchtbaren, stark bevölkerten Umgegend und einer auch im Frieden in großer Stärke gehaltenen Besatzung, wird ohne Zweifel durch die neue Verkehrserleichterung bei der Rührigkeit der Landauer nicht wenig erhöht werden.

Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut. Ihre bedeutendsten Gebäude sind: 1) die Stadtkirche, die frühere Stiftskirche der Augustiner Steigerherrn; sie wurde 1281 von den Grafen von Leiningen gegründet und ist jetzt Simultankirche der Protestanten und Katholiken. Im Chor der Kirche ist das Grabmal des oft genannten General Montclar, welcher eine herostratische Berühmtheit erlangt hat. 2) Das Commandantschaftsgebäude am Paradeplatz. 3) Das Zeughaus, eine ehemalige Augustiner-Eremitenkirche aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, jetzt reich gefüllt mit Kriegsmaterial aller Art. Auf der Spitze ihres gothischen Thürmchens hängt noch die Jakobinermütze, welche in der französischen Revolution darauf

befestigt wurde und warnend an die Schreckenszeit erinnert, die auch in den Mauern Landau's ihr böses Werk getrieben und von hier aus die Nachbargemeinden heimgesucht hat. 4) Die Casernen, das Militärspital, das im mittelalterlichen Style restaurirte Kaufhaus mit dem Theater und der Fruchthalle.

Daß Landau schon von Attila zerstört und von Landfred, einem Allemannischen Herzoge, von dem es seinen Namen habe, um das Jahr 750 wieder erbaut worden sei, ist eine leere Sage, wahrscheinlich entstanden aus dem Bestreben, der Stadt durch Beilegung eines hohen Alters ein größeres Ansehen zu geben und zugleich den Ursprung ihres Namens auf bedeutsame Art zu erklären. Dieser aber scheint wohl eher daher zu kommen, „dieweil man aus dem dicken waldichten Gebirg Wasgau hie heraus in eine schöne lustige Auen, gleichsam des ganzen Lands Aue, kommt." Sebastian Münster in seiner Kosmographie sagt von dem Ursprung und der Lage der Stadt: „Die Inwohner wissen den Ursprung ihrer Stadt nit. Ist vor Jahren gering und klein gewesen, hernacher hat man drei Dörfer, so zunächst daran gelegen, in die Stadt gezogen, und in diese Form gericht, wie sie heutiges Tags steht. Das Land um diese Stadt ist gar fruchtbar, und liegen innerhalb zwo Meilen ringsherum auf vierthalb hundert Flecken und Dörfer, welche die Wochenmärkt zu Landau mit Kaufen und Verkaufen pfleglich besuchen."

Die Namen der Dörfer, welche ganz oder zum Theil zur Stadt gezogen wurden und noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts vorhanden waren, sind Servelingen, Gutzingen, Mülhausen und Brunnheim oder Oberbornheim.

Zuverlässige Nachrichten über Landau hat man erst von 1268 an, in welchem Jahre Graf Emich IV. von Leiningen mit dem Orte Landau von Kaiser und Reich belehnt wurde. Späterhin, 1291, wurde dasselbe von Kaiser Rudolph I. zur freien Reichsstadt erhoben, worauf es Befestigung erhielt. In dem Kriege zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Oesterreich war Landau auf der Seite dieses letztern und hatte zu dessen Gunsten Speyer eingenommen. Zur Strafe dafür wurde es von Ludwig dem Hochstifte Speyer verpfändet, in welcher Pfandschaft es bis 1511 verblieb. In diesem Jahre hob Maximilian I. das Pfand auf und machte die Stadt wieder zur freien Reichsstadt, die als Truppencontingent 22, später 26 Mann zu Fuß und 2 Reiter zu stellen hatte.

Die Reformation fand gleich Anfangs zu Landau Eingang. Hier war es, wo der rheinische Adel mit Franz von Sickingen an der Spitze den Bund schloß, welcher der „Landauer Bund" hieß und zum Zweck hatte, das Reformationswerk zu unterstützen und die alten Rechte der Ritter gegen die wachsende Macht der Landesfürsten zu wahren.

Schon frühzeitig scheint der Platz als militärisch wichtig erkannt worden zu sein, ein Umstand, der seine frühe Befestigung veranlaßte, aber auch den Bewohnern eine Reihe von Ungemach und Drangsal brachte. Im Jahre 1552 wurde die Stadt von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit dem Beinamen Alcibiades, überrumpelt und hart behandelt. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie nicht weniger als sieben Mal bald von den Mansfeldischen, Schweden und Franzosen, bald von den Spaniern und Kaiserlichen belagert und genommen.

Was die Stadt in diesem Kriege gelitten, läßt das Schreckenswort „Krieg" überhaupt und noch mehr die damalige Art der Kriegführung vermuthen. Selbst der Friede (1648) brachte ihr nicht sogleich ihre Selbstständigkeit zurück, noch Befreiung von fremden Truppen. Erst 1650 wurde sie zufolge des Nürnberger Vollziehungsrecesses des westphälischen Friedens, weil sie seit 30 Jahren von allen kriegenden Patteien vielfältig „angefochten vnnd occupirt worden, also daz sie endlich ihrer Freyheit nit mehr geniessen können, sonder der Schlüssel zu der Stadt Pfortten, Munition vnnd anderen Thürmen in die 15 Jahre lang entbeeren müssen", von den Fremden geräumt.

Im folgenden Jahre wurden ihr als einer reichsunmittelbaren Stadt von Ferdinand III. alle Privilegien bestätigt; aber deß achtete der allerchristlichste König Ludwig XIV., unter dessen Schutz der Münster'sche Friede unsere Stadt gestellt hatte, durchaus nicht; sein Streben ging vielmehr dahin, sie vom deutschen Reiche loszureißen und Frankreich einzuverleiben.

Im November 1673 ließ er sie von seinen Truppen besetzen, mit dem Befehle für den Commandanten, sich die Schlüssel der Thore ausliefern zu lassen. Hülfe war damals von Deutschland nicht zu erwarten; das kaiserliche Heer war zu entfernt, und jeder andere, nähere Staat zu schwach gegen den gewaltigen König. Die Stadt mußte sich fügen und bis in den März 1674 sich die schwersten Opfer, Contributionen und Quartierlasten von den Franzosen gefallen lassen, die, ehe sie abzogen,

die Mauern und Thore zerstörten und sich gewaltige Gelderpressungen erlaubten. Da die nachfolgenden Deutschen es nicht viel besser machten, so trat eine solche Zerrüttung aller Verhältnisse ein, daß der Rath der Stadt dem Grafen Montecuculi, welcher bei Kandel sein Hauptquartier hatte und einige Hundert Mann in die Stadt aufgenommen haben wollte, erklären ließ, „sie sei in allen Occasionen Ihrer kaiserlichen Majestät inmitten ihres Elends und der bisherigen fremden Gewalt, unausgesetzt treu verblieben", jetzt sei sie verödet und ruinirt, und bestehe nur noch aus 150 Bürgern; man möge sie verschonen oder nur 200 Fußgänger hineinlegen. Ihrer Bitte wurde entsprochen, aber später kamen noch weitere 300 Mann hinzu. Während aber diese Kaiserlichen in der Stadt lagen, wurde der Magistrat zu gleicher Zeit noch durch den französischen Kriegscommissär la Goupilliere aus Philippsburg wegen rückständiger Contributionen unaufhörlich bedrängt, mit der Drohung, er werde, wenn Zahlung und Lieferung nicht sofort erfolge, die drei Landauer Dörfer, Nußdorf, Queichheim und Dammheim und die außerhalb gelegenen Mühlen niederbrennen lassen.

Im Jahre 1676 zogen die Kaiserlichen zur Belagerung von Philippsburg ab; ihre Stelle in Landau aber nahm alsbald, damit die Stadt ja keinen Augenblick zur Erholung fände, eine Besatzung des Herzogs von Luxemburg ein, welcher mit 40,000 Mann aus dem Elsaß herabgerückt war. Doch schon im August zogen die Franzosen wieder aufwärts, und die Kaiserlichen folgten ihnen auf dem Fuße. Dieser unaufhörliche Wechsel der Kriegsvölker, welcher immer mit Lieferungen, Fortschleppen von Lebensmitteln, Wein und Futter, sowie mit Gelderpressungen verbunden war, steigerte die Noth der ausgesogenen Stadt bis zu einem solchen Grade, daß im Januar 1677 große Fast-, Bet- und Bußtage angeordnet wurden, um von Gott Befreiung aus solcher Noth zu erflehen.

Nach dem Nymweger Frieden (1679) nahm Ludwig XIV. mit den elsassischen Reichsstädten auch Landau in Besitz, als ob es zum Elsaß gehöre, obgleich es im Speyergau lag, und ließ sich nicht bloß als dem Beschützer, sondern auch als König und Herrn den Eid der Treue schwören. Zugleich befahl der Oberlandvogt de Montclar, daß Ludwig XIV. als Souverän in dem Kirchengebet aufgenommen, der Name des Kaisers dagegen da-

von ausgeschlossen werde, daß die Stadt ihr altes Recht, die Schultheißen und andere Beamte frei zu ernennen, nicht mehr ausübe, dagegen die Verpflichtung übernehme, alle Auflagen wie das Elsaß zu tragen. — Schmerzlicher aber, als der Verlust der städtischen Freiheiten, berührte die protestantischen Bewohner die Bedrückung der Gewissen, der Glaubenszwang, den die französische Regierung ausübte.

Erst der Ryswicker Friede vom Jahre 1697 hatte den französischen Besitz unserer Stadt gutgeheißen. Aber schon vorher hatte sie Ludwig, um sie sich möglichst zu sichern und zu einem Bollwerk und Angriffswerk gegen Deutschland zu machen, nach einem neuen Systeme durch **Vauban** in eine der stärksten Festungen verwandeln lassen. Ueber die Wichtigkeit dieser Festung sagt Vauban selbst in seinem Gutachten vom 9. October 1687: „Sie setzt uns in den Stand, bedeutende Unternehmungen in dem besten und uns am meisten zusagenden Theile Deutschlands auszuführen, indem dieser Platz über die Pfälzer, welche zu Kriegszeiten in seinem Bereiche liegen, ebenso verfügen könnte, wie über die eigenen Leute selbst."

Im Jahre 1688 schritt man zur Ausführung; der Kriegsminister Louvois selbst legte den Grundstein, und der Bau wurde so kräftig begonnen, daß täglich 14,000 Arbeiter, zum großen Theile Soldaten, beschäftigt waren. Der Werth der Güter und Häuser, welche in den Festungsbau fielen, wurde auf 110,614 Livres geschätzt, wovon jedoch nur wenig bezahlt wurde.

Während des Baues brach 1689, zu derselben Zeit, als Melac sein Zerstörungswerk an den unschuldigen pfälzischen Städten und Dörfern vollbrachte, plötzlich in nächtlicher Weile eine Feuersbrunst aus, welche beinahe die ganze Stadt zerstörte, aber neben dem Schrecken und Entsetzen auch das Gute brachte, daß Landau, wie ein Phönix, sich bald schöner und regelmäßiger aus der Asche erhob.

Daß die Franzosen absichtlich das Feuer gelegt, in der Stadt, die sie als ihr Eigenthum betrachteten, einen so furchtbaren Vandalismus geübt haben, sträubt sich das Gefühl zu glauben; zur Ehre der Menschheit möchte man einen solchen Schandfleck von ihr abwischen. Doch die Zerstörung der Pfalz läßt an die Möglichkeit glauben. Lehmann, in seiner „Urkundlichen Geschichte" unserer Stadt, betrachtet die Brandstiftung als Thatsache. Er sagt hierüber Seite 252:

„Bereits im October 1688 war in der Gerbergasse ein bedeutendes Feuer ausgebrochen, das viele Häuser in Asche legte, worauf der Commandant, um allen Verdacht von der fein- und hochgebildeten französischen Nation abzuwenden, den Bürgermeister Daniel Hitschler beschuldigte, dieser Brand sei durch Nachlässigkeit in dessen Hause entstanden, daher der Rath denselben nicht nur suspendiren, sondern auch noch in's Gefängniß legen mußte. — Seitdem brannte es beinahe wöchentlich den ganzen Winter über, bald in einem Stalle, bald in einem Kamine, hier in einem Vorderhause, dort in einem Hintergebäude. Der Wirth im Schaf verjagte in der Nacht vom 29. December aus seinem Hause zwei Soldaten mit brennenden Lunten, welche Feuer anlegen wollten, und solcher Anzeigen kamen noch viele ein, so daß, „weil auch von andern Häusern dergleichen viele Gespräche gingen vnd allerhand böße Reden wegen des Brandes vorkommen", der Rath die Anstalt traf, daß acht Bürger des Nachts in allen Straßen herumgehen sollten, bis dann Ende Januars 1689 vier Nachtwächter zu diesem Behufe angestellt und besoldet wurden; allein demungeachtet klagten der Wirth im Schwanen und viele andere Bürger, es sei theils ein-, theils mehreremal Feuer bei ihnen angelegt worden. Der Magistrat kannte wohl, wie dies aus seinen ängstlichen Protokollen hervorgehet, die schändlichen Urheber dieser Frevel, so wie die gewissenlosen Pläne seiner Dränger, und lebte in Furcht und Zittern; allein die Angst der gesammten alten Bürgerschaft stieg auf's Höchste, als die französische Armee, welche wegen der ungerechten Ansprüche der Herzogin von Orleans auf den Nachlaß ihres Bruders, des kinderlos verstorbenen Churfürsten von der Pfalz, in dieselbe gesandt war, seit Mai 1689 anfing, unter dem berüchtigten General Melac, den wir auch noch in Landau werden kennen lernen, alle Städte und Dörfer der gesegneten Pfalz auszuplündern und dann in einen Schutt- und Aschenhaufen zu verwandeln. Beispiellose Noth und namenloser Jammer ward damals in dem sogenannten Orleans'schen Kriege über das unglückliche rheinische Land durch diese Räuber und Mordbrenner verbreitet! — Diese Verheerungen richteten sie als Feinde an, aber wer hätte denken sollen, daß den französischen Unterthanen des allerchristlichsten Königs in Landau ein gleiches Schicksal zugedacht war, um — nur einen großen Exercier- und Paradeplatz für die Soldaten, so wie breite und gerade Straßen in der

neuen Festung zu erhalten? — Jedoch das Unglaubliche geschah, denn ist der Mensch einmal von Raub- und Brandwuth besessen, so muß sie gefühlt und vollführt werden gegen Jeden ohne Ausnahme! —

„Da der Rath und die Bürger Landaus Anfangs Juni 1689 die aus dem ausgebrannten Speyer nach Niederhochstadt ausgewanderten Waisenkinder durch gesammelte Collecten und aus dem Säckelalmosen unterstützten, so wie überhaupt vielen ihrer unglücklichen deutschen Brüder aus dieser Stadt entweder mit einer Gabe forthalfen, oder ihnen bei sich Schutz und Unterhalt gaben, so dachten sie wohl nicht im Entferntesten daran, daß sie noch in demselben Monate durch den Vandalismus ihrer eigenen neuen Landsleute ein gleiches trauriges Geschick würden erdulden müssen. Am 23. Juni nämlich, des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, schreckte die heulende Sturmglocke die Bürger aus dem Schlafe auf, indem das an mehreren Orten, besonders in einer Scheuer hinter dem Salzhause, in den Gasthäusern zum Bart und zum Maulbaum, so wie auch im Spitale zu gleicher Zeit angelegte Feuer den Himmel röthete. Das sogleich davon ergriffene Salzhaus wurde der gefährlichste Punkt, da sich in demselben 3 bis 4 Centner Pulver befanden, welche in die Luft flogen und das Feuer überall hin verbreiteten, so daß beinahe die ganze Stadt plötzlich in hellen Flammen stand. Die übergroße Hitze machte das Löschen theils unmöglich, theils wagte man es auch nicht, sich dem Feuer zu nahen, aus Furcht, die in den Thürmen befindlichen Haubitzen und Pulvervorräthe möchten sich entzünden. Damit dem furchtbar verheerenden Elemente kein Einhalt geschehen möchte, so hatten die Franzosen die Queich in die Gräben geleitet und dadurch der Stadt entzogen; die Eimer waren von den Brunnen gestohlen; die zu den Löschanstalten verordneten Feuerherren sammt den Bürgern, die löschen und helfen wollten, verjagte und mißhandelte man, und denen, die Wasser herbei bringen wollten, wurden die Kübel entrissen und zerschlagen. Es durfte keine Feuerspritze herbeigeführt werden, das Vieh fand man getödtet in den Ställen, und es ist „ein solches Rauben vnd Stehlen vorgegangen, daß viel wohlhäbige Leute in großen Mangel vnd Armuth gesetzet sind", welchen Schaden der General Duras auf etliche Millionen anschlug. In Zeit von 10 bis 11 Stunden war, wie der Berichterstatter Schroth sagt, die ganze obere (Markt-) Straße vom oberen Thore bis an den Mönch-

hof (wo jetzt die rothe Caserne steht), die Fleischbank, der halbe Kornmarkt mit allen Zwischengassen, so wie auch das große Hospital, das Rathhaus u. s. w. total eingeäschert, so daß, den am 3. October 1688 stattgehabten Brand mit eingerechnet, kaum der vierte Theil der Gebäude in der Stadt noch übrig war. Das Kaufhaus blieb allein verschont und die bei demselben befindliche Capelle, auch kamen mehrere Leute bei diesem traurigen Ereignisse um's Leben, und andere wurden bedeutend körperlich beschädigt."

Diese Vorgänge machen es erklärlich, wenn der Stadtschreiber Schroth am Anfange des Jahres 1690 der tief gedrückten, unglücklichen Stimmung, welche die Landauer erfüllte, folgenden Ausdruck gab:

„Das 3mal dreissigst Jahr wird nunmehr angetretten
In diesem Seculo, ach Herr! thu vns erretten
In dieser bößen Zeit, du bist der starke Mann,
Der da in aller Welt den Kriegen stewren kann."

Dieser Noth sollte aber noch nicht gesteuert werden; es folgte vielmehr Druck auf Druck, materieller und moralischer, der es den Bewohnern unmöglich machte, sich zu erholen. Sie mußten nicht bloß ein Soldatenhospital, obgleich es ein königliches genannt wurde, vollständig einrichten und dem Director desselben den Hauszins bezahlen, sondern auch die Kasernen auf ihre Kosten erbauen, möbliren und unterhalten, ja sogar einen eigenen Casernier besolden. 11,000 Reichsthaler mußten sie als **don gratuit** bezahlen, um die für die Provinzen neu geschaffenen Aemter nicht einführen und deren Inhaber nicht besolden zu müssen. Dazu kamen die gewöhnlichen Abgaben, Frohnden und Naturallieferungen. Der Gouverneur Melac ließ sogar, weil der Magistrat seinen Forderungen wegen der Wiesen auf dem Horste nicht fügsam genug entsprach, das Heu von den Privatwiesen wegnehmen und in seine eigenen Scheuern nach Queichheim abführen.

So gab es der Bedrückungen noch viele, welche aufzuzählen zu weitläufig wäre, und die auch noch nach dem Ryswicker Frieden nicht aufhörten. So wurden, um nur Eins anzuführen, im Jahre 1700 zu einem neuen Fort auf dem Kaffeeberge, der heutigen Citadelle, viele Privatgüter hinweggenommen, ehe noch eine Vergütung für die in die erste Hauptbefestigung gefallenen Güter erfolgt war. Jährlich mußten 1117 Klafter Holz gelie-

Im spanischen Successionskriege hatte die neue Festung mehrere Belagerungen auszuhalten und viermal wechselte sie, ähnlich wie früher, ihre Herren. Zuerst übergab sie der harte, gefühllose Melac, der immer zwei gewaltige Doggen bei sich geführt haben soll, nach der tapferſten Vertheidigung 1702 an den Markgrafen Ludwig von Baden; aber schon im folgenden Jahre wurde sie von ihrem eigenen Erbauer wieder erobert.

Auch die Franzosen erfreuten sich nicht eines langen Besitzes dieses viel und oft bestrittenen Platzes. Prinz Eugen von Savoyen rückte nach der Schlacht von Höchstädt (1704) über den Rhein vor die Stadt und bekam sie nach zwei Monaten in seine Gewalt. Bei dieser Belagerung, welcher Kaiser Joseph I. im Lager bei Ilbesheim beiwohnte, soll die französische Besatzung von 6000 Mann auf 3000 geschmolzen sein.

Nun schien die Stadt wieder deutsch, eine freie Stadt des deutschen Reichs zu bleiben. Sie bekam wieder Sitz und Stimme auf dem Reichstage, doch nur, um schon nach neun Jahren auf ein Jahrhundert in französische Gewalt zu kommen. Ihr letzter deutscher Gouverneur war Prinz Alexander von Würtemberg; dieser vertheidigte zwar die Stadt auf's Tapferste, sah sich aber am Ende genöthigt, da kein Ersatz zu hoffen und seine Besatzung auf die Hälfte geschmolzen war, sich mit allen seinen Leuten als Kriegsgefangene zu ergeben. Dieses folgenschwere Ereigniß fand am 21. August 1713 statt.

Die Stadt war nun von Deutschland gerissen und blieb kraft des Rastadter Friedensschlusses (1714) und des Barrieren-Tractats (1715) bei der Krone Frankreichs, und zwar, wie bemerkt, volle 100 Jahre.

Die französische Regierung mochte wohl selbst nicht an eine so lange Dauer ihres neuen Besitzes glauben. Denn als 1732 ein neues Militärspital aufgeführt werden sollte, dessen Kosten sich auf 64,243 Livres beliefen, verlangte der Intendant die Ausführung des Baues von der Stadt, weil Se. Majestät der König es so viel als möglich vermeiden müsse, dergleichen Gebäude in einer so entlegenen Grenzstadt auf seine Kosten erbauen zu lassen. Dieser Ansicht folgte man auch noch 1742, indem damals die Stadt für den Stadtcommandanten ein neues Haus stellen mußte, dessen Herrichtung 75,000 Livres kostete, und in

welchem pour pure commodité des Commandanten einzig für Reparaturen noch 30,000 Livres verwendet werden mußten. Zu diesen und vielen anderen Ausgaben für rein militärische Zwecke wurde die Stadt angehalten, weil sie ein Kriegsplatz sei.

Der Anfang der französischen Revolution rief, wie allenthalben in Frankreich, so auch in Landau den größten Jubel hervor. Die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erfüllten Alle mit der feuerigsten Begeisterung; denn von der neuen Ordnung der Dinge versprach man sich jegliche Wohlfahrt für den Bürger, unüberwindliche Macht für den Staat, Verwirklichung alles dessen, was die Phantasie mit jenen schönen Worten verbindet. Freudig brachten daher die Landauer ihre Gaben „auf den Altar des Vaterlandes". Gold, Silberzeug und Silberschmuck, 30 bis 40 Mark, wurde auf einmal nach Straßburg in die Münze geschickt. Ein zweites patriotisches Geschenk, 4500 Livres, ging drei Monate später nach Paris, und diesem folgten sogleich die freiwilligen Gaben der Zünfte, 44 Mark nebst einem silbernen St. Georg von der Ritterzunft und einer seltenen Goldmünze, beide für den Dauphin bestimmt.

Die Zukunft trübte sich aber bald. Das dem Verkehr unentbehrliche Vertrauen schwand; die Reichen und Alle, welche die Stürme der Freiheit nahen sahen, verkauften ihre Häuser und Güter und flüchteten mit ihrer Baarschaft über die Grenzen; der Wohlstand sank statt sich zu heben, so daß die Stadt sich genöthigt sah, schon 1790 um eine stärkere Garnison und um deren Verpflegung auf Kosten der Nation zu bitten.

Die Constitution von 1791 wurde mit dem größten Jubel begrüßt. Freudenfeste wurden gefeiert, und zum Andenken eine Bundes- oder Freiheitssäule, mit der Göttin der Freiheit auf der Spitze, auf dem Paradeplatz errichtet.

Der Krieg mit Deutschland führte, nachdem Cüstine von den Preußen geschlagen und Mainz gefallen war, zur Belagerung unserer Stadt, zu deren Vertheidigung die Bürger auf den im April 1793 erfolgten Ruf willig und muthig zu den Waffen griffen. Unter ihren Führern aber herrschte Uneinigkeit; auf der einen Seite stand der von Landau in den Convent gewählte Pfarrer Dentzel, welcher als Volksrepräsentant zu der Rheinarmee gekommen war und nun in Landau, seinem früheren Pfarrorte, weilte; auf der andern stand ihm, der den Militärbehörden um so lästiger sein mochte, je ausgedehnter seine Gewalt war,

der Commandant Labaudere mit der Mehrzahl seines Officiercorps gegenüber. Der Zwiespalt ging so weit, daß Dentzel einen höheren Officier zur Verantwortung vor den Nationalconvent lud, selbst aber in die Gefahr kam, von den aufgereizten Bataillonen, in denen, wie immer in solchen Zeiten, die Disciplin gewichen war, ermordet zu werden.

Unterdessen setzten die Preußen, an deren Spitze ihr damaliger Kronprinz stand, Alles daran, Meister des Platzes zu werden. Vom 28. bis 31. October sollen sie 30,000 Geschosse in die Stadt geschleudert und viele Gebäude zerstört haben, unter anderen auch das Hospital sammt allen Acten und Urkunden, welche man dort in Sicherheit gebracht zu haben glaubte.

Als am 28. December 1793 die Belagerung aufgegeben worden war, decretirte der Convent, Garnison und Bürger hätten sich durch ihre muthige Vertheidigung um das Vaterland verdient gemacht. Aber weit entfernt, daß dieses Decret die Parteien versöhnt hätte, entbrannte der Haß nur noch heftiger und verlangte seine Opfer. Dentzel, der Vertrauensmann des Volkes, wurde in Paris in Folge von Denunciationen eingekerkert, und 38 der angesehensten Bürger wurden nach Pfalzburg in's Gefängniß geschleppt. Nur der Tod der Schreckensmänner Danton, Robespierre und Genossen, dieser Ungeheuer in Menschengestalt, gab sie ihren geängstigten Familien zurück. Ihre Stelle im Kerker nahm Labaudere mit seinen Freunden ein.

Landau hatte die ganze Geschichte der Revolution mit durchzumachen. Ihre guten Früchte wurden ihm zu Theil, aber auch die bitteren mußte es hinnehmen. Neue Geldopfer wurden verlangt; die Ausleerungscommission, von dem Pariser Wohlfahrtsausschuß organisirt und gesendet, schonte weder Privat- noch öffentliches Gut, weder Geheiligtes noch Profanes, und schleppte, was sie in der nahen Pfalz geraubt, hierher nach Landau und von hier weiter; Rougemaitre's Andenken wird noch lange in der Pfalz nicht mit Segen genannt werden. Statt Geld kamen von Paris Assignaten, welche, bald werthlos, den Wohlstand der Familien untergruben, Viele an den Bettelstab brachten. Die Schulen wurden geschlossen, die Kirchen entweiht.

Ein verhängnißvoller Tag für Landau war der 20. Dec. 1794. An diesem Tage flog, aus unbekannter Veranlassung, das Zeughaus in die Luft. Eine Menge von Gebäuden wurde theils gänzlich zerstört, theils so stark beschädigt, daß sie nicht mehr

bewohnt werden konnten. Wie furchtbar die Explosion gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß die Glocke, welche sich auf dem Thurme des drei Stockwerk hohen Stadthauses befand, bis in die Nähe von Godramstein geschleudert wurde, wo man sie erst später, tief in der Erde, wieder fand, und daß acht Centner schwere Quadersteine von dem Zeughause eine Viertelstunde weit fortgetrieben wurden. Ein ähnliches Unglück bedrohte im Herbste 1799 abermals die Stadt. Der im Fort befindliche Artilleriepark fuhr in die Luft, wodurch einige Zapfen der daselbst aufgehäuften Haubitzen Feuer fingen, und der eiserne Laden des nahen Pulvermagazins aufgesprengt wurde. Durch einen glücklichen Zufall blieb das Pulver von dem Feuer unberührt, und über die Haubitzen warfen sich voll Todesverachtung die heldenmüthigen Soldaten und erstickten das Feuer mit ihren Leibern.

Das neue Jahrhundert (1801) brachte den Frieden von Lüneville und mit ihm die freudigsten Hoffnungen auf die Zukunft. Allein die Stadt erhielt von dem Consul Bonaparte, welchem von dem Maire und dem Magistrate treu geschildert wurde, was sie geleistet, was sie geopfert und was sie gelitten hatte, keine neuen Erwerbsquellen, weder stärkere Garnison noch den Sitz der Unterpräfectur.

Die Mittel der Gemeinde waren erschöpft, die Schuldenlast nicht gering. Zur Deckung der nöthigsten Ausgaben mußte daher der Magistrat von der Republik die Summe von 547,358 Livres, welche die Stadtkasse für den Bau der Casernen, des Militärspitals, der Commandantur u. s. w. aufgewendet hatte, dringend fordern. Ihre Forderung fand aber kein Gehör, nicht einmal eine Antwort.

Auch als Kaiser Napoleon konnte Bonaparte, gegen dessen Erhebung auf einen erblichen Kaiserthron die Mehrzahl der republikanischen Landauer gestimmt hatte, wenig zur Hebung des Wohlstandes thun. Die Stadt genoß zwar der Ruhe, weil der Kriegsschauplatz des siegreichen Kaisers fern war; aber darum war auch die Besatzung von geringer Zahl. — Als des Kaisers Stern erblichen, und die siegenden Heere der Verbündeten am 1. Januar 1814 den Rhein überschritten hatten, wurde die Festung Landau von einem russischen Corps blokirt und blieb es bis zum ersten Pariser Frieden. Der Friedensschluß ließ Landau und alles südlich davon gelegene Land unter französischer Herrschaft. Am 25. April 1814 traten die Lilien Ludwig's XVIII.

an die Stelle der Napoleonischen Adler, und am 7. Mai mußte die Bundessäule auf dem Paradeplatz verschwinden.

Kaum war Napoleon im Jahre 1815 wieder von Elba gelandet, so fiel ihm auch Landau und seine Garnison wieder zu; doch nur auf kurze Zeit. Die Schlacht von Waterloo machte des Kaisers Herrschaft für immer ein Ende. Der zweite Pariser Friede wurde geschlossen, und ihm zufolge Landau, das mit dem Striche bis zur Lauter wieder an das deutsche Vaterland kam, am 25. August 1815 von der französischen Besatzung verlassen und von österreichischen Truppen besetzt.

Die österreichische provisorische Herrschaft dauerte nicht lange, indem die Stadt schon am 3. November desselben Jahres zur deutschen Bundesfestung erklärt und der Krone Bayern zuerkannt wurde. Am 1. Mai 1816 nahm sie König Maximilian Joseph I. in Besitz, unter dessen Scepter sich bald alle Verhältnisse glücklich umgestalteten und unter dessen Nachkommen sie sich der Segnungen einer weisen Regierung nun bald ein halbes Jahrhundert erfreut.

Ist die Festung auch nicht nach den neueren Grundsätzen der Fortification gebaut, so wird sie doch bei einer braven Garnison einen kräftigen Widerstand leisten können, da sie in dem vier Stunden entfernten mächtigen Rhein-Bollwerke von Germersheim seine Stütze findet. Auch wurden die Werke Landau's, seitdem es eine Bundesfestung ist, von tüchtigen bayerischen Ingenieuren, namentlich zur Zeit, als das französische Ministerium Thiers Frankreich isolirt hatte und Deutschland mit Krieg bedrohete, durch neue Blokhäuser und in anderer Weise nicht wenig erweitert und verstärkt. Die neueste Erweiterung erhielt die Festung durch die Werke, welche der Bau der Eisenbahn und des Bahnhofes innerhalb des Festungsrayon veranlaßte, und der jetzige k. bayerische Geniedirector, Herr Obristlieutenant Mager, bauen ließ.

Von Landau wollen wir nicht scheiden, ohne die Ruhestätte der Todten besucht zu haben. Unter Blumen und grünenden Gesträuchern schlummern hier, wie in einem blühenden Garten, die Abgeschiedenen, und dichtbelaubte Bäume werfen kühlende Schatten auf die Gräber, deren manches ein Herz bedeckt, das in der Mittagshitze des Lebens nirgends mochte Kühlung gefunden haben. Weniger schrecklich erscheint der Gedanke an den Tod hier, an diesem Orte, wo uns eine frische, lebenvolle Natur

umgibt, und wenn andere Begräbnißstätten durch ihre zu sehr an Vernichtung erinnernde Oede nur ein trauriges, wehmüthiges Gefühl erwecken, so mischt sich hier diesem Gefühle eine sanfte Heiterkeit bei, die in dem Herzen freudige Hoffnungen hervorruft. Störend wirken nur die vielen, mitunter geschmacklosen Denkmäler, in denen sich nur zu oft bloß die Eitelkeit und die Prunkliebe der Ueberlebenden erkennen läßt. Aber es sind auch Denkmale darunter, welche von reinem, künstlerischen Geschmacke zeugen und das Andenken von Männern ehren, deren Verdiensten und Tugenden wohl eine Stelle in der Erinnerung der Nachwelt gebührt, und die gewiß auch eines Denkmals von Stein würdig sind. — Waren an dieser Stätte, wo der müde Erdenwaller erst Ruhe findet, wo jeder Unterschied schwindet, wo man nur die Trostworte des Glaubens hört, und nur Thränen der Liebe fließen, früher die Todten nach Confessionen getrennt, so vernimmt man jetzt mit freudiger Anerkennung, daß hier die Scheidewand gefallen sei.

Die beiden Burgen Scharfeneck und Ramberg, welche im nahen Gebirge liegen und von hier aus, wie Landeck, Klingenmünster, Madenburg und Trifels, leicht besucht werden können, haben wir schon oben erwähnt.

Zu den schönsten und besuchtesten Punkten der schönen Umgebung von Landau gehört das nur eine Stunde entfernte Bad Gleisweiler, welches, von dem Eigenthümer, Herrn Dr. Schneider, 1844 in großartigem Maßstabe erbaut, Alles bietet, was eine Kaltwasseranstalt zu leisten vermag und sich jährlich einer größeren Zahl Kurgäste erfreut. Der Kurort lehnt sich an den Abhang des Gebirgs und hat nur in Südost gegen die Ebene hin eine offene Seite. Diese Lage macht Gleisweiler, auf allen Seiten von Weinbergen, Obstgärten und Kastanienwäldchen umschlossen, zu einem der gesundesten und reizendsten Kurorte Deutschlands.

Die Badeanstalt enthält nicht nur Alles, was zur Kaltwassercur gehört, als: Vollbäder, Tropf-, Regen-, Sprudel-, Wellen-, Sitzbäder u. s. w., sondern vereinigt auch noch mit sich die Molkencur und zur Herbstzeit die Traubencur. Dazu kommen künstliche Mineralbäder, wie Schwefel-, Salz- und Stahlbäder. Das Wasser hat auch im Sommer eine Temperatur, welche 9° R. nie übersteigt, und übt, in einem 70 Fuß über den Badezimmern befindlichen Reservoir gesammelt, einen dieser Höhe



BAD GLEISWEILER UND DESSEN UMGEBUNGEN

AUSSICHT VOM CURHAUSE.

VUE PRISE DE L'ETABLISSEMENT HYDROTHERAPIQUE

(RHEIN PFALZ)

Verlag von A. H. Gottschick-Witter's Buchhandlung (Witter) in Neustadt a/H.



entsprechenden Druck aus, welcher mittelst besonderer Vorrichtungen benützt werden kann, den Douchen, Regen- und Wellenbädern eine dem Bedürfnisse und der Constitution des Kranken angemessene Stärke zu geben.

Die Molkenanstalt befindet sich in einem „Schweizerhaus", worin die Ställe der Ziegen und Kühe so angebracht sind, daß sie mit den darüber befindlichen Wohn- und Schlafzimmern der Leidenden durch Oeffnungen am Boden, welche nach Belieben geöffnet oder geschlossen werden können, in Verbindung stehen. — Traubencurgäste haben hier das Angenehme, daß sie die Trauben in den Weinbergen selbst schneiden können.

Daß es in dieser reizenden Gegend an interessanten Punkten nicht fehlt, welche zu erheiternden, stärkenden Spaziergängen und Ausflügen einladen, zeigt der Gang, den wir bisher genommen. Wir befinden uns ja ganz in der Nähe des an Naturschönheiten so reichen Annweiler Thales, nahe bei dem Teufelsberg, Ringelsberg und Orensberg, von deren Gipfel man eine überraschende Aussicht einerseits nach der weiten, reichen Ebene und anderseits in das Innere der wunderbar gestalteten Berge genießt. In wenig Zeit erreicht man von ihr Scharfeneck, Ramberg, Meistersele und Eusserstbal.

Nördlich, nur $^1/_4$ und $^1/_2$ Stunde entfernt, liegen die schönen Dörfer Burweiler und Weyher. Ueber dem ersten erhebt sich auf einem Vorsprunge die St. Annakapelle, eine liebliche Erscheinung für die ganze Gegend, sichtbar bis an die Ufer des Rheins und die Gebirge von Baden. Von ihr eröffnet sich dem Blick ein Rundgemälde, dessen Rahmen die Ebene mit zahllosen Dörfern und am äußersten Rand in grauer Ferne die Münster von Worms, Straßburg, die westlichen Züge des Odenwaldes und Schwarzwaldes umfassen.

Weiterhin erblicken wir auf unserer Wanderung längs dem Gebirge auf der Spitze eines hohen Berges bei dem großen, schon im 8. Jahrhundert genannten Dorfe Rhodt, dem ehemaligen Sitze eines Amtmannes der Markgrafschaft Baden-Durlach, die Trümmer der Rietburg oder Rippburg, deren Erbauung in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt. Das Merkwürdigste aus der Geschichte der Burg ist eine kecke That, welche einer ihrer Besitzer verübte, und die einen interessanten Beitrag zur Charakterisirung des damaligen Zustandes des deutschen Reiches liefert. Als König Wilhelm von Holland sich im

Jahre 1255 in Worms aufhielt, wollte seine Gemahlin einen Spazierritt nach der Feste Trifels machen. Hermann von Rietburg, ein Feind des Königs, hatte dies erfahren, und als die Königin unten an der Rietburg vorüber kam, nahm er sie mit ihrem Begleiter, einem Grafen von Waldeck, gefangen, beraubte sie ihrer Kleinodien und schleppte sie auf die Rietburg, von wo er sie jedoch bald wieder entlassen mußte. Zur Strafe für diese That wurde die Burg zerstört.

In einiger Entfernung von der Rietburg ist das sogenannte Schänzel, wo sich das Denkmal befindet, welches Feldmarschall Wurmser dem preußischen General Pfau setzen ließ, der 1794, von einem französischen Corps unter General Desgrandes angegriffen, aus der Spitze von vier Bataillonen, nach der tapfersten, aber vergeblichen Vertheidigung dieses an der alten Hochstraße gelegenen, ehemals strategisch wichtigen Punktes, hier gefallen ist.

Am Fuße der Rietburg erhebt sich die prächtige Villa Ludwigshöhe, welche Se. Majestät König Ludwig in neuester Zeit nach einem Plane des Directors v. Gärtner hier an einem der schönsten Punkte des Gebirges errichten ließ. Sie besteht aus drei Gebäuden, dem Hauptbau, dem Prinzenbau und den Stallungen, und ist zweifelsohne einer der Glanzpunkte am ganzen Gebirge. Schon zwei Mal weilten die Majestäten Ludwig und Therese mehrere Wochen in dieser herrlichen Villa, welche Therese, die am 4. November 1854, bald nach ihrer Heimkehr in ihre königliche Residenz München, ein Opfer der Cholera geworden, nicht wieder sehen sollte. —

Ludwigshöhe ist nur eine halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Edenkoben entfernt, das einen Schwefelbrunnen besitzt, der jedoch nicht die verdiente Aufmerksamkeit zu finden scheint. Die chemische Analyse des Wassers ergab als Bestandtheile: Schwefelwasserstoffgas und kohlensaures Gas, schwefelsaures und kohlensaures Natron, schwefelsaure Magnesia und Chlormagnesium.

Der Ort wird in Lorscher Urkunden schon im 8. Jahrhundert erwähnt. Er soll aus zwei Dörfern oder Weilern, Edenkoben und Bazzenhofen, von welch' letzterem die Fetzengaß ihren Namen hat, entstanden sein. Im 13. Jahrhunderte hatte Ritter Burkhard von Breitenstein aus dem Elmsteiner Thale beide Orte von dem Hochstifte Speyer zu Lehen; dieser verkaufte seine Gerechtsame im Jahre 1260 an das Cisterzienser-

A. Höfle del.

Kunstverlag Carlsruhe



Poppel sc.

[illegible]

[illegible] ANSICHT

[illegible]

[illegible] Neustadt [illegible]

Nonnenkloster Heilsbruck, das von Harthausen nach Bazzendorf verlegt worden war. Nach der Zerstörung durch den Bauernkrieg wurde es wieder hergestellt, aber schon 1560 vom Kurfürsten Friedrich III. aufgehoben und zum Besten der Kirchen verwendet. Der Keller und ein Thurm des in der französischen Revolution als Nationalgut verkauften Klosters, so wie die Ringmauern, sind heute noch zu sehen. — Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der prachtvolle Bahnhof und der geschmackvoll angelegte Garten des schönen Gasthofs zum „goldenen Schaf."

Nicht weit davon begegnen wir bei dem Dorfe St. Martin den Ruinen des ehemals Dalberg'schen Schlosses Krobsburg. Sie liegen auf einem nicht hohen Bergvorsprung und gewähren eine reizende Aussicht in das Rheinthal. Sie sind in manchen Theilen noch wohl erhalten, werden aber entstellt durch die, von mehreren Familien bewohnten, ärmlichen Hütten, welche an das alte Mauerwerk angeklebt sind. In neuerer Zeit hat die Burg viel dadurch verloren, daß der jetzige Eigenthümer derselben die schönsten Steine, besonders von den Thürmen, losgebrochen hat, um sie als Material zum Festungsbau nach Germersheim zu verkaufen. — Erbaut wurde die Burg wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie hatte nacheinander mehrerlei Besitzer, unter welchen die Dalberge schon 1364 die eine Hälfte derselben inne hatten. Die andere Hälfte, welche Hans von Odenbach besaß, brachten dieselben 1439 durch Kauf an sich. In der Fehde zwischen Kurfürst Friedrich dem Siegreichen und Herzog Ludwig von Zweibrücken hatte 1470 die Burg von Seiten des letzteren eine heftige Belagerung auszuhalten, wurde aber von dem Kurfürsten bald entsetzt. Durch den Bauernkrieg scheint sie nicht gelitten zu haben. So viel die Herren von Dalberg, besonders im 16. Jahrhundert, für die Erweiterung und Unterhaltung der Burg thaten, so wenig geschah späterhin dafür, so daß sie nach und nach in einen unansehnlichen Zustand gerieth. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie von ihren bisherigen Besitzern verkauft.

Von St. Martin führt uns unser Weg über Alsterweiler nach dem schönen Dorfe Maikammer, dessen Pfarrkirche ein sehenswerthes auf Goldgrund gemaltes Bild, eine Kreuzigung Christi, besitzt. Es wird Albrecht Dürer zugeschrieben. Ueber dem Dorfe erhebt sich die Kalmit, ein Berg, der nahezu die Höhe des Donnersbergs erreicht. Auf seinem 2096 Pariser

Fuß hohen Gipfel steht eine Art Thurm, ehemals zur projectirten Mainz-Straßburger Telegraphenlinie gehörig, und ein Obelisk, welchen die Gemeinde Maikammer 1824 zur Erinnerung an das Jubiläum der 25jährigen Regierung des Königs Maximilian Joseph errichtet hat.

Haben wir bisher solcher Burgen gedacht, welche theils durch ihre frühere Bedeutsamkeit, theils durch ihre älteren Schicksale Interesse einflößen, so gelangen wir nun zu einer Burg, welche nicht bloß durch das, was sie in älterer Zeit gewesen, unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, sondern auch durch neuere politische Vorgänge, deren Schauplatz sie war, so wie durch ihre jetzigen Verhältnisse ein erhöhtes Interesse gewonnen hat — wir meinen die Kestenburg oder Kastanienburg, bekannter unter dem Namen Hambacher Schloß, jetzt Maxburg. Ihre Lage ist eine der reizendsten am ganzen Gebirge.

Die Kestenburg hat ein hohes Alter. Ihre Erbauung wird Kaiser Heinrich II. zugeschrieben. Schon 1100 war sie ein Besitzthum des Hochstiftes Speyer, welches sie von dem Bischof Johann, einem Neffen Kaiser Heinrichs IV., durch Schenkung erhalten hatte. Ihrer Festigkeit wegen wurde sie bei drohenden Gefahren von den Bischöfen stets als Zufluchtsort benutzt, wohin sie sich und ihre Schätze in Sicherheit brachten. Der erste bedeutende Unfall traf sie im Bauernkriege. Die Bauern drangen stürmend in die Burg ein und setzten sich darin fest. Des Bischofs großes Faß von 100 Fudern leerten sie in wildem Gelage; den übrigen Fässern schlugen sie den Boden ein und ließen den Wein auf die Erde laufen. Nach vollständiger Plünderung steckten sie bei ihrem Abzuge wie anderwärts die Burg in Brand. Dieselbe wurde zwar auf Kosten der Bauern wieder hergestellt, aber schon 1552 von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, genannt Alcibiades, abermals durch Feuer zerstört. Sie blieb nun, nach ihrer Wiederherstellung, lange Zeit ungefährdet bis zum dreißigjährigen Kriege, der nicht ohne zerstörende Wirkungen an ihr vorüberzog. Mehr aber, als in diesem Kriege, hatte sie im Reunionskriege zu leiden, der ihr dasselbe Schicksal bereitete, wie den übrigen Burgen in der Umgegend.

Im Jahr 1823 wurde sie von der bayerischen Regierung, nachdem sie während der französischen Revolution als Nationalgut erklärt worden war, unter der Bedingung, daß sie erhalten werde, veräußert und von Neustadter Bürgern ersteigert, um die







herrliche Ruine, diese großartige Zierde des Gebirgs, Einheimischen und Fremden zum freien Besuche und fröhlichen Genusse zu sichern.

Den Namen „Hambacher Schloß" hat die Ruine von den Dörfern Ober-, Mittel- und Hinter-Hambach, welche, schön gruppirt, mitten in Rebgeländen am Fuße des mit Kastanienwaldung bedeckten Berges liegen, dessen Gipfel die Ruine ziert. Unter diesem Namen wurde sie weithin bekannt und vielgenannt, als in der bewegten Zeit der ersten dreißiger Jahre (27. Mai 1832) hier eine große, sehr stürmische Volksversammlung von Fortschrittsmännern aus allen Gauen Deutschlands gehalten wurde. Ihren jetzigen Namen dagegen verdankt sie (**in quo rerum et hominum varietas est animadversa**) Sr. Majestät dem Könige Max II., dem sie bei seiner Vermählung als Kronprinz mit der Prinzessin Marie von Preußen, am 12. Oct. 1842, von den Bewohnern der Pfalz nebst einigen Stücken des köstlichsten Weines als Festgabe dargebracht wurde. Seit dieser Zeit war eine neue glänzende Aera für sie angebrochen, indem sie ganz im alterthümlichen Style nach dem Plane Voit's wieder aufgebaut werden sollte. — Der Bau hatte bereits einen schönen Anfang genommen, als er durch die Stürme von 1848 und 1849 in Stocken gerieth und seitdem nicht mehr weiter geführt wurde. In der Pfalz hofft und wünscht man, die Wiederkehr des Friedens und der Ruhe, welche die eben eröffneten Pariser Conferenzen (25. Februar 1856) nach den von jedem Menschenfreunde schwer beklagten Blutscenen der Krim Europa wieder zu geben versprechen, werde, wie zu anderen Werken des Friedens, die des Menschen Ehre sind, so auch zur Vollendung des begonnenen Wiederaufbaues kunstfertige Hände rufen; König Max II., der gekrönte Mäcenas der Wissenschaft, werde auch auf den Altar der Tektonike ein neues Opfer legen.

In einer kleinen Stunde erreichen wir Neustadt, den Centralpunkt der ganzen Haardt, eine äußerst gewerbthätige Stadt von etwas mehr als 7000 Seelen. Sie liegt am Fuße des mit Reben, Kastanien und Mandeln bedeckten Gebirges, ringsum von baumreichen Gärten umgeben, am Eingange des vom Speyerbach durchflossenen Thales, welches von ihr den Namen „Neustadter Thal" hat.

Die inneren Theile der Stadt haben zwar nicht viel Anziehendes, wie bei den meisten alten Städten; um so reizender

aber und anmuthiger ist das Ganze und seine Umgebung. Merian in seiner Topographie nennt Neustadt „eine hübsche, lustige Stadt"; mit Recht, denn unvergleichlich schön ist ihre Lage, unzerstörbar die Lust ihrer Bewohner.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt das Stadthaus, die wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert erbaute prachtvolle Kirche und das Casimirian genannt zu werden. Neben der Kirche steht, auf dem anderseitigen Bilde wie jene und das Rathhaus sichtbar und den Markt umschließend, ein in architektonischer Beziehung interessantes sehr altes Haus, worin seit Jahren eine Buch- und Kunsthandlung getrieben wird. — Unter den Straßen zeichnet sich, von lauter schönen Gebäuden gebildet, die Mannheimer Straße aus, welche scherzweise auch die Millionärstraße genannt wird.

Die Umgebung der Stadt zeigt eine üppige Mannigfaltigkeit, welche den beschauenden Blick immer wieder von Neuem anzieht und von jeder Seite her einen eigenthümlichen Zauber entfaltet. Da ist nirgends Eintönigkeit; überall die glücklichste Abwechslung! Alle einzelnen Theile des schönen Bildes stimmen zu einem harmonischen, lebenvollen Ganzen zusammen, das, ohne gerade großartig zu sein, das Gemüth um so mehr anspricht, als die über der Landschaft schwebende Ruhe sich auch diesem ganz ungezwungen mittheilt. Nirgendshin verliert sich das Auge in die Ferne; allenthalben bieten sich ihm willkommene Ruhepunkte dar in den zahllosen Dörfern, die in geringen Entfernungen sich an einander reihen und ein glänzendes Zeugniß für die Segensfülle dieses vom Himmel huldvoll angelächelten Landstriches abgeben.

Als die schönsten, zur Stadt selbst noch gehörenden Standpunkte glauben wir das am südlichen Ende der Stadt, auf einer Anhöhe gelegene Schießhaus, und die etwas weiter oben, am Abhange des Berges befindliche Waldmannsburg, ein geschmackvolles Landhaus, dann den Steinbruch, die Wolfsburg, das neue, freundlich herabschauende Tempelchen des Herrn Fr. Deidesheimer, das sogenannte „Gartenhaus", so wie die geschmackvollen, die Gegend hebenden und belebenden Weinberghäuschen oberhalb des Bahnhofes bezeichnen zu dürfen.

Neustadt, das, zum Unterschied von andern Städten gleichen Namens, mit dem Zusatz an der Haardt benannt wird, scheint durch seinen Namen schon auf einen jüngern Ursprung



DAS CASIMIRIANUM IN NEUSTADT A/H



R. Höfle del — Poppel sc

hinzubeuten. Manche behaupten zwar, daß Neustadt an der Stelle des alten Noviomagus liege, doch ist diese Ansicht noch nicht außer allen Zweifel gesetzt, obwohl die bei der Stadt häufig gefundenen römischen Münzen, so wie die in dem nahen Walde aufgefundenen Reste eines römischen Castells die frühere Anwesenheit der Römer beweisen. Noch weniger Glauben verdient die fabelhafte Ueberlieferung, daß ein König Luscus oder Lusignan im Jahre der Welt 3212 im Wasgau und an dem Walde Haardt einen Flecken angelegt und, seiner Gemahlin Wineta zu Ehren, Winzingen genannt habe, der aber im Jahre 490 nach Christi Geburt zerstört worden sei, worauf 20 Jahre später der fränkische König Chlodwig auf derselben Stelle eine große Stadt mit dem Namen Neapolis major oder Großneustadt erbaut habe. Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiß, daß Neustadt schon zu Anfang den 13. Jahrhunderts genannt wird, und zwar als zur Pfalzgrafschaft gehörig.

Von den frühsten Schicksalen der Stadt ist nichts Bedeutendes bekannt. Eine harte Züchtigung widerfuhr ihr wegen ihres unehrenhaften Benehmens im Bauernkriege. Die Bauern hatten sich bei Winzingen und auf dem Viehberg gelagert und forderten unter heftigen Drohungen die Stadt zur Uebergabe auf. Dieselbe war stark befestigt und wäre daher gegen die ungeordneten Haufen leicht zu vertheidigen gewesen. Ueberdies war den Bürgern schon im Voraus von dem Pfalzgrafen Ludwig Hilfe zugesagt worden. Demungeachtet ließen sich dieselben durch die Drohungen der Bauern so sehr in Furcht setzen, daß sie die Stadt ohne Widerstand übergaben, worauf Sonntags, Mittags um 12 Uhr, die Bauern mit klingendem Spiele einzogen und den Amtmann in Eid und Pflicht nahmen. Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Nach Unterdrückung des Aufruhrs wurden acht von den Bürgern auf offenem Markte enthauptet, viele in enges Gefängniß geworfen, die übrigen aber um 3000 Goldgulden, ihre Waffen und alle ihre Freiheiten gebüßt.

Durch die pfälzischen Hausgesetze von 1368 und 1395 war zwar festgesetzt worden, daß Neustadt immer bei der Kur verbleiben solle. Aber zufolge eines 1576 errichteten Codicills des Kurfürsten Friedrich III. fiel das ganze Amt Neustadt an dessen zweiten Sohn, Pfalzgraf Johann Casimir. Dieser errichtete in der Stadt eine höhere Lehranstalt, die er nach seinem Namen

Casimirianum nannte. Viele Professoren, welche die Universität Heidelberg verlassen hatten, nachdem von dem Kurfürsten Ludwig VI. die unveränderte Augsburgische Confession eingeführt worden war, wurden von Johann Casimir an seine neugegründete Schule berufen, wodurch sowohl diese, als die Stadt einige Jahre hindurch zu hohem Flor gedieh. Als aber der Pfalzgraf, nach dem Tode seines Bruders, die Vormundschaft über den minderjährigen Kurfürsten Friedrich IV. übernommen und in der ganzen Pfalz das reformirte Glaubensbekenntniß wieder eingeführt hatte, kehrten die Professoren wieder nach Heidelberg zurück, und das Casimirianum wurde in eine niedere Schule verwandelt. Die Bürger, welche die Vormundschaft des Pfalzgrafen nicht anerkennen wollten, widersetzten sich anfänglich den Verordnungen desselben, und weigerten sich, eine Besatzung in die Stadt aufzunehmen. Durch eine List aber wußte sich der Pfalzgraf die Oeffnung der Thore zu verschaffen. Er hatte sich nämlich im Sommer 1579 bei dem Rathe Abends zu Gast geladen, und belustigte sich mit demselben bis tief in die Nacht hinein. Wie zum Scherze begehrte er endlich, daß man ihm die Thore öffnen solle, indem er vorgab, er wisse draußen einen großen Hirsch, den er zur Kurzweil in dieser Nacht noch jagen wolle. Die Thore wurden ihm, obwohl ungern, geöffnet. Er aber kehrte sogleich mit einigen hundert Soldaten, die er in einem Hohlweg verborgen gehalten hatte, in die Stadt zurück und bemächtigte sich ihrer, da die Bürger zum Widerstande nicht gerüstet waren, fast ohne allen Schaden.

Neustadt fiel, als Johann Casimir 1592 ohne männliche Erben starb, wieder an die Kurlinie zurück, bei welcher es in Zukunft ununterbrochen verblieb, bis die französische Revolution allen Staatsverhältnissen eine andere Gestalt gab.

Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt mehrere Male belagert und eingenommen, ohne daß sie hierdurch gerade großen Schaden erlitten hätte. Dennoch wurde ihr durch diesen Krieg große Noth bereitet; denn bei der zu dieser Zeit in der Pfalz herrschenden Hungersnoth war in Neustadt das Elend so hoch gestiegen, daß Wachen auf den Kirchhof gestellt werden mußten, damit die Leichen nicht ausgegraben und verzehrt würden; wohl der sprechendste Beweis von der schaudererregenden Lage der unglücklichen Bewohner!

In kaum geringere Besorgniß wurde die Stadt durch den bald darauf ausgebrochenen Reunionskrieg versetzt. Die Franzosen hatten die Stadtmauern niedergerissen, und schon war der Befehl gegeben, die ganze Stadt niederzubrennen. Keine Rettung vor dem unmenschlichen Befehle schien möglich. Da trat, wie so oft schon, die Liebe versöhnend und beschützend in's Mittel. Der französische Kriegscommissär de Werth sah Kunigunde Kirchner, eine Enkelin des kurpfälzischen Kanzlers, und hielt, von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, um ihre Hand an. Standhaft aber weigerte sich das patriotisch gesinnte Mädchen, seinen Anträgen Gehör zu geben, wenn nicht der Befehl zur Niederbrennung ihrer Vaterstadt zurückgenommen würde. De Werth wandte nun, um das Ziel seiner sehnlichen Wünsche zu erreichen, allen seinen Einfluß an und erwirkte bei den französischen Generalen, daß die Stadt verschont wurde, und die Franzosen sogar die Mauern wieder aufführten. Noch kurz vor der Revolution soll Kunigundens Bild in Neustadt gewesen sein, zu welcher Zeit auch noch Nachkommen von ihr existirten. Ihre Ehe mit de Werth war eine glückliche.

Unedler handelten die Republikaner. Rougemaitre, ein kleines Ungeheuer, zwang die Bewohner, ihr Vieh selbst nach Landau zu treiben, und erlaubte sich gegen die Weinenden und Jammernden den rohen Spott: „Wenn eure Töchter einmal mit unsern Nationalgarden bekannt sein werden, so werden sie euch schon Milch geben." Ehe er die Glocken, worunter die große von 99 Centner, abführen ließ, befahl er, in seinem verächtlichen Uebermuthe, noch einmal zum Valet zu läuten, den bittern Verlust noch empfindlicher machend durch kleinliche Bosheit.

Der wiedererwachten Kirchlichkeit, dem allgemeiner durchbrechenden Bewußtsein, daß der religiöse Sinn als eine Quelle des geistigen und leiblichen Wohlergehens in jeder Weise zu pflegen sei, wenn nicht unsere socialen Zustände jährlich schlimmer werden sollen, ist es zuzuschreiben, daß im vorigen Jahre durch freiwillige Gaben der protestantischen Bewohner, welche in wenigen Tagen über 6000 Gulden zusammenschossen, vier neue Glocken (B = moll) angeschafft wurden, und der herbe Verlust, welchen verwilderter Freiheitssinn unserer Stadt gebracht hat, vergessen werden kann. Charakteristisch für die Geistesrichtung mancher Leute ist der Umstand, daß sie zur Anschaffung der Glocken nicht bloß nicht unbedeutende Summen gaben, sondern zum Theil auch an den Vorbereitungen zum Empfange derselben

thätigen Antheil nahmen, von der Hauptsache aber, der erhebenden kirchlichen Feier der Gemeinde sich fern hielten.

Die Stadt besaß ehedem zwei Nonnen= und drei Mönchsklöster, von denen die beiden erstern, die mit Augustinernonnen und mit Beguinen besetzt waren, sich schon zur Zeit der Reformation auflösten. Aber schon 1622 kamen die Jesuiten mit den Spaniern nach Neustadt, errichteten eine Missionsanstalt und erhielten zu diesem Zwecke von Kaiser Ferdinand II. das Collegium Casimirianum eingeräumt. Nach dem westphälischen Frieden mußten sie zwar die Stadt verlassen, kamen aber schon 1698 wieder zurück. Im Jahre 1700 erhielt der Orden die katholische Stadtpfarrei und führte 1720 das schöne Collegiumsgebäude am Marktplatze auf, worin er eine lateinische Schule errichtete. Nach der Aufhebung des Ordens traten 1781 die Priester der Mission an die Stelle der Jesuiten, konnten sich aber nicht lange behaupten.

Ebenfalls durch die Spanier kamen 1628 die Kapuziner nach Neustadt. Sie ließen sich in dem Schießhause nieder, woraus sie aber schon 1632 von den Schweden vertrieben wurden. Erst 1685 kehrten sie unter dem Schutze der Franzosen wieder zurück und bestanden fort bis zum Ausbruche der Revolution. Ihre Gebäulichkeiten, die sich in der südlichen Vorstadt, dem sogenannten Aegypten befanden, sind theils ganz verschwunden, theils unkenntlich geworden.

Die bereits früher erwähnte Kirche war von Pfalzgraf Rudolph II. zu einem Collegiatstift erhoben und reichlich dotirt worden. Dasselbe bestand bis zur Reformation, wo es 1566 von dem Kurfürsten Friedrich III. eingezogen und der reformirten geistlichen Verwaltung zu Heidelberg überwiesen wurde. Bei der Kirchentheilung erhielten die Katholischen das Chor, die Reformirten das Langhaus der Stiftskirche. Im Innern derselben befinden sich die Grabmäler der Pfalzgrafen Rudolph II., Ruprecht I. und des Kaisers Ruprecht, der zu Heidelberg in der Heiliggeistkirche beigesetzt ist. Zu bedauern ist, daß dieser Kirche, welche ohne Bedenken zu den schönsten und größten zu zählen ist, einem wahren Prachtbau, viele kleine Geschäftshäuschen angeklebt sind, die sie verunstalten und ihre schönen Verhältnisse verhüllen. Finden die beiden christlichen Schwestergemeinden, in Verbindung mit den städtischen Behörden, die Mittel, diese Häuschen wegzuräumen, so werden sie gewiß das Verdienst nicht



[illegible]

[illegible] an d. H.

[illegible] Neustadt [illegible]



J Poppel sc

verschmähen, den schönen Bau, wie es seiner geheiligten Bestimmung würdig ist, in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen und dadurch zur Verschönerung des Innern der Stadt, welche auch in der zu erbauenden katholischen Kirche eine neue Zierde zu erhalten hofft, wesentlich beizutragen.

Eine große Verschönerung erhielt die Stadt in neuester Zeit durch die geschmackvollen Bauten des Bahnhofes der Ludwigs- und der Maxbahn, an welchem zur Zeit der Ankunft und Abfahrt der Züge das regste Leben herrscht. Diese Bahnen öffnen für Neustadt die Wege des raschesten Verkehrs, hierhin nach Süden mit dem Elsaß und der Schweiz, nach Westen mit Lothringen, der Champagne und dem ganzen nördlichen Frankreich bis Havre und Boulogne, dorthin nach Ost und Nord über Mannheim und Mainz mit dem Herzen und den fernsten Theilen des deutschen Vaterlandes; sie bringen der Wanderer immer mehr in diese von der Natur so reich geschmückte und gesegnete Gegend.

Die Leutseligkeit und Jovialität der Bewohner trägt nicht wenig dazu bei, dem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wird sich bald heimisch hier fühlen, und noch Alle, denen es nicht an Sinn für frohen Lebensgenuß mangelte, sind, selbst nach kurzem Aufenthalte, nur ungern aus Neustadt geschieden, das, ohne durch große historische Erinnerungen zu fesseln, in der Gegenwart so Vieles bietet, daß sich darüber die Vergangenheit leicht vergessen läßt.

Besteigen wir die am nördlichen Ende der Stadt sich erhebende Anhöhe, so gelangen wir nach dem Dorfe Haardt, das eigentlich nur eine lange Straße bildend sich an der ganzen Vorhöhe des Berges hin erstreckt. Manche wollten den Ursprung des Dorfes in sehr alten Zeiten suchen, und leiteten, um diese ihre Vermuthung zu unterstützen, den Namen desselben sogar von einer römischen Legion der Hartenser her. Die Grundlosigkeit dieser Meinung aber läßt sich aus der oben gegebenen Erklärung des Wortes Haardt leicht ersehen. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß das Dorf erst nach der Zeit, als Neustadt und die oberhalb Haardt gelegene Burg Winzingen schon erbaut und bewohnt war, nach und nach entstanden sei.

Die genannte Burg, die, weil sie näher bei Haardt, als bei Winzingen, gelegen ist, gewöhnlich das Haardter Schloß genannt wird, soll schon im 10. Jahrhundert erbaut worden sein.

Die Pfalzgrafen nahmen, wenn sie ihr Land bereisten und in diese Gegend kamen, gewöhnlich ihren Aufenthalt daselbst.

Im Jahre 1287 übergab Pfalzgraf Ludwig der Strenge seinem Sohne Rudolph die Burg Winzingen, der sie aber 1317 seinem Bruder, dem römischen Könige Ludwig, nebst allen andern rheinischen Landen, die sie bisher in Gemeinschaft besessen hatten, allein überließ. Die Burg scheint in dieser Zeit nicht bewohnt worden und dadurch in Verfall gerathen zu sein. Denn 1324 gab König Ludwig seinem Kanzler Hermann von Lichtenberg, wie es in der Urkunde heißt, „die Burg Winzingen, die manch' Jahr zerfallen und öde gestanden war, um sein eigen Geld wieder zu bauen."

Durch den Vertrag von Pavia erhielten die Pfalzgrafen die Burg wieder zurück. Wegen der 1483 zu Heidelberg ausgebrochenen Pest begab sich die Gemahlin des Kurfürsten Philipp, Margarethe von Bayern-Landshut, hierher und gebar hier den nachmaligen Kurfürsten, Friedrich II. Im Bauernkriege wurde die Burg von den Bauern zwei Mal erstürmt und ausgeplündert. Kurfürst Friedrich III. verpfändete dieselbe hierauf 1562 um 1600 fl. an Eberhard von Flörsheim. Die Wiedereinlösung geschah wahrscheinlich durch den Pfalzgrafen Johann Casimir. Während des dreißigjährigen Kriegs wurde die Burg 1624 um 25,000 fl. an die d'Orville'schen Erben in Frankfurt a/M. verpfändet, welche Verpfändung aber Kurfürst Carl Philipp 1728 wieder einlöste. Die Burg war zwar nach ihrer im Reunionskrieg erfolgten Zerstörung wieder einigermaßen hergestellt worden, blieb aber die meiste Zeit über unbewohnt und diente den Pfalzgrafen bloß als Sommerresidenz. Kurfürst Carl Philipp verschenkte dieselbe, worauf sie durch mehrere Hände ging, bis sie 1803 durch Kauf ein Eigenthum des Herrn Schuster wurde, dessen Tochter, Frau Rothpletz, noch im Besitze derselben ist.

Von der Burg sind nur wenige Ueberreste vorhanden. Dem weiteren Verfalle ist durch Ausbesserung der schadhaften Mauern vorgebeugt. Herrliche Anlagen schmücken nun das Innere der Burg und ihre Umgebung. Man bemerkt allenthalben, daß hier eine ordnende Hand thätig war, die mit Umsicht und Geschmack der Natur zu Hilfe kam. Der Gedanke an gewaltsame Zerstörung bleibt uns hier, wo wir in einem blühenden Garten wandeln, fern. Die alten Mauern scheinen, wie zur Ausschmückung des Ganzen, absichtlich hierher gestellt zu sein, und nirgends

findet sich eine Stelle, die uns durch ihre Oede oder Verwilderung daran erinnerte, daß wir uns in einer Ruine befinden. In dem innern Raume treffen plötzlich leise, geisterartige Töne unser Ohr. Wir blicken erstaunt auf, um zu erforschen, woher diese Töne kommen, und entdecken eine Aeolsharfe, die sinnig in einer Mauerritze angebracht ist.

Die schönste und freieste Aussicht eröffnet sich uns in dem Tannenhaine, der die Spitze einer Anhöhe krönt. Von hier aus sehen wir die ganze Ebene offen vor uns liegen. Am Rande des Horizonts taucht das alte Speyer auf mit seinen Thürmen, bis nach Heidelberg dringt der Blick, und Mannheim schimmert freundlich über den Rhein herüber. Eine solche Aussicht war es wohl werth, daß der vorige Besitzer der Burg, Herr Schuster, sich den öftern Genuß derselben dadurch erleichterte, daß er neben der Ruine ein neues Schlößchen aufführte, das einladend in die Ebene hinabschaut.

In süße Träume wiegt sich hier der Geist ein. Die Vergangenheit zieht dämmernd vor seinem Blick dahin, und selbst die lebendige Gegenwart erscheint ihm wie ein flüchtiges, leichtgewobenes Traumbild. Hier zeigt sich ihm das Alte halbversunken und der Zerstörung widerstrebend, dort das Neue in immer kräftigerer Entwicklung das Alte verdunkelnd und verdrängend.

Es ist sehr zu bedauern, daß dieser schöne Punkt unsers Gebirges ohne besondere Erlaubniß nicht mehr besucht werden kann, weil manche Besucher nicht die Rücksicht nahmen, welche man mit Recht verlangt.

Einen Ersatz dafür und eine neue Zierde erhielt die Gegend durch den Wolf'schen Garten, welcher, eine geschmackvolle Schöpfung seines Besitzers, Herrn L. H. Wolf von Wachenheim, dem Blicke eine gleich schöne Aussicht über die fruchtbare Rheinebene bis nach Karlsruhe, Germersheim, Speyer, Heidelberg, Worms und Darmstadt eröffnet.

Die einzelnen Plätze dieser Anlage übertreffen sich an Lieblichkeit und entlassen keinen Besucher ohne Befriedigung und Dank gegen den uneigennützigen Besitzer, welcher sein Eigenthum Jedem zum freien Genusse überläßt.

Gleichen Genuß, wie der durchwanderte Theil der Pfalz, gewährt die Strecke von hier bis Dürkheim hinab. Sie liegt unter Deutschlands mildestem Himmel; an den Früchten wirst du's erkennen. Koste die süße Aprikose, den edlen, erfrischenden

Pfirsich, die kräftige Mandel, den feuerigen Saft der Traube — sie geben ein Zeugniß, das Niemand verwirft. Diesem Rebensaft verdankt Deidesheim, Ruppertsberg, Forst, die auf dieser Strecke liegen, und weiterhin Ungstein, ihren europäischen Ruf unter den Freunden der Tafel.

Wandern wir von Haardt oben am Gebirge hin durch die schönen Weinorte Gimmeldingen und Königsbach, so bietet uns die Landschaft an verschiedenen Punkten ein Bild, das Aug' und Herz erfreut. — Das nächste, schöne Dorf Mußbach, durch welches unten die Landstraße zieht, wird schon im 8. Jahrhundert genannt. Ein großer Theil seiner Gemarkung gehörte einst den Tempelherrn, später den Johannitern. Jetzt gehört das Gut, wie die dem Orden einst gehörigen Gebäude, der „Herrenhof", Herrn Kräter aus Mainz. — Ebenso frühe als Mußbach wird in Urkunden auch Deidesheim erwähnt, das nach den vielen römischen Alterthümern, die hier gefunden wurden, eine Gründung der Römer zu sein scheint. Vom Jahre 1100 bis zur französischen Revolution gehörte die Stadt zum Besitze des Hochstifts Speyer. Ein bischöflicher Amtmann hatte hier seinen Sitz. Im Bauernkrieg, in welchem das hier befindliche Schloß von den Bauern geplündert wurde, und im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. — Aus diesen Stürmen hat sich eine fromme, reiche Stiftung, das Spital, erhalten, dessen jetziger Arzt, Herr Dr. Schultz, einen Namen als ausgezeichneter Botaniker hat. Freunde der Botanik mögen nicht vorübergehen, ohne die reichen, schön geordneten Pflanzensammlungen des freundlichen Gelehrten zu besuchen! — Merkwürdig sind bei Deidesheim die „Heidenlöcher", wie man mehrere am nahen Martenberge befindliche Gruben nennt, welche eine Fläche von 200 Aren einnehmen und mit Mauer und Graben umgeben sind.

Die palastähnlichen Gebäude zeigen von dem hier herrschenden Reichthume, von welchem die Besitzer, namentlich die Herren Buhl, Jordan und Deinhardt, nicht selten einen nobelen, gemeinnützigen Gebrauch machen. Der neue schöne Brunnen ist ihr Werk, ihr Geschenk. Ihre Weincultur wirkt als belehrendes Beispiel in weiteren Kreisen, erreicht jedoch, wird das Fuder Wein auch mit Tausenden bezahlt, das Product des Kirchenstücks von Forst nicht, das Edelste, was unser Gebirgsaum erzeugt.

Wen geognostische Erscheinungen interessiren, der scheue



J. Kunstverlag in Carlsruhe



Kunstverlag Carl[illegible]

[illegible]

[illegible] PFALZ

[illegible] n Neustadt [illegible]



nicht, den kurzen Weg von Forst nach den Basaltbrüchen des Pechsteinkopfs zu machen. Der Gang wird sich lohnen.

Bald hinter Forst werden wir auf unserer Wanderung durch das Erscheinen der Stadt Wachenheim überrascht. Sie ist zwar nicht groß, denn sie zählt nur etwa 3000 Seelen, aber gleichwohl überrascht sie den Blick durch ihre schöne Lage, die die Ruinen einer Burg erhöhen, und vornehmlich durch die großartigen Bauten der Herren Wolf mit ihren fürstlichen Gartenanlagen und Gewächshäusern. —

Wann die Burg erbaut worden sei, läßt sich nicht bestimmen. Man vermuthet, sie rühre aus den Zeiten der fränkischen Könige; Konrad II. habe sie erbaut. — Rudolph v. Habsburg schenkte Wachenheim seiner Schwester Mechtilde bei ihrer Vermählung mit dem Pfalzgrafen Ludwig dem Strengen. So kam die Stadt an das pfälzische Haus. Bei der Ländertheilung erhielt sie Ludwig der Strenge von Zweibrücken und Veldenz; er mußte sie aber 1471 wieder dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen überlassen, dessen Truppen im Jahre vorher die Burg erobert hatten. Viele Bewohner, der Mordbrennerei und des Kirchenraubs in dem Kloster Limburg beschuldigt, ließ der Kurfürst ertränken; die Festungswerke ließ er zerstören. Die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts brachten gleichfalls viel Ungemach über Wachenheim. Die Burg, im Bauernkriege und im 30jährigen Kriege stark beschädigt, blieb ohne weitere Unterhaltung, wiewohl sie noch immer als Lehen vergeben wurde. Zuletzt (bis zur französischen Revolution) war sie als Lehen in den Händen der Grafen v. Sickingen. — In dem Orleans'schen Kriege wurde Wachenheim von den Franzosen, die sich so viele vandalische Denkmale in unserer Pfalz gesetzt haben, gänzlich zerstört. Nur wenige Ueberreste zeugen von dem früheren Bestand.

Wir befinden uns bereits in der Nähe von Dürkheim. In neuerer Zeit durch die Kunst sehr sinnig verschönert und in einen Badeort verwandelt, der durch seine heilkräftigen Soolbäder und seine Traubencur eine Menge Gäste, kranke und gesunde anzieht, ist diese Stadt ein sehr belebter Ort geworden und wird es noch mehr werden, wenn die jetzigen eifrigen Bemühungen der Dürkheimer, eine Eisenbahn zu erhalten, nicht erfolglos bleiben. Seine Lage ist eine der lieblichsten am ganzen Haardtgebirge. Mit Wohlgefallen weilt das Auge auf den fruchtbaren Feldern, den lachenden Wiesen, den freundlichen

Rebengeländen, und so groß ist die Menge der Obstbäume, daß zur Blüthezeit die Stadt in einem Meere von Blüthen schwimmt. Viel hat die Natur für Dürkheim gethan, doch sind auch der Fleiß und die Kunst des Menschen dabei nicht zurückgeblieben. Wenn die Bemerkung Mancher, daß der Mensch sich hier in dieser Gegend, wo die Namen der meisten Orte sich auf heim endigen, gleich von Anfang an müsse heimisch gefühlt haben, Wahrheit enthält, so findet sie ganz besonders auf Dürkheim ihre Anwendung, dessen segensreiche Natur die ersten Ansiedler für den Verlust ihrer alten Heimath reichlich entschädigte, und spricht mehr als jede Schilderung für die Vorzüge dieser Gegend.

Von der Stadt selbst gilt dieselbe Bemerkung, die wir oben bei Neustadt gemacht haben, daß ihre Lage ihr ersetzen muß, was ihr in ihrem Innern an Schönheit mangelt. Doch ist seit einigen Jahren durch Aufführung mehrerer stattlichen Gebäude viel für ihre Verschönerung geschehen. Wir nennen hier die gleich bei unserem Eintritte uns in die Augen fallenden prachtvollen Wohnhäuser der Herren Fitz, das große Gemeindehaus, das zugleich sämmtliche Schulen in sich enthält, und die in dessen Nähe befindliche, in italienischem Styl erbaute katholische Kirche. Diesen Gebäuden verdient auch der in der Mitte der Stadt gelegene, in jeder Hinsicht ausgezeichnete Gasthof zu den vier Jahreszeiten beigezählt zu werden, in welchem die in ihren früheren Jahren mit allem Rechte so genannte „schöne Anna" bis vor einem Jahre das Regiment geführt hat.

Die Zeit der Entstehung Dürkheims ist ungewiß. Wenn man sich in ältern Zeiten so weit verstieg, daß man seinen Ursprung von trojanischen Flüchtlingen herleitete, so war dies ein historisches Kunststück, das keiner nähern Prüfung würdig ist. Nicht unwahrscheinlich möchte dagegen die Behauptung sein, daß Dürkheim von Thüringern angelegt worden sei, die sich unter Carl dem Großen hier ansiedeln mußten; welche Behauptung durch den ältern Namen der Stadt Thüringeheim einiges Gewicht erhält. Für das hohe Alter der Stadt zeugt übrigens der Umstand, daß ihrer schon in einer Urkunde vom Jahre 946 als eines Besitzthums der rheinfränkischen Herzoge erwähnt wird.

Kaiser Conrad II. schenkte unter andern auch Dürkheim der von ihm 1030 gestifteten, in der Nähe gelegenen Benedictiner-Abtei Limburg, welche bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts im ungestörten Besitze und Genusse desselben blieb. Als aber





BAD DÜRKHEIM A/H

1206 Kaiser Philipp dem Landvogt im Speyergau, Grafen Friedrich I. von Leiningen, die Schirmgerechtigkeit über die Abtei übertrug, erhielt dieser von dem Abte Dürkheim zu Lehen. Durch mancherlei Umstände begünstigt, wußten sich die Grafen von Leiningen nach und nach in den eigenthümlichen Besitz desselben zu setzen, wenigstens finden wir, daß sie seit dem 14. Jahrhundert dasselbe als Eigenthum behandelten. Graf Emich V. fing 1359 an, Dürkheim, das bisher als Dorf gegolten hatte, zu erweitern und mit einer Mauer zu umgeben, seit welcher Zeit es als Stadt erscheint. Mehr als dreißig Jahre brachten er und seine Nachfolger damit zu, die neue Stadt zu einem der festesten Plätze in der ganzen Gegend zu machen. Demungeachtet erlag sie dem Angriffe des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen. In der Fehde zwischen diesem und dem Herzog Ludwig von Zweibrücken war Graf Emich VII. von Leiningen aus Haß gegen Friedrich auf die Seite Ludwigs getreten und hatte dem Kurfürsten einen Fehdebrief übersandt. Friedrich, dem dieser Anlaß, den Leininger wegen mancher zwischen ihnen entstandenen Reibungen zu züchtigen, willkommen war, rückte, nachdem er mehrere leiningische Orte eingenommen und in Asche gelegt hatte, 1471 auch vor Dürkheim, in welchem sich Emichs beide Brüder, Philipp und Diether, mit einer ansehnlichen Besatzung befanden. Bei dem nahe gelegenen Nonnenkloster Seebach schlug er sein Lager und seine Wagenburg auf und betrieb von hier aus die Belagerungsoperationen mit allem Ernste, so daß er, von zahlreichem Geschütz unterstützt, schon nach acht Tagen Herr aller Außenwerke war. Nun ordnete er einen allgemeinen Sturm an, der gegen sechs Stunden dauerte. Muthig drangen die Pfälzer bis zu den halb niedergeschossenen Mauern vor. Hinter denselben aber hatten die Belagerten einen tiefen Graben gemacht, spitzige Pfähle und vieles Pulver in demselben angebracht und ihn sodann mit Stroh und Reisern bedeckt. Unbekannt mit dieser List drangen die Stürmenden weiter vor; die Anführer stürzten in den Graben hinab und mit ihnen viele von der nachdringenden Menge, die, da die Leiningischen überdies ihr Geschütz auf den Graben richteten, darin theils umkamen, theils schwer verwundet wurden. Ein zweiter Sturm wurde nun angeordnet; die Belagerten aber, welche die Unmöglichkeit sich länger zu halten erkannten, baten um Frieden, der auch abgeschlossen wurde. Ehe der Kurfürst von Dürkheim abzog, ließ er die Mauern

und Wälle vollends niederreißen, die Gräben ausfüllen und alle Befestigungswerke schleifen, und bloß der Fürbitte von Graf Emich's Gemahlin, welcher Dürkheim zur Morgengabe verschrieben war, soll es die Stadt zu danken gehabt haben, daß sie nicht in einen völligen Steinhaufen verwandelt wurde. Von dieser Eroberung soll es auch herkommen, daß bis auf die neuesten Zeiten die Thore der Stadt nicht geschlossen werden durften.

Dürkheim erfreute sich nun der Ruhe bis zum 30jährigen Kriege, der ihm dasselbe elende Schicksal bereitete wie allen pfälzischen Orten. Plünderung, Mord, Hunger und Pest wechselten mit einander ab, bis der westphälische Friede auch diese Stadt von ihren Drangsalen erlöste und ihr die Hoffnung einer bessern Zukunft brachte. Doch schon 1673 wurde sie von ähnlichem Unglück heimgesucht. Die Franzosen, welche unter Turenne in die Pfalz gekommen waren, fielen, nachdem sie von der Feste Hartenburg mit Verlust zurückgeschlagen worden waren, voll Wuth in Dürkheim ein, mißhandelten die Einwohner, plünderten Alles rein aus und steckten das Rathhaus, nebst vielen andern Gebäuden, in Brand. Gleiche Gefahr drohte einige Monate später, welcher sich aber die Einwohner durch die Flucht entzogen, und erst mit dem Jahre 1679 endigte sich das Kriegsungemach. Alle Unfälle aber, welche die Stadt bisher betroffen hatten, waren als Kleinigkeit zu achten gegen die Grausamkeit, mit welcher 1689 Melac und seine Rotten gegen dieselbe verfuhren. Nachdem sie Alles ausgeplündert und den rohsten Muthwillen geübt hatten, ließen sie die ganze Stadt in Rauch aufgehen. Nur die Johanniskirche und einige wenige Gebäude hatten der Gewalt des Feuers widerstanden. Alles Uebrige war ein Schutthaufen. Erst nach erfolgtem Frieden (1697) kehrten die Einwohner, die sich zerstreut hatten, wieder zurück und begannen mit verdoppeltem Eifer die verödete Heimath wieder wohnlich zu machen, wobei ihnen Graf Johann Friedrich von Leiningen mit edler Bereitwilligkeit durch Ertheilung bedeutender Freiheiten zu Hilfe kam.

Nicht wenig wurde das Wiederaufblühen der Stadt dadurch befördert, daß Johann Friedrich's Sohn, Graf Friedrich Magnus, seine Residenz von dem nahen Hartenburg nach Dürkheim verlegte, zu welchem Zweck er an der Ostseite der Stadt ein Schloß erbaute, bei dem zugleich ein kleiner Lustgarten angelegt wurde. Unter Friedrich Magnus Nachfolger, Carl Wilhelm

Friedrich, wurde das Schloß ansehnlich erweitert und der große Schloßgarten, dessen Umfassungsmauer jetzt noch vorhanden ist, angelegt. Ein reges Leben waltete nun in Dürkheim, in dem alle Spuren der früheren Verheerungen verwischt waren. Einen vortheilhaften Einfluß auf den Kunstsinn der Bewohner, wie auf deren Bildung überhaupt, äußerte das zu Anfang der achtziger Jahre von dem kunstliebenden Erbprinzen in einem Seitenflügel des Schlosses errichtete Gesellschaftstheater, zu welchem jeder anständige Bürger unentgeltlichen Zutritt hatte, und das sich unter der Leitung Iffland's rühmlich auszeichnete.

Dieses ruhige, durch die Kunst erheiterte Leben war jedoch nicht von langer Dauer. Die französische Revolution machte demselben ein schnelles Ende. Alle Leiden, welche dieselbe in ihrem Gefolge hatte, ergossen sich auch über Dürkheim in vollem Maße, und wie der Freiheitssinn der Republikaner so viele Schlösser der Zerstörung preisgab, so steckten sie auch hier das Schloß sammt allen Nebengebäuden in Brand. Dasselbe ist gegenwärtig völlig verschwunden, und an seiner Stelle erhebt sich das schon genannte Gemeindehaus, an dessen südlichem Eingange wir die Aufschrift lesen: „An der Stelle dieses Stadthauses, dessen Bau 1822 begonnen wurde, stand ehedem das Residenzschloß der Fürsten von Leiningen, erbaut 1725 durch den Grafen Friedrich Magnus, niedergebrannt in der französischen Revolution, am 31. Januar 1794."

Die ursprünglich in gothischem Styl aufgeführte Johanniskirche, jetzt Schloßkirche genannt, wurde 1455 erbaut. Durch den Brand von 1689 war der Thurm derselben so sehr beschädigt worden, daß er später ausgebessert und mit Eisenstangen umfaßt werden mußte. Merkwürdig ist durch mehrere interessante Grabmäler die an der Südseite der Kirche befindliche Gruftcapelle der Grafen von Leiningen, welche Emich VIII. 1504 erbaute. Unter andern befindet sich ein Grabstein darin, über dessen Bedeutung man im Dunkeln ist. Auf demselben sind zwei Ritter in voller Rüstung ausgehauen. Der eine ist ein Greis mit langem Bart und entblößtem Haupte, der andere ihm gegenüber ein Jüngling. Die Sage meldet darüber Folgendes: Ein edler Jüngling liebte ein Mädchen, mit dessen Eltern sein Vater in bitterer Feindschaft lebte. Die Eltern des Mädchens zeigten sich endlich zur Aussöhnung bereit und willigten in die Verbindung ein, aber der Vater des Jünglings beharrte unbeugsam bei

seinem Hasse. Die Jungfrau tödtete der Gram, und der Sohn zog in seinem Schmerze hinaus in die weite Welt. Da geschah es später, daß in einem Kriege Vater und Sohn als Feinde auf einander trafen, wobei dieser jenen erschlug. Nach der Schlacht fand der Sohn, daß er seinen Vater getödtet, und sich selber verabscheuend wegen der grausen That, stieß er sich das Schwert in die Brust. Beide Leichen wurden in Einem Sarge beigesetzt, und der erwähnte Grabstein diente zur Bezeichnung der Stätte. Wie und wann derselbe in die Gruftcapelle gekommen, ist unbekannt.

Oestlich von Dürkheim in geringer Entfernung finden wir die Saline Philippshalle, an deren Stelle in frühern Zeiten das Benedictiner-Nonnenkloster Schönfeld lag. Obgleich die Salzquellen schon frühzeitig bekannt waren, so scheint man doch vor dem 16. Jahrhundert noch keine Anstalten gehabt zu haben, um das Salz durch Kunst zu gewinnen. Dergleichen Anstalten wurden erst 1594 von dem Kurfürsten Friedrich IV. getroffen. Aber schon im 30jährigen Kriege gerieth das Werk in Stockung, und die dazu gehörigen Gebäude kamen in Verfall. Die Kurfürsten machten zwar späterhin mehrere Male den Versuch, das Werk wieder in Aufnahme zu bringen; da sich aber immer ein bedeutender Verlust dabei ergab, so standen sie von ihrem Vorhaben ab. Erst den Bemühungen des Freiherrn von Beust, welchem Kurfürst Carl Philipp die Leitung der Saline übertragen hatte, gelang es, dem Werk eine solche Einrichtung zu geben, daß der Betrieb desselben einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Die Einrichtungen der Saline sind, mehrere in der neuesten Zeit vorgenommene Verbesserungen abgerechnet, bis daher dieselben geblieben.

Bei der Saline dehnt sich gegen Osten hin ein großer Strich Landes aus, welcher früher ödes, sumpfiges Weideland war und das Dürkheimer Bruch genannt wurde. Mehrere Dörfer waren gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses an den Abt von Limburg hierher zum Weidegang berechtigt. Die Erhebung dieses Zinses veranlaßte eine sonderbare Gewohnheit, welche noch bis zur Revolution fortbestand. Aus den Bürgerssöhnen in Dürkheim wurde nämlich einer zum Könige gewählt, dem ein Marschall zur Bedienung beigegeben wurde. Dieser König begab sich jährlich am Pfingstmontag in Begleitung eines berittenen Gefolges in die zum Weidegang berechtigten

Dörfer, um den Zins zu erheben, welcher zum größten Theil in Käsen bestand, wovon der Gewählte den Namen „Käskönig" führte. War der Umritt vollendet, so hielt der König Nachmittags seinen Einzug in die Stadt, bei welcher Gelegenheit er mit einer Krone von blauen Kornblumen geschmückt war und als Scepter einen Stab mit einem an dessen Spitze befestigten gekrönten Käs in der Hand hielt. Auf dem obern Markt erwartete ihn eine aus den Dürkheimer Jungfrauen gewählte Königin, so wie auch den Marschall eine Gefährtin, und nachdem die Bürgerwache einen Kreis geschlossen, begannen beide mit ihren Gefährtinnen einen Tanz, wornach sich die Menge in das Königreich, ein dazu bestimmtes und auf drei Tage von allen Abgaben befreites Wirthshaus, zum Zechen und Tanzen begab.

Eine noch jetzt sich jährlich wiederholende Festlichkeit in Dürkheim ist der große Michaelismarkt, der, wegen der außerordentlichen Menge von Würsten, die dabei verzehrt werden, gewöhnlicher Wurstmarkt genannt und auf den am Fuße des Michaelsberges gelegenen sogenannten Brühlwiesen abgehalten wird. Die Stadt hat kaum Raum genug, um die Menschenmenge aufzunehmen, die an diesen Tagen von allen Seiten her zusammenströmt. Das Gewühl, das auf den großen, mit Buden bedeckten Wiesen stattfindet, ist unbeschreiblich. Eine ganze Welt im Kleinen stellt sich hier dem Auge dar. An allen Enden dampfen die Kessel, in denen Würste aller Art nach dem verschiedenen Geschmacke der Begehrenden gesotten und gebraten werden. Hier belustigt ein Harlekin durch seine Grimassen und künstlichen Sprünge die gaffende Menge; dort erhebt eine leichtfertige Harfnerin ihre heißere Stimme, während ihr zur Seite ein blinder Geigenspieler seinem Instrumente ohrzerreißende Töne abzwingt. Aus dieser Bude erschallt der lärmende Gesang lustiger Zechbrüder, aus jener das fremdartige Geschrei wilder Thiere. Hier bieten die Verkäufer mit prahlerischem Ton ihre Waaren aus, dort vermehren die gellenden Stimmen feilschender Juden das allgemeine Getöse. Kurz, das Ganze gewährt ein Bild, das für den Menschenbeobachter höchst interessant ist. Einen sehr guten Ueberblick über das wogende Gedränge hat man von dem Altane des Sauerbeck'schen Hauses, wo sich früher die fashionable Welt zu versammeln pflegte. — Seine Entstehung verdankt dieser Markt den Wallfahrten zu der Capelle des heil.

Michael, die sich ehedem auf dem Michaelsberge befand. Mit diesen Wallfahrten, welche vorzugsweise am Namenstage des Heiligen statthatten, war schon 1442 ein Jahrmarkt verbunden, der in früheren Zeiten auf dem Berge selbst, später aber, als derselbe immer mehr zunahm, auf den unten liegenden Wiesen abgehalten wurde, und das, was ihn eigentlich veranlaßt hatte, die Wallfahrten, nach und nach ganz verdrängte.

Als Badeort zieht Dürkheim, je mehr es bekannt wird, der Fremden mehr an. Es ist kein Luxus-, kein Spielbad, aber ein Heilbad. Seine Soolbäder sind von anerkannter Wirksamkeit. Die Frucht seiner Reben wird für die Traubencur nicht leicht übertroffen; mild und gesund ist das Klima, reich an Naturschönheiten die ganze Gegend. Der gesunde Gast findet Unterhaltung und Erholung auf nahen und entfernten Spaziergängen nach Orten, welchen Geschichte und Sage ein höheres Interesse verleiht; der kranke kann sich erholen in den nahen herrlichen Anlagen, welche den Curbrunnen und den Conversationssaal umgeben.

Als die interessantesten Puncte bezeichnen wir die Limburg, die Hartenburg, die Heidenmauer, den Teufelsstein, den Peterskopf und das Dorf Seebach, von denen weiter unten die Rede sein wird; ferner den Vigilius-Berg und Vigilius-Thurm, jetzt Joh. Fitz'schen Johannisberg, wo einst die Citadelle stand, die Kallstadter Ziegelhütte, das neue Thürmchen auf dem Fuchsmantel.

Nachdem wir nun unsere Wanderung am Haardtgebirge bis hierher vollendet haben, möchte es nicht unpassend sein, noch einige Worte über das edelste Erzeugniß dieses Gebirges, nämlich den Wein, zu reden, dessen Erzielung ein Haupterwerbszweig des größeren Theils der Bewohner ist, und worauf hauptsächlich der Wohlstand dieser ganzen Gegend beruht. Zwar werden am ganzen Gebirge hin Reben in Menge gezogen, doch beginnt der edlere Weinwachs erst bei Neustadt; je weiter hinab, desto vorzüglicher wird derselbe. Die besten und feinsten Weine werden erzeugt in Königsbach, Deidesheim, Ruppertsberg, Forst, welchen letztern drei von gründlichen Weinkennern der Preis zuerkannt wird, in Wachenheim, Dürkheim, Ungstein und Callstadt, dessen rother von solcher Güte ist, daß er von nicht Wenigen dem Burgunder vorgezogen wird. Doch auch an vielen andern Orten reift ein Wein, der sich in mancher Hinsicht vortheilhaft auszeichnet und

von Gutschmeckern mit Vergnügen getrunken wird. Die namhaftesten Sorten der pfälzischen Weine hat unser verehrter Landsmann, Herr Regierungsrath Butenschön, mit heiterem Humor in einem von den Vorzügen der Pfalz handelnden Gedichte besungen, dem wir hier zu unserem Zwecke folgende Strophen entlehnen:

Feurig auf seinem Horst
Sprudelt der Wein von Forst,
Callstadt schenkt Blut,
Frauenmilch Deidesheim,
Grävenhaus Honigseim,
Ruppertsberg Götterwein!

Dürkheim schöpft Nectarsaft,
Mark und Bein füllt mit Kraft
Herxheimer Oel;
Ungstein erweckt vom Tod,
Und wenn euch Gram bedroht,
Greift rasch zum Trost von Rhodt!

Narrenberg züngelt gern,
Süß schmeckt beim Freudenstern
Speyerer Gift;
Schalkhaft vom heitern Glan
Winkt uns Sanct Julian,
Auf stoßt die Gläser an!

Eisen zwar bricht die Zeit,
Doch gibt sie Festigkeit
Dem Lagerwein;
Ruhet sanft, Bockenheim,
Grünstadt und Asselheim,
Einst sollt ihr uns erfreun!

Unstreitig ist der Genuß des Weines nicht ohne Einfluß auf die bewegliche Natur des Pfälzers. Er trinkt seinen Wein gern in fröhlicher Gesellschaft, und wenn er auch dem Biere nicht abgeneigt ist, so stimmt er doch im Allgemeinen dem Kaiser Julian bei, der in seiner bittern Laune das Bier mit folgendem Epigramme beschenkt hat:

Wer, und woher bist du? Wein? Nein, beim wahrhaftigen Bacchos,
Nicht erkenn' ich dich an; ächten verleihet nur Zeus.
Dieser ist Nectar, du aber bist Böcksler; wahrlich dich haben
Kelten aus Aehren gebraut, weil sie der Trauben entbehrt.
Erdsohn soll man darum dich nennen, nicht göttlich Erzeugten,
Malzentspross'nen vielmehr, Brummer, nicht Bringer der Lust.

Das Neustadter Thal.

Wir wenden uns nun von der Ansicht in die Ebene weg, um uns in die Hauptthäler des Gebirges zu begeben, unter denen wir mit dem obengenannten Thale den Anfang machen. Dasselbe zieht sich, seiner ganzen Länge nach, in vielen Windungen zwischen hohen, großentheils mit Wald bewachsenen Bergen hin, und verengt sich an manchen Stellen so sehr, daß der Himmel dem Auge bloß wie ein breites Band erscheint. Die in demselben herrschende Einsamkeit wird auf angenehme Weise durch die Menge von Mühlen und sonstigen Werken unterbrochen, welche sämmtlich von der das Thal durchströmenden Speyerbach getrieben werden und auf eine Strecke von mehr als einer Stunde dem Wanderer willkommene Unterhaltung gewähren.

Dem Zuge des Thales folgen wir jedoch zunächst nur bis zu dem links der Straße einschneidenden Thälchen, das Schönthal genannt. Hier erblicken wir vom Wege aus die großartige, schön gelegene Tuchfabrik des Herrn Oehlert, deren Werke von einer Turbine neuester Construction bewegt werden. Auf der anderen Seite sehen wir die Papierfabriken der Herren Goßler und Gebrüder Knöckel, welche, so ausgedehnt sie auch schon waren, in den letzten Jahren durch neue Bauten und neue Maschinen eine bedeutende Erweiterung erhalten haben. Nachdem wir die ausgezeichnete Einrichtung dieser Fabriken in Augenschein genommen haben, ersteigen wir den zur Seite liegenden Berg, durch dessen Fuß der erste Tunnel der Eisenbahn führt und von dessen Spitze die Ruinen der Wolfsburg ernst herabblicken. Die Ansicht, welche unser Standpunkt uns hier gewährt, ist zwar beschränkt, hat aber nichtsdestoweniger ihre eigenen Reize, die, wenn sie uns auch nicht die früher genossene Aussicht vergessen machen können, doch groß genug sind, um uns für die Mühe, die Berghöhe erstiegen zu haben, zu entschädigen. Die Burg, welche zur Beschützung von Neustadt erbaut worden war und den jeweiligen Vizdumen zur Wohnung diente, muß, den noch vorhandenen Resten nach zu schließen, eine beträchtliche Ausdehnung gehabt haben und sehr fest gewesen sein. Ihre Festigkeit konnte jedoch nicht verhindern, daß sie 1525 von den Bauern zwei Mal erstürmt und ausgeplündert wurde. Ihren Untergang führten die bald nachher ausgebrochenen Kriege herbei.



Verlag von Al. Gottschick's Buchhandlung (E. Witter) in Neustadt a/H

Nach dieser schönen Ruine führt noch ein anderer, bequemer und sehr lohnender Weg vom Eingange des Dorfes Haardt aus. Längs des Bergabhangs fast in der Mitte der Höhe hinlaufend (neben einer verfallenen Capelle vorbei), bietet er entzückende Aussichten auf Thal, Stadt und Ebene. Dem Naturforscher zeigt er zugleich ausgedehnte Lager von Oolithen und Muschelkalk mit interessanten Versteinerungen, namentlich Enkriniten und Ammoniten.

Nachdem wir wieder in das Thal zurückgekehrt sind, bringt uns die dasselbe durchziehende Landstraße in einer kleinen Stunde zu dem seitwärts von der Straße gelegenen Flecken St. Lambrecht, das wegen seiner Tuchfabriken unsere Beachtung verdient. Seine Entstehung verdankt dasselbe einem Benedictiner-Kloster, welches der rheinfränkische Herzog Otto dem heiligen Lambertus zu Ehren 977 in dem auf dem linken Ufer der Speyerbach liegenden Dorfe Grävenhausen errichtet hatte. Kaiser Heinrich IV., ein Ururenkel des Stifters, schenkte 1065 dasselbe sammt allem Zugehör dem Bischof von Speyer zum Eigenthum. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde es den Dominicaner-Nonnen eingeräumt, die bis 1551 im Besitze desselben blieben, in welchem Jahre Kurfürst Friedrich II. mit Bewilligung des Papstes das Kloster einzog und dessen Gefälle der hohen Schule zu Heidelberg überließ. Als später das Oberamt Neustadt dem Pfalzgrafen Johann Casimir zugefallen war, nahm derselbe die aus Frankreich und den Niederlanden sich flüchtenden Reformirten, welche Schutz bei ihm suchten, auf und übergab ihnen unter andern auch das Kloster St. Lambrecht. Bald erhob sich nun hier durch die Bemühungen der Flüchtlinge, welche meistens aus geschickten Tuchmachern bestanden, ein ansehnliches Dorf, das bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges zu bedeutendem Flor gediehen war. Dieser Krieg aber, welcher viele von den Bewohnern zur Auswanderung veranlaßte, vernichtete den Wohlstand des aufblühenden Dorfes, welchen selbst die nach dem westphälischen Frieden eingetretene Ruhe nicht wieder auf seine vormalige Höhe zu erheben vermochte. Erst in der neueren Zeit hat der Ort durch erhöhete Betriebsamkeit und glückliche Benutzung der Umstände einen kräftigen Aufschwung erhalten und ist fortwährend in raschem Zunehmen begriffen. — Die in gothischem Styl erbaute große Klosterkirche ist noch vorhanden und ist Eigenthum der evangelischen Gemeinde, welche

ihren Gottesdienst darin abhält. Zu bedauern ist, daß das schöne Gebäude durch den Einfluß der Zeit viel gelitten hat.

Von St. Lambrecht setzen wir unsern Weg weiter fort bis zu der sogenannten Krenzbrücke, wo sich der aus dem Elmsteiner Thal herabkommende Speyerbach mit dem Hochspeyerbach vereinigt. Hier betreten wir den links von der Landstraße abführenden Weg, um in das eben genannte Thal einzudringen. Durch das Dörfchen Frankeneck hindurch, wo sich die große Papierfabrik der Herren Goßler befindet, gelangen wir dahin. Das Thal, das von hohen, mit Buchwald bedeckten Bergen gebildet wird, ist eng und wild. Sein rauher Charakter wird jedoch auf freundliche Weise durch die üppigen Wiesen gemildert, die sich zu beiden Seiten des Speyerbachs hinziehen. Ein hie und da an den Berghängen befindliches, mühsam bearbeitetes Ackerfeld gibt zu erkennen, daß das Thal nicht ganz von Menschen verlassen ist. Nach einer Wanderung von einer starken Stunde erblicken wir auf zwei einander gegenüber stehenden Bergen die Ruinen zweier alter Raubschlösser, links Spangenberg, rechts Erphenstein. Ersteres ruht auf einem kühn in die Luft hinausspringenden Felsen, gleich einem Raubthiere, das auf seine Beute lauert. Wohl mag vor Zeiten mancher friedliche Wandersmann hier die Gewaltthätigkeit des rohen Ritters zu beseufzen gehabt haben, der, trotzend auf die Festigkeit seines Felsennestes, den Gesetzen Hohn sprach. Nun aber droht keine Gefahr mehr. Offen stehen die Thore der Burg, die festen Thürme liegen nieder, und harmlose Vögel nisten in dem Gesträuche, das sich wuchernd aus den gesprengten Mauern hervordrängt. Außer wenigem anderen Gemäuer stehen bloß noch die vier Mauern des Hauptgebäudes, deren Inneres nur mit Hilfe einer Leiter zugänglich ist, da die Treppe, welche ehemals dahin führte, gänzlich zerstört ist. Gleichsam um das Bild der Zerstörung vollständig zu machen, liegen unten am Fuße des Berges auch neuere Ruinen, die von einem ehemaligen Maierhofe herzurühren scheinen. Der ehemalige Schloßbrunnen ist in dem, in einiger Entfernung von der Burg befindlichen sogenannten Stutengarten zu suchen, dessen Benennung darauf hinzudeuten scheint, daß dieser Raum, von dessen Umhägung noch viele Spuren sichtbar sind, vormals zur Pferdezucht benutzt wurde.

Eine weniger wilde, aber nicht minder schöne Lage hat die



Burg Erphenstein, von welcher sich noch ein Thurm von bedeutender Höhe erhalten hat. Dicht verwachsenes Gesträuch umgibt dieselbe von allen Seiten und macht den Zugang sehr beschwerlich, dessen wir uns übrigens um so leichter entheben können, als wir von dem gegenüber liegenden Spangenberg den schönsten Ueberblick über die Burg haben. Einen angenehmen Eindruck machen in dieser verödeten Gegend einige Bauernhäuser, welche unten am Berge liegen.

An geschichtlichen Nachrichten über beide Burgen fehlt es beinahe gänzlich. Von Spangenberg wissen wir bloß, daß es 1100 von dem Bischof Johann von Speyer seinem Hochstifte geschenkt worden ist. Ein gleiches Alter mag Erphenstein haben, wenigstens kommen schon sehr frühzeitig Ritter von Erphenstein vor. In der Fehde, welche Kurfürst Friedrich der Siegreiche gegen die Grafen von Leiningen führte, wurde 1470 die Burg, welche damals leiningisch war, von den Neustadtern erobert und eingeäschert. Vielleicht kam in jener Zeit dieselbe an die Herren von Dalberg, in deren Besitz wir später Erphenstein finden. Von seinem jetzigen Besitzer, Herrn Wolf in Wachenheim, darf Spangenberg manche Verschönerung erwarten.

Die Lage beider Burgen, welche bloß durch das schmale Thal von einander getrennt sind, mag zu der Volkssage Veranlassung gegeben haben, daß die beiderseitigen Burgherren, um desto leichter und schneller zu einander kommen zu können, ihre Burgen durch eine lederne Brücke in Verbindung mit einander gesetzt gehabt hätten.

Spangenberg und Erphenstein.

Düster in dem Abendstrahl
Blicken nieder in das Thal
Dort der Schwesterburgen graue Mauern;
Schweigen herrschet durch den Wald,
Der mit freundlicher Gewalt
Sie mit Grün umzieht wie aus Bedauern.

Dunkler wird es, und die Nacht
Kommt in schauerlicher Pracht
An des Himmels Wölbung aufgezogen,
Und ein geisterartig Wehn
Hört man durch die Bäume gehn,
Die im scharfen Nachthauch zitternd wogen.

Doch das Wehen wird zum Sturm,
Und vom halbgebrochnen Thurm
Schallet nun ein lauter Ruf in's Weite;
Stille wird's, und friedlich ruht
Berg und Wald, und helle Gluth
Ueberströmt die Schwesterburgen beide.

Nicht zertrümmert und zerstückt,
Nicht von Strauchwerk eng umstrickt,
Zeigen sie sich den erstaunten Blicken,
Bei des Zauberrufes Laut
Haben sie sich neu gebaut,
Stolz erhoben auf der Felsen Rücken.

Und was sich in alter Zeit
Einst begeben, das erneut
Wieder sich, ein Wunder ist's zu sehen:
Eine Lederbrücke schlingt
Sich von Burg zu Burg und schwingt
Leicht sich in der Lüfte leisem Wehen.

Und der Ritter tritt hervor
Aus dem festverwahrten Thor
Und betritt die schwanke Lederbrücke;
Drüben harrt der Freund, den faßt
Ungeduld; in froher Hast
Eilt entgegen er mit heitrem Blicke.

Auf der Brücke Mitte stehn
Arm in Arm sie nun und sehn
Nicht der Brücke ungestümes Schwanken.
Weh! sie reißt, und tief hinab
Stürzen jene, wo Ein Grab
Sie umschließt, die Freunde sonder Wanken.

Weggestoben ohne Spur
Ist das Wahnbild; die Natur
Schlummert still, kein Lichtstrahl ist zu schauen.
Tief in Schutt und Trümmern ruhn
Wieder beide Burgen nun,
Ringsum eingehüllt in Nacht und Grauen.

Setzen wir unsere Wanderung durch das Thal weiter fort, so gelangen wir in etwa zwei Stunden nach dem Dorfe Elmstein, dem Sitze des Forstamtes, dessen Waldungen zu den schönsten der Pfalz gehören. Diese Waldungen nähren den größten Theil der armen Bewohner, indem sie ihnen im Holz-

machen und Holzflößen Gelegenheit zur Arbeit geben. In den letzten Jahren war hier die Armuth so groß, daß sie die Fürsorge der Regierung, des Johannisvereins und der Privaten mehr als irgendwo in Anspruch nahm. Besonders thätig für die Armen bewies sich der k. Forstamtsactuar Jacobi, indem er namentlich die Beschäftigungsanstalten, die Holzschuhfabrik und Strohflechterei, ebenso umsichtig als menschenfreundlich leitete. — Sehenswerth ist hier eine Burgruine und die nach dem Plane des Professors Voit im byzantinischen Style erbaute Kirche. — Gute Fußgänger mögen weiter wandern nach Johannis-Kreuz bis nach Trippstadt in das Karlsthal und zu den ausgedehnten Gienanth'schen Eisenwerken. Vielfacher Genuß wird sie für den Gang lohnen. Wir kehren auf demselben Wege in das Neustadter Thal zurück, in welchem wir bald, wenn wir's nicht vorziehen, in Grävenhausen in die Wagen der Eisenbahn zu steigen, das Dörfchen Neidenfels mit den Ruinen zweier Burgen erreichen. Zur Rechten zeigen sich die Ueberreste der Burg Neidenfels, welche erst im 14. Jahrhundert erbaut worden zu sein scheint. Bei der pfälzischen Ländertheilung fiel dieselbe in das Loos des Kurfürsten Ludwig III., der, so wie die folgenden Pfalzgrafen, verschiedene adlige Geschlechter damit belehnte, bis sie unter Kurfürst Carl Ludwig eingezogen wurde. Der Hang des Schloßberges ist im vorigen Jahrhundert von dem Forstmeister Glöckle, der bei den Ruinen auch eine Clause erbauen ließ, in eine zierliche Anlage umgeschaffen worden.

Die zur andern Seite auf ungeheuern Felsen ruhenden Mauertrümmer sollen von der Burg Lichtenstein herrühren, welche schon 1281 völlig zerstört wurde. Die Veranlassung zu dieser Zerstörung waren die räuberischen Eingriffe, welche die Besitzer der Burg in das Eigenthum machten, das die Stadt Speyer hier besaß. Der ewigen Neckereien müde, erwählte die Speyerer Bürgerschaft 1280 Johann von Lichtenstein, der mit seinen Verwandten in Uneinigkeit lebte, um guten Sold zum Hauptmann der Stadt, unter der Bedingung, daß er jene Burg zerstöre. Dieser erstürmte die Burg und steckte sie in Brand. Eine deßhalb erhobene Klage schlichtete der Kaiser durch einen Vergleich mit dem Verbot, hier wieder ein festes Schloß zu erbauen.

Ohne weiteren Aufenthalt eilen wir nun durch das Dorf Weidenthal, das sich durch seinen Gemeindereichthum aus-

zeichnet und jetzt Gelegenheit hat, seine vortrefflichen Bausteine mittelst der Eisenbahn in weiter Ferne zu verwerthen und dadurch seinen Reichthum noch zu vermehren, dem Dorfe Frankenstein am Ende des Thales zu, welches in seinem westlichen Theile das Frankensteiner Thal genannt wird. Nicht weit vom Anfange des Dorfes finden wir zur Verkürzung des Wegs den Berg von der Straße durchschnitten. Eine Inschrift an einem Felsen zur Rechten: **Rupem pandit, viam condidit Maximilianus Josephus MDCCCXIV.**, sagt uns, wann und von wem dieser Bergeinschnitt, der damals für ein großes Werk galt, ausgeführt wurde. Mit großer Feierlichkeit, Musik, Reden und dem unvermeidlichen Festessen und unter dem Zudrange vieles Volkes wurde die Fahrt durch denselben eröffnet. — Was ist er heute im Vergleich mit den riesigen Werken der Eisenbahn, welche auf der kurzen Strecke von 6 Stunden durch 12 Tunnel geht.

Wir befinden uns hier an einem der schönsten Punkte des inneren Gebirgs. Lang gedehnt zieht sich das Dorf in dem engen, wildromantischen Thale hin. Zu beiden Seiten ragen hohe, steile Berge empor mit mühsam angelegten und mühsam gebauten, nur spärlich nährenden Aeckerchen an den Abhängen und mit schroffen Felsen auf den Spitzen. Mitten im Thale auf abschüssiger Höhe erscheinen die Ruinen der Burg Frankenstein mit ihren rothen Mauern, die mit dem Felsen, auf dem sie ruhen, Eins zu sein scheinen. Steil ist der Pfad, der hinauf führt, aber überraschend ist der Blick hinab in das tiefe Thal auf die lachenden, kostbaren Wiesen, die mit ausgezeichnetem Fleiße angelegt sind und ihr üppiges, frühes und oft erneuetes Grün dem befruchtenden Wasser des Hochspeyerbachs verdanken, der sie lieblich durchschlängelt. Die wenigen Reste der Burg, deren tief untersten Grund jetzt die Locomotive mit ihrem Wagengefolge sausend und pfeifend durcheilet, zeugen von deren ehemaliger Festigkeit. Gegen Westen diente ihr eine ungeheure Felswand zum Schutz, die übrigen Seiten wurden von Thürmen geschirmt, von denen noch einzelne Trümmer sichtbar sind. Dichtes Gesträuch hat den mächtigen Schutthaufen überwachsen, der auch jetzt noch wie ein Herrscher voll Majestät über den Häusern des untenliegenden Dorfes thront.

Wann und von wem die Burg erbaut worden sei, läßt sich nicht genau angeben. Man vermuthet, daß dieselbe zum Schutze der unten durch das Thal ziehenden Straße nach Lothringen

d Kunstverlag in Carlsruhe

FRANKENSTEIN.



[illegible]

IM FRANKENSTEINER THAL



R. Höfle del. — J. Poppel sc.

DIEMERSTEIN MIT VILLA.
(RHEIN-PFALZ)

angelegt worden sei, und zwar unter der Herrschaft der Rheinfranken, wofür der Name der Burg zu sprechen scheint. Als Eigenthümer derselben erscheinen die Aebte von Limburg, von welchen sie den Grafen von Leiningen zu Lehen gegeben war. Schon 1159 kommt Helger von Frankenstein als leiningischer Burgmann vor, der die Burg von den Grafen von Leiningen als Afterlehen inne hatte. Bei der leiningischen Theilung 1317 kam Frankenstein an den Grafen Joffried, den Stifter der Leiningen-Hartenburger Linie, der sie seinem Sohne aus erster Ehe, Fritzmann, dem Stifter der Rixinger Linie, überließ. Die Nachkommen dieses letztern blieben etwa nur ein halbes Jahrhundert in deren Besitz, indem sie dieselbe zuerst verpfändeten und 1416 an die Grafen Philipp von Nassau, Emich VI. von Leiningen und den Ritter Diether von Inseltheim verkauften. Frankenstein besaß nun drei Herren, unter denen, wie gewöhnlich, die Einigkeit nicht lange dauerte; doch wurden alle Zwistigkeiten auf rechtlichem Wege beigelegt.

Die Burg scheint schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nicht mehr bewohnt, oder wohl auch in den Kriegen des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen zerstört worden zu sein; wenigstens mußten 1471 die Grafen von Leiningen, als Verbündete des Herzogs Ludwig von Zweibrücken, dem Kurfürsten geloben, sich ihres Antheils an Frankenstein nie mehr gegen die Pfalz zu bedienen. Später wurde die Burg nur noch als Gefängniß verwendet. Von ihren späteren Schicksalen ist nichts weiter bekannt, als daß sie im dreißigjährigen, so wie in den folgenden Kriegen, immer als fester militärischer Punkt zur Deckung des Thales benutzt wurde.

Am westlichen Ende des Dorfes, wo das Posthaus steht, verlassen wir die Landstraße und richten unsere Schritte in das rechts abführende Seitenthälchen. Leicht kann der Unkundige versucht werden, dasselbe keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, da es, von der Landstraße aus angesehen, gar nichts darbietet, was zu einer näheren Besichtigung veranlassen könnte. Aber man lasse sich durch den ersten Anblick nicht irre führen! Kaum sind wir an der ersten Windung, welche das Thälchen macht, vorüber, so bietet sich uns eine überraschende Ansicht dar. Vor uns liegt, auf mächtigen Felsenmassen sich erhebend, die Burg Diemerstein, deren röthliche Thürme und Mauern lieblich aus dem Waldesgrün hervorschimmern. Weißstämmige Birken wurzeln

in den Mauern und strecken ihre Zweige lustig hinaus in die Luft, als freuten sie sich des Sieges, den sie über das öde Gestein davon getragen. Dem wildschönen Gemälde dient als reizende Staffage die Mühle, die am Fuße des Berges liegt, gleichsam als Wahrzeichen, daß die Zeit, wo der Ritter vom Raube lebte, vorüber ist, und der Wanderer sich ungefährdet des Genusses der ihn umgebenden Natur erfreuen kann. Rundum ist die Burg, wie von einem unersteiglichen Walle, von gewaltigen Felsen umgeben, durch deren Sprengung ein Graben vor derselben gebildet wurde, den eine hohe, thurmartige Mauer schützt. Nirgends zeigt sich ein Eingang in das Innere. Nur vermittelst einer Leiter läßt sich durch eine Oeffnung dahin gelangen. Die ganze Beschaffenheit der Burg berechtigt zu der Vermuthung, daß dieselbe ein Raubschloß war, wozu kaum irgend eine andere Stelle sich besser hätte eignen können.

Die Quellen zur Geschichte der Burg fließen sehr spärlich. Die Zeit ihrer Erbauung scheint in das 12. Jahrhundert zu fallen, wenigstens kommt schon 1221 ein Niebelung von Dimarstein vor, dessen Familie ihren Namen von unserer Burg hatte. Nach dem Aussterben dieser Familie kam Diemerstein an andere Familien, welche die Burg bis zum 15. Jahrhundert als Ganerben gemeinschaftlich besaßen, in welcher Zeit die Kurfürsten von der Pfalz dieselbe an sich kauften. Kurfürst Philipp belehnte 1478 die Ritter von Weingarten damit, die jedoch nicht lange im Besitze derselben blieben, indem schon 1527 Christoph Bonn von Wachenheim als alleiniger Besitzer derselben erscheint. Nach Erlöschung des Bonnischen Geschlechtes fiel Diemerstein wieder an die Kurfürsten zurück. Der Pfalzgraf Johann Casimir, welchem mit dem Oberamte Lautern auch diese Burg nebst allen Zugehörungen zur Nutznießung angewiesen war, verbesserte deren Erträgnisse bedeutend, zu welchem Zwecke er schon früher die hier befindliche Mühle von den genannten Bonn angekauft hatte. Nachdem Diemerstein nach dem Tode Johann Casimirs wieder an die Pfalz gekommen war, wurde es nicht mehr zu Lehen gegeben, sondern bloß von einem Gefäll-Verwalter bewohnt. Die Zerstörung der Burg führte vermuthlich der Reunionskrieg herbei.

Gegenwärtig ist der Anblick der Burg ein ganz anderer. Ihr jetziger Besitzer, der k. Baurath von Denis, hat sie kunstsinnig in ein herrliches Schlößchen mit ausgedehnten Anlagen umgewandelt, und sie ist noch anziehender und überraschender



J. Poppel sc.

[illegible]KHEIMER THAL

[illegible] MAUER AUS AUFGENOMMEN

als früher und sicher der vielen Besuche werth, deren Ziel sie in neuerer Zeit mehr als je geworden ist.

Das Dürkheimer Thal.

Reicher an interessanten Partien, als das Neustadter Thal, ist das Thal, welches wir jetzt betreten. Mehr belebt und abwechselnder, als jenes, führt es die verschiedenartigsten Scenen vor das Auge, die theils durch ländliche Ruhe und Einfachheit, theils durch ergreifende Großartigkeit und Erhabenheit sich auszeichnen und einen um so tiefern Eindruck zurücklassen, als sich an viele der bemerkenswerthesten Punkte wichtige historische Erinnerungen knüpfen.

Gleich hinter Dürkheim auf dem Kastanienberge gegen Nordwest finden wir die sogenannte Ring- oder Heidenmauer, ein merkwürdiges Denkmal der Vorzeit, über dessen Bestimmung man bis jetzt noch nicht im Klaren ist. Der Berg, der auf einer Seite durch einen Graben von dem übrigen Gebirge getrennt und von den andern Seiten sehr steil ist, bildet oben eine Hochebene von ungefähr einer halben Stunde im Umfange. Auf dieser Fläche befinden sich viele Hügel, die aus aufgehäuften Steinen gebildet sind, und mehrere Gruben von verschiedener Größe. Die Mauer selbst, welche die ganze Fläche umschließt, besteht aus unordentlich über einander gelegten großen und kleinen Feldsteinen, hat am Boden eine Breite von 60—70 Fuß und ist ungefähr 8—9 Fuß hoch. Sie ist zwar an sechs verschiedenen Stellen durch Oeffnungen unterbrochen, der Haupteingang scheint jedoch an der östlichen Seite gegen Dürkheim hin gewesen zu sein.

Alle Untersuchungen, die man über das Alter und die Bestimmung dieser Mauer angestellt hat, haben noch zu keinem genügenden Resultate geführt. Gewöhnlich nimmt man an, dieselbe sei ein Werk der Römer, das zu dem Zwecke angelegt worden sei, um sich gegen das Andringen von Attila's Heer zu schützen. Attila selbst habe, nachdem die Römer den Ort verlassen, sein Lager daselbst aufgeschlagen, woher auch der Name Hunnenlager entstanden sei. Wenn es nun auch sehr wahrscheinlich ist, daß Römer auf dem Berge waren, was die vielen auf

dem umgrenzten Raume gefundenen römischen Münzen zu bezeugen scheinen, so widerspricht doch die ganze Construction und die Lage des Werkes der Annahme, daß die Römer die Urheber desselben seien. Möglich ist es wohl, daß die Römer diese Art von Bergfestung gelegenheitlich benutzten, was jedoch auch nur vorübergehend geschehen sein muß, weil sich von einem längern Aufenthalt wohl Spuren finden würden; die Entstehung derselben aber scheint einer weit früheren Zeit anzugehören und einem Volke zugeschrieben werden zu müssen, das von der Befestigungskunst nur die rohesten Begriffe hatte und sich hierin ganz von den Römern, so weit wir dieselben kennen, unterschied. Nicht Germanen aber, sondern Celten, die sich mit jenen lange um den Besitz der schönen Rheinebene gestritten, scheinen dieses Volk zu sein. Denn die Germanen verachteten, gleich den Spartanern, feste Mauern und Verschanzungen, „als Schutzwehren der Knechtschaft", während es bei den celtischen Stämmen nach dem Zeugnisse Cäsar's Sitte war, an schwer zugänglichen Plätzen, auf Bergen, in Wäldern und Sümpfen sich feste Zufluchtsorte zu gründen. Die Heidenmauer ist daher wohl als ein vorgermanisches und sonach als eins der ältesten Denkmale zu betrachten. Sie hatte zum Zweck, als Zufluchtsort zu dienen, wenn man feindlichen Einfällen nicht widerstehen konnte. Eine andere hiervon abweichende Meinung, welche jedoch die Wahrscheinlichkeit der ersteren um nichts vermindert, ist, daß unsere Hochebene dem Volke zum Versammlungsplatze gedient habe, wenn auf dem nahen Teufelsstein, von dem bald mehr zu sagen sein wird, Opfer abgehalten worden seien, und daß man, weil die feindlichen Stämme sich gerne bei Opferversammlungen einander zu überfallen pflegten, die Mauer zum Schutze gegen solche Ueberfälle aufgeführt habe. Welche Bedeutung die innerhalb der Mauer befindlichen Vertiefungen und Steinhügel gehabt haben mögen, ist ganz ungewiß; denn die Vermuthung, die man sich schon erlaubt hat, daß dieselben als Feuerstätten benutzt worden seien, ist doch wohl zu gewagt. — Aehnliche Anlagen finden sich auf dem Odilienberge im Unterelsaß, so wie kleinere, jedoch größtentheils zerstörte, zwischen Dürkheim und Wachenheim und bei Deidesheim.

Für die Freunde der Romanlectüre sei bemerkt, daß unsere Heidenmauer dem Romanschreiber Cooper das Sujet zu seinem Werkchen: „Die Heidenmauer oder die Benedictiner" gegeben hat.

Die herrliche Aussicht, welche wir von diesem Berge in das Thal hinab mit seinen Ruinen und Dörfchen so wie hinaus in die weite Ebene haben, genießen wir in noch größerem Maße von der höher gelegenen Anhöhe, auf welche wir durch die an der nördlichen Seite der Ringmauer befindliche Oeffnung gelangen. Nachdem wir dem prachtvollen Landschaftsgemälde, das sich hier vor unsern Blicken in unvergleichlicher Schönheit entrollt, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenden wir uns zu dem einzeln aus der Erde sich erhebenden Teufelsstein, einem ungefähr 22 Fuß langen sandsteinartigen Felsen. Gegen Norden, von welcher Seite her man denselben besteigen kann, hat er mehrere stufenförmige Absätze, welche, ob durch Kunst oder Natur gebildet, wahrscheinlich die Stelle einer Treppe versahen. Ganz oben auf dem Felsen befindet sich eine große Vertiefung, welche wieder drei kleinere Vertiefungen in sich faßt, von denen aus an drei verschiedenen Seiten des Felsen ziemlich breite Rinnen hinab zur Erde führen. Die ganze Beschaffenheit des Steines, den früher Manche in ihrer abenteuerlichen Gelehrsamkeit für ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Sündfluth erklärt haben, scheint es außer Zweifel zu setzen, daß er in der Vorzeit zu einem Opferaltare diente. Die Volkssage will jedoch hiervon nichts wissen, sondern gibt in ihrer poetischen Geschäftigkeit sowohl dem Felsen selbst als den an demselben erscheinenden Vertiefungen einen übernatürlichen Ursprung.

Der Teufelsstein.

I.

Wie lustig regen sich die Hände
Bei Limburgs prächt'gem Klosterbau!
Bald naht er dem ersehnten Ende,
Schon ragt er hoch in's Himmelsblau.

Das große Werk, es ist gelungen,
Die Kuppel wölbt sich stolz und kühn,
Und schlank erheben, leicht geschwungen,
Die Thürme sich darüber hin.

Wohl haben Alle unverdrossen
Dem Werk gewidmet ihre Kraft,
Dem Herrn zu Ehren, der vergossen
Sein Blut für uns am Kreuzesschaft.

Doch unter Allen sah man Einen,
Der unermattet Tag und Nacht
Sich schleppte mit den schwersten Steinen,
Aus weiter Ferne hergebracht.

Vielleicht ein Sünder war's, getrieben,
Zu suchen der Versöhnung Glück?
Wohl war's ein Sünder, doch ihm trüben
Der Reue Thränen nie den Blick.

Der Teufel war's, ihm ward berichtet,
Ein Wirthshaus solle hier erstehn,
Drum hatt' er willig sich verpflichtet,
Handlangerdienste zu versehn.

II.

Zum Hochamt rufen laut die Glocken,
Von allen Seiten drängt die Schaar
Der Gläubigen sich mit Frohlocken
Zum kerzenhellen Hochaltar.

Des Chores Feiertöne wogen
Zur Weihe durch das Gotteshaus.
Der Teufel merkt, er sei betrogen,
Und fährt in wildem Grimm hinaus.

Was soll er thun? Sein ganzes Dichten
Ist nun zur Rache hingewandt;
Nicht säumen will er, schnell vernichten
Will er das Werk der eignen Hand.

Tief stürzet er voll Schadenfreude
Hinab sich in der Erde Schoos
Und wühlt aus ihrem Eingeweide
Der Felsen fürchterlichsten los.

Und eilet damit zu der Höhe,
Die gegenüber sich erhebt,
Wo Limburg's Tempel in der Nähe
Mit seinen Thürmen aufwärts strebt.

Zertrümmern will er das Gebäude,
Das sich durch seine Kunst gefügt,
Das bald nur Trauer weckt, nicht Freude,
Wenn nun des Satans Tücke siegt.

III.

Im Himmel anders ist's beschieden,
Das Kloster steht in seiner Hut;
Nicht stören darf den Gottesfrieden
Des Frevlers unheilvolle Wuth.

Schon hat er sich zum Wurf bereitet,
Da blendet Lichtglanz seinen Blick;
Ein Himmelsbote, weiß gekleidet,
Hält ihm die rohe Hand zurück.

Was willst du thun? spricht sanfter Stimme,
In Glanz zerfließend, die Gestalt;
Der Teufel flucht in seinem Grimme,
Doch ihm entfällt der Stein alsbald.

Ermattet fühlt er seine Glieder
Unfähig jetzt zu allem Thun;
Er setzt sich auf den Felsen nieder,
Um Kraft zu sammeln und zu ruhn.

Doch wie er sitzt, faßt ihn Entsetzen:
Der Stein erweicht sich unter ihm;
Wuth muß ihm nun die Kraft ersetzen,
Er springt empor mit Ungestüm.

Und knirschend will den Stein er schwingen,
Um ihn zu schleudern auf sein Ziel.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Er ist der höhern Mächte Spiel.

Stets rollt der Stein aus seinen Händen,
So oft er ihn auch fassen will.
Er kann die Unthat nicht vollenden
Und fliehet fort mit Wuthgebrüll.

Und wo er saß, sieht man die Spuren
Tief in den Felsen eingedrückt,
Und wo hinein die Krallen fuhren,
Da wird der Griffe Mal erblickt.

Noch ruhet auf derselben Stelle,
Ein stummer Zeuge und allein,
Wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
Auf hohem Berg der Teufelsstein.

Vor uns gegen Nordwest erblicken wir den **Peterskopf**, einen der höchsten Berge der Pfalz. Niemand versäume, den

1530 Fuß hohen Gipfel zu ersteigen. Ein ergreifendes Schauspiel wartet unser oben. Das gesegnete Rheinthal, begrenzt vom Donnersberg, von den Taunushöhen, dem Odenwald und dem Schwarzwald, dehnt sich in aller Pracht vor unsern Blicken aus und gibt uns einen Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, die, wenn auch verschwenderisch mit ihren Schätzen, doch immer noch neue in Bereitschaft hat, die unsere Dankbarkeit gegen sie erhöhen. Nicht weniger verdient unsern Besuch der westlich gelegene Heidenfelsen, der von regellos über einander gestürzten Felsmassen gebildet wird. Während sich uns gegen Osten die freundliche Aussicht in die Ebene öffnet, stürzt gegen Westen und Süden der Berg tief ab und zeigt dem Auge einen fürchterlichen Abgrund. Aehnliche Naturereignisse wie in dem Dahner Thale scheinen, wenn gleich in geringerer Ausdehnung, vormals hier stattgefunden und die sonderbaren Berg- und Felsbildungen hervorgebracht zu haben.

Wir verlassen nun die Berge und steigen in das Thal hinab. Hier finden wir nicht weit hinter Dürkheim auf einem abgerundeten, mitten im Thale freistehenden Berge die schönen Ruinen des ehemaligen Benedictiner-Klosters Limburg. Den Fuß des Berges schmücken das arme Dörfchen St. Grethen, die von dem Pfalzgrafen Johann Casimir angelegte Herzogsmühle mit dem dabei gelegenen Herzogsweiher, und in einiger Entfernung die von Obstbäumen beschatteten Häuser des Dörfchens Hausen, in dem das Auge noch einige mit Epheu überwachsene Trümmer des ehemals hier befindlichen Klosters gewahrt. Bietet der Berg schon, von dem Thale aus betrachtet, eine höchst malerische Ansicht, so gewährt er doch noch weit mehr, wenn wir seine Spitze erstiegen haben. Ein seltner Verein von Naturschönheiten umgibt uns hier. Rheinauf, rheinab dringt ungehindert der Blick und ergötzt sich an dem königlichen Strom, der wie ein breiter Silberstreif aus seinen grünen Ufern schimmert; unter uns liegt das von der Isenach durchströmte Thal mit seiner wilden Scenerie, und in der Nähe erscheinen im Waldesdunkel die Trümmer der Hartenburg. War es überhaupt kein leichter Entschluß, der Welt zu entsagen und hinter den Klostermauern sein Leben zu vertrauen, so mußte er doppelt schwer erscheinen für den, der hier, wo Alles zur Heiterkeit und zu frohem Genusse aufruft, von dieser Welt Abschied nahm, um fortan für eine andere Welt zu leben. Auch auf diese Stelle,



wo die schöne Gotteswelt sich in aller ihrer Herrlichkeit ausbreitet, finden des Dichters *) Worte in jeder Beziehung ihre Anwendung.

Wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß.

Die Ruinen des Klosters zeugen jetzt noch von dessen ehemaliger Ausdehnung. Noch ist von dem reichen Gebäude ein fein und zierlich gearbeiteter Thurm vorhanden, der allein, gleichsam um der jetzigen Welt einen Begriff von der Pracht des Ganzen zu geben und sie dessen Untergang um so schmerzlicher bedauern zu lassen, alle Stürme, die das Kloster trafen, überdauert hat und ehrfurchtgebietend das zusammengestürzte Gemäuer überragt.

An der Stelle, wo Limburg lag, hatten schon die alten rheinfränkischen Herzoge eine Pfalz, worin sie öfters Hof hielten. Der Name der Burg scheint von den Linden herzurühren, womit der Berg früher bewachsen war, denn alte Urkunden nennen dieselbe Lindburg. Als Grund, warum dieselbe in ein Kloster umgestaltet wurde, meldet die Ueberlieferung Folgendes: Als Kaiser Conrad II. sich einstmals zu Limburg aufhielt, verlor sein erster Sohn durch einen Sturz von einem Felsen hier sein Leben. Conrad's Gemahlin, die fromme Gisela, durch diesen Trauerfall auf's Tiefste erschüttert und betrübt, bewog hierauf den Kaiser, die Todesstätte ihres Sohnes Gott zu heiligen und die Stammburg in ein Gotteshaus zu verwandeln. Conrad, dessen Sinn ohnehin zu milden Stiftungen geneigt war, erfüllte die Bitte der trostbedürftigen Mutter mit kaiserlicher Freigebigkeit. Am 12. Juli 1030, als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne des Berges Gipfel vergoldeten, legte der Kaiser, umgeben von einem glänzenden Kreise von Herren geistlichen und weltlichen Standes, den ersten Stein zu der gelobten Kirche. Wie sehr dem Kaiser das angefangene Werk am Herzen

*) Uhland's Ernst, Herzog von Schwaben.

lag, und wie eifrig er dessen Vollendung betrieb, geht daraus hervor, daß schon 1032 die Abtei Limburg errichtet war und unter den Schutz der Bischöfe von Speyer gestellt wurde. Im Jahre 1035 kam der Kaiser selbst nach Limburg und begabte es reich mit vielen seiner eigenen Güter. Zwölf Jahre lang wurde unausgesetzt auf kaiserliche Kosten an der Kirche gearbeitet, deren Vollendung Conrad jedoch nicht mehr erlebte. Er starb 1039 zu Utrecht, nachdem er im December des vorhergehenden Jahres die neue Abtei zum letzten Male besucht hatte. Doch hatte er dafür gesorgt, daß durch seinen Tod das Werk nicht in Stocken gerathe, indem er seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich III., die Vollendung des angefangenen Baues anempfohlen hatte.

Heinrich erfüllte treulich den Wunsch seines Vaters; doch erst 1042 war die Kirche so weit vollendet, daß sie feierlich eingeweiht werden konnte, wobei sie das h. Kreuz und den Evangelisten Johannes zu Patronen erhielt.

Die durch Frömmigkeit und Mutterschmerz hervorgerufene Schöpfung stand nun als ein wahres Prachtwerk da, würdig seiner kaiserlichen Stifter, von dem der Benedictiner-Abt Trithemius erklärte, er erinnere sich nicht, jemals eine größere und prächtigere Kirche seines Ordens gesehen zu haben. Ein gleicher Thurm, wie der noch vorhandene, befand sich auf der entgegengesetzten Seite der Kirche. Zwischen beiden erhob sich der Hauptthurm mit sechs Glocken. Ungefähr in der halben Höhe des noch stehenden Thurmes befindet sich jetzt noch eine kleine Gallerie, die früher von einem eisernen, stark vergoldeten Gitter umgeben war. Auf der hintern Wand dieser Gallerie, in welcher ehedem auch die Uebergabe des Klosters an den h. Benedict durch die aus weißem Sandstein verfertigten, lebensgroßen Bilder Conrad's II. und des Heiligen dargestellt war, zeigte sich die östliche Ansicht von Limburg in Stein und in halb erhabener Arbeit ausgehauen. Der Haupteingang, der durch den mittleren Thurm zur Kirche führte, war mit Bildhauerarbeiten geschmückt, die in geschmackvoller Gruppirung eine Kreuzigungsscene darstellten.

Das Innere der Kirche übertraf noch an Pracht deren Aeußeres. Ein Raum von 350 Fuß in der Länge und 140 Fuß in der Breite dehnte sich vor dem Eintretenden aus. Vom Eingange an bis zum Chor wurde das mächtige Gewölbe von

zwanzig Säulen getragen, von denen jede zwei Ellen dick und ohne das Fußgestell und das Capital 20 Ellen hoch und aus Einem Steine gearbeitet war. Die Decke und die Wände der Kirche waren mit Frescogemälden verziert, und farbige Glasscheiben erfüllten das Heiligthum mit einem mystischen Helldunkel. Unter den zwanzig Altären zeichnete sich der Hochaltar durch seinen Glanz und seinen Reichthum an Gold und Edelsteinen auf bewundernswürdige Weise aus und zeugte von der maßlosen Freigebigkeit, womit dieser Tempel bedacht worden war. Hinter dem Hochaltar befand sich unter dem Conventschor die mit drei marmornen Altären geschmückte und von vier Säulen getragene Gruft der rheinfränkischen Herzoge. Im Chor war zur einen Seite das Grabgewölbe der Grafen von Leiningen, und zur anderen das der Aebte des Klosters.

Die ersten Zeiten des Klosters waren glückliche. Die salischen Kaiser wenigstens hatten dasselbe in ihre besondere Fürsorge genommen und unterließen nichts, was den Glanz und das Ansehen desselben vermehren konnte. Sie selber hatten sich das Recht vorbehalten, dem Kloster einen Schirmvogt zu setzen; welche Würde nacheinander verschiedenen Edlen zugetheilt wurde. Im Jahr 1206 aber übertrug, wie schon in der Geschichte Dürkheims bemerkt worden ist, Kaiser Philipp von Schwaben bei seiner Anwesenheit in Speyer die Schirmgerechtigkeit über die Abtei dem Grafen Friedrich I. von Leiningen, dessen Nachkommen sich in dem erblichen Besitze dieser Würde behaupteten und dieselbe nur zu oft zum Nachtheile des Klosters ausübten. Die ersten Zwistigkeiten zwischen den Aebten von Limburg und den Grafen von Leiningen erhoben sich dadurch, daß Graf Friedrich II. das Schloß Hartenburg auf dem Grund und Boden des Klosters aufführte. Zwar sicherte der Graf 1230 auf seinem Todesbette der Abtei eine angemessene Entschädigung zu, vergaß aber nach seiner Wiedergenesung seines Versprechens, das erst später von seinen Söhnen erfüllt wurde.

Unheildrohender wurden die Zeiten für das Kloster in der Fehde zwischen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz und dem Herzog Ludwig von Zweibrücken, in welcher die Grafen von Leiningen sich auf die Seite des Zweibrückers geschlagen hatten. Die Fußknechte des letztern, welche in Wachenheim lagen, überfielen 1470 in Verbindung mit den Leuten des Grafen Emich VII. Limburg und plünderten dasselbe rein aus, wobei nur die Hei-

ligthümer und die Bibliothek verschont blieben. Nach der bald darauf erfolgten Einnahme Dürkheims durch Friedrich I. stellte sich das Kloster unter den Schutz der Pfalz, um der fortwährenden Bedrückungen der Grafen los zu werden, wodurch es sich den Haß derselben in noch höherem Grade zuzog. Die Neckereien und Reibungen zwischen dem Abte und Emich VII. nahmen nun kein Ende mehr, was für das Kloster zuletzt die traurigsten Folgen herbeiführte.

Die sogenannte bayerische Fehde brachte endlich das dem Kloster schon längst drohende Gewitter zum Ausbruch. Ueber Kurfürst Philipp von der Pfalz war die Reichsacht ausgesprochen, was dem Grafen Emich VIII. von Leiningen eine erwünschte Gelegenheit darbot, sich sowohl für die erlittenen Demüthigungen an der Pfalz zu rächen als seinen Haß gegen das unter pfälzischem Schutze stehende Kloster auszuüben. Der Kurfürst hatte zwar zum Schutze des Klosters eine Besatzung von 400 Mann hineingelegt, während deren Anwesenheit der vorsichtige Abt die Bibliothek, die Kelche, die Briefschaften und die Kostbarkeiten der Abtei hatte nach Speyer bringen lassen. Diese Besatzung aber wurde am 29. August 1504, Nachts um 11 Uhr, plötzlich abberufen. Niemand im Kloster wußte etwas hiervon, außer der Kellermeister, der sogleich nach dem Abzuge der Pfälzer die Mönche weckte und denselben die beunruhigende Nachricht mittheilte, worauf sie den einmüthigen Beschluß faßten, die Abtei zu verlassen. Nachdem sie in dem Chore das vorgeschriebene Reisegebet verrichtet, nahmen sie unter Thränen von ihrer Kirche Abschied und verließen dieselbe bei Tagesanbruch, um sich nach Speyer zu ihrem Abte zu begeben, der dort am Fieber krank lag.

Kaum war dies geschehen, als Emich VIII. seine Besatzung von Hartenburg und einen Haufen Bauern aus Dürkheim, die sich nach Hartenburg geflüchtet hatten, gegen das verlassene Kloster ausrücken ließ. Was nach der Sage selbst der Teufel nicht auszuführen vermocht hatte, das sollte nun der Rache eines erbitterten Menschen gelingen. Alles wurde rein ausgeplündert und, um dem Ganzen eine der unedeln Gesinnung, womit die That unternommen worden war, würdige Vollendung zu geben, warfen die rohen Knechte des rachsüchtigen Grafen Feuer in die Gebäude. Zwölf Tage lang leuchtete das Feuer, das von den Hartenburgern sorgfältig unterhalten wurde, hinaus in das offene Land und verkündete weit umher den Untergang eines der

schönsten Werke, das Deutschland aufzuweisen hatte. Nach zwölf Tagen war an der Stelle, wo das allgemein bewunderte Gotteshaus sich erhoben hatte, nur noch ein Trümmerhaufen zu sehen.

Der Abt Machar beschwerte sich zwar auf der Reichsversammlung zu Cöln 1505 bei dem Kaiser, konnte aber mit seiner Klage nicht durchdringen, da Emich sich damit entschuldigte, er habe zu der Zerstörung des Klosters keinen Befehl gegeben. Da die damaligen bedrängten Zeitumstände nicht erlaubten, an eine baldige Wiederherstellung des Klosters zu denken, so zog der Abt mit einigen seiner Conventualen nach Wachenheim, wohin er die Abtei zu verlegen gedachte. Nachdem aber durch den Kurfürsten Ludwig V., 1510, zwischen dem Abt und dem Grafen von Leiningen eine Aussöhnung bewirkt worden war, wurde ernstlich daran gedacht, das zerstörte Kloster wieder aufzubauen, wobei der Kurfürst allen möglichen Vorschub leistete. Der Bau rückte indessen nur langsam voran. Noch vor seiner Vollendung wurde er, 1525, von den aufrührischen Bauern überfallen, die sich jedoch mit dessen Ausplünderung begnügten. Endlich 1554 war die Kirche so weit wieder hergestellt, daß die erste Messe darin gelesen werden konnte.

Mittlerweile waren jedoch die Zeiten für das Klosterwesen minder günstig geworden. Die Reformation machte immer größere Fortschritte und hatte bereits Ansichten verbreitet, die für das Fortbestehen auch unseres Klosters nichts Gutes versprachen. Schon Kurfürst Ottheinrich hatte die Mönche vielerlei Beschränkungen unterworfen. Das Schlimmste aber mußte das Kloster unter Kurfürst Friedrich III. erfahren, der 1571 sämmtliche Güter und Gefälle desselben einzog und einen weltlichen Schaffner darüber setzte. Die wenigen, noch übrig gebliebenen Mönche begaben sich nach Dürkheim, worauf Limburg verlassen stand und aus Mangel an Unterhaltung nach und nach zur Ruine ward.

Im dreißigjährigen Kriege bestellte der Kaiser zwar wieder einen Abt über Limburg, derselbe konnte sich aber nur bis zum westphälischen Frieden behaupten, kraft dessen Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz in seine Lande und Gerechtsame wieder eingesetzt wurde.

Ein solches Ende nahm die Abtei Limburg, die in den Annalen des Klosterwesens als eine der ersten glänzt, die in ihren Anfängen mit Vorliebe von Deutschlands Kaisern bedacht, Jahrhunderte lang sich in hoher Blüthe erhielt und, nachdem

sie auf schreckliche Weise den Wechsel aller menschlichen Dinge erfahren und kaum wieder aufzublühen begann, als ein Opfer der veränderten Ansichten und Meinungen fiel.

Aus der Zeit des Wiederaufbaues des Klosters ist folgende Inschrift über dem Eingange zum Conventschor: **Conradus II. cenobium istud fundavit a. d. 1035. Sigfridus de Bergen abbas hoc opus fieri fecit a. d. 1551. Ut inceptum perge.**

Eine neue Inschrift besorgte der Stadtrath von Dürkheim, der nicht bloß einen bequemen Weg nach den Ruinen anlegen, sondern auch die ganze Anhöhe in eine schöne Anlage umwandeln ließ. Diese Inschrift lautet: „Ruinen der Benedictiner Abtei Limburg. Den Grundstein dazu legte am 12. Juli 1030 Morgens 4 Uhr der Kaiser Konrad II., der Salier, der am selben Tage Mittags 1 Uhr auch den Grundstein zum Dome zu Speyer legte. Die Abtei wurde niedergebrannt am 30. August 1504 in einer Fehde zwischen Kurpfalz und Leiningen, unvollständig erneuert 1554, von 1574 an aber dem Verfall überlassen. 1843 kam sie in den Besitz der Stadt Dürkheim und wurde auf Kosten derselben von Gartendirector Metzger aus Heidelberg mit einer Anlage umgeben."

Der neue, durch Felsen gehauene Hohlweg heißt der Ludwigsweg und hat die Aufschrift:

„Den königlichen Majestäten
Ludwig und Therese
in dankbarer Verehrung
Dürkheim und Grethen
den 25. August 1852."

Unten an der hinteren Seite des Berges liegt in einem abgeschiedenen Thälchen das Dörfchen Seebach, in dem sich seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts ein dem Abte von Limburg untergebenes Benedictinernonnen-Kloster befand, dessen Kirche sich bis jetzt noch ziemlich wohl erhalten hat. Unter den Nonnen scheinen zu verschiedenen Zeiten große Unordnungen eingerissen zu sein, denn wir finden, daß es mehreremale für nöthig erachtet wurde, denselben die Klosterregeln auf's Nachdrücklichste einzuschärfen. Ob die allzugroße Nähe von Limburg der Beobachtung der Klosterzucht unter den Nonnen förderlich gewesen sei, steht dahin. Das Volk wenigstens, zum Glauben an Liebesabenteuer gar geneigt, erzählt von einem unterirdischen Gange, der von Limburg nach Seebach geführt habe, und der zu dem



Zwecke angelegt gewesen sei, um die Communication zwischen beiden Klöstern zu erleichtern. Auch das Kloster Seebach hatte viel über Bedrückungen von Seiten der Grafen von Leiningen, welche Schirmvögte über dasselbe waren, zu klagen, wie wir aus dem Briefwechsel, den die Aebtissin Richmodis von der Horst mit dem gelehrten Abte Trithemius 1505 in lateinischer Sprache führte, ersehen. Das Kloster erhielt sich bis zur Reformation, in welcher Zeit es ebenfalls von Kurpfalz eingezogen wurde.

Nach unserer Rückkehr in das Thal erblicken wir bald das Dorf Hartenburg, das seine Entstehung und seinen Namen dem oberhalb desselben gelegenen Schlosse des Grafen von Leiningen verdankt. Die Hartenburg selbst erhielt ihren Namen von dem Haardtgebirge, in welchem sie gelegen ist. Sie ruht auf einem von allen Seiten sehr steilen Berghange, der von dem Berge selbst durch eine hohe Felswand geschieden ist. Da sie erst in der neueren Zeit zur Ruine geworden ist, so sind die Ueberreste derselben noch sehr bedeutend. Ueber dem breiten Thorwege, welcher in den Burghof führt, in dessen Mitte sich der sehr tiefe, jetzt verschüttete Brunnen befindet, war der Rittersaal, in welchen man durch das zur linken Seite befindliche Treppenthürmchen gelangte. In dem Hofe erblicken wir die dunkeln Eingänge in den von Emich VIII. angelegten Felsenkeller, neben welchem ein langer Gang zu dem auf Felsen gegründeten Hauptthurme führt, in dem vormals heimliche Gerichte gehalten worden sein sollen. Oberhalb des Kellers zur rechten Seite waren die Gemächer der Grafen, neben welchen sich die Johannes dem Täufer geweihte Capelle befand, und weiter hinauf die Rüst- und Wappenkammer. Die Verließe, von denen zwei noch zugänglich sind, finden wir in dem auf dieser Seite stehenden Thurme, von dem aus wir eine angenehme Aussicht in das freundliche Wiesenthal hinter Hartenburg haben. Gegen Nordosten war die Burg durch ein Vorwerk geschützt, dessen zwei mit unterirdischen Gängen versehene Thürmchen, die Münze genannt, noch vorhanden sind. Ein anderes Vorwerk, das einen der interessantesten Punkte der ganzen Ruine bildet, war der auf der südöstlichen Seite der Burg gelegene Lindenplatz, der mit uralten Linden und einer Allee wilder Kastanien bepflanzt ist. Von hier aus haben wir den schönsten Ueberblick über unsere Umgebung. Zu beiden Seiten erheben sich hohe, mit dunklem Wald bewachsene Berge, und unten erblicken wir das Thal mit seinen grünen

Wiesen und die Häuser des Dorfes, die um den Fuß des Berges gelagert sind. Der hervorstechendste Punkt aber, auf dem unsere Blicke am liebsten verweilen werden, ist Limburg's ehrwürdige Ruine, die das Ganze stolz überragt und gleichsam zürnend ob der vielen Mißhandlungen, die das Kloster von den Grafen hatte erdulden müssen, auf die Burg herabzublicken scheint.

Die Hartenburg wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts von dem Grafen Friedrich von Saarbrücken, einem Sohne Simon's II. von Saarbrücken und Lucard's, einer Gräfin von Leiningen, erbaut, der sich davon später bloß Friedrich, Herr von Hartenburg nannte. Nach dem Tode seines Oheims, des Grafen Friedrich I. von Leiningen, gelangte er jedoch in den Besitz von dessen Grafschaft und erscheint von dieser Zeit an als Friedrich II., Graf von Leiningen. Die Erbauung der Burg selbst gab schon, wie wir oben in der Geschichte der Limburg gesehen haben, Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen dem Grafen und dem Abte von Limburg, welche erst nach dem Tode des erstern durch dessen Sohn Friedrich III., dem die Hartenburg als Erbe zugefallen war, beigelegt wurden. Als ein charakteristisches Zeichen des Verhältnisses, das zwischen den Grafen und den Aebten bestand, kann uns übrigens der an dem oben erwähnten Treppenthürmchen eingemauerte, nach Limburg hinsehende Mönchskopf dienen, über den die Sage Folgendes erzählt: Ein Graf von Hartenburg hatte einst mit dem Abte von Limburg wegen verschiedener Gerechtsame einen Span. Alle deßfalls gepflogenen Unterhandlungen führten, da jeder hartnäckig auf seinem Rechte bestand, zu keinem Ende, bis zuletzt der Graf, scheinbar zur Aussöhnung geneigt, unter dem Vorwande, die Sache in Güte schlichten zu wollen, den Abt nach Hartenburg einlud, der denn auch der Einladung ohne Argwohn folgte. Der Graf schien sehr erfreut über seinen Besuch, bewirthete ihn köstlich und lenkte sodann die Rede auf die zwischen ihnen obwaltenden Zwistigkeiten. Da sich der Abt in jedem Stücke unnachgiebig zeigte, traten plötzlich auf ein Zeichen des Grafen Bewaffnete in das Gemach, die den Abt aller seiner Einwendungen ungeachtet auf Befehl ihres Herrn in das Verließ warfen. Zwar rückten die Klosterknechte von Limburg gegen Hartenburg aus, um ihren Herrn zu befreien, allein sie konnten gegen die feste Burg nichts ausrichten und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Die enge Haft änderte indessen des Abtes Gesinnungen, so daß er sich

endlich gütlich mit dem Grafen vertrug. Dieser entließ ihn mit einem Ehrentrunke, auf den der Spott der gräflichen Dienerschaft folgte, als der Abt die Burg verließ. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde der erwähnte Mönchskopf an dem Thürmchen eingemauert.

Der kriegerische Graf Emich VIII. ließ es sich auf's Eifrigste angelegen sein, die Burg nicht bloß sehr zu erweitern, sondern auch so stark zu befestigen, daß sie nur schwer einzunehmen war. Der jetzige Umfang der Burg und die noch stehenden Thürme rühren von ihm her. Als Emich, weil er gegen das Verbot des Kaisers dem Könige Ludwig XII. von Frankreich Hilfe geleistet hatte, in die Reichsacht verfallen war, wurde die Burg von dem Kurfürsten von der Pfalz belagert, aber durch die List von Emich's Gemahlin, Agnes von Eppstein, gerettet. Da diese nämlich Grund zu vermuthen hatte, daß sie die Burg weit eher von dem Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher das leiningische Schloß Grävenstein eingenommen hatte, werde wieder erhalten können, als von dem Kurfürsten von der Pfalz, so sandte sie Boten an jenen, mit der Bitte, unbemerkt nach Hartenburg zu kommen und die Burg in Besitz zu nehmen. Herzog Ulrich erfüllte diese Bitte, kam im Stillen herbei und nahm die Burg ein, wodurch die Unternehmung des Kurfürsten vereitelt, und die Burg dem leiningischen Hause wirklich erhalten wurde.

Die Vermählung Emich's XI. mit der Pfalzgräfin Elisabethe von Zweibrücken, 1585, gab Veranlassung zu bedeutenden Verschönerungen der Hartenburg, indem die Wohnungen erweitert und zu einer glänzenderen Hofhaltung eingerichtet werden mußten. Schon im Jahre vorher hatte Emich seiner künftigen Gemahlin zu Liebe an der südwestlichen Seite der Burg auch einen Lust- und Blumengarten anlegen lassen. In diesem Zustande blieb die Hartenburg, da der dreißigjährige Krieg ohne Schaden für sie an ihr vorüber ging, bis zum Reunionskrieg, in welchem sie ebenfalls von den Franzosen angezündet wurde. Da aber die festen Mauern und Gewölbe der Burg der Gewalt des Feuers trotzten, und die Franzosen sich nicht die nöthige Zeit nahmen, um das Werk der Zerstörung zu vollenden, so konnte das Feuer bloß dem Dachwerke Schaden thun; alles Uebrige blieb großentheils unbeschädigt, mit Ausnahme des großen Thurms, dessen Kuppel durch die Explosion des darin befindlichen Pulvers gesprengt wurde. Die Burg konnte deßwegen bald wieder in

bewohnbaren Stand gesetzt werden, und die Grafen hatten noch lange Zeit darin ihren Sitz.

Als später die Grafen ihre Residenz nach Dürkheim verlegten, blieb nur noch das Archiv in der Burg, in welcher, nachdem der Graf Carl Friedrich Wilhelm dieselbe vollständig in ihrer alterthümlichen Gestalt hatte wiederherstellen lassen, ein Oberförster mit einigen ihm untergebenen Förstern seine Wohnung hatte. Ihre Zerstörung hatte in der französischen Revolution statt. Zu Anfang derselben hatte ein Dürkheimer Bürger einen gezähmten Hirsch geschossen und war deßhalb von den Preußen, welche Dürkheim einige Zeit lang besetzt hielten, in das Verließ nach Hartenburg abgeführt worden. Durch das Einrücken der Franzosen wieder in Freiheit gesetzt, ritt derselbe, um sich für die ihm widerfahrene Unbill zu rächen, am 29. März 1794 mit französischen Jägern nach der Hartenburg und steckte dieselbe in Brand, wobei das Archiv, die alten Waffen, Rüstungen und sonstigen Geräthschaften ihren Untergang fanden. Die Ruine der Hartenburg, so wie die von Limburg, ersteigerten später einige Privaten von der französischen Regierung, mit der Bedingung, daß dieselben weder abgebrochen, noch ferner veräußert werden sollten.

Bis hierher hat uns das Thal lauter großartige Partien dargeboten. Der nachfolgende Theil desselben ermangelt zwar nicht mannichfaltiger Schönheiten, doch sind dieselben weiter auseinander gerückt und tragen mehr ein wildes Gepräge. Nicht weit hinter Hartenburg ruht gleich an dem Eingange in das erste rechts abführende Thälchen auf einer Anhöhe der Nonnenfelsen, an dessen Vorderseite wir eine Halle mit einer Art von Altar erblicken. An sich zwar hat dieser Felsen nichts Ungewöhnliches, doch ist er uns merkwürdig wegen der lieblichen Volkssage, die sich an seinen Namen knüpft. Einer der Grafen von Hartenburg, ein rauher, stolzer Mann, hatte eine Tochter Adelinde, die in ihrem ganzen Wesen das gerade Gegentheil von ihrem Vater war. Sanft und weichen Herzens, liebte sie mit aller Gluth einen Knappen, der durch sein edles Benehmen ihre Liebe zu gewinnen gewußt hatte. Heimlich und still war ihre Liebe, denn der harte Vater durfte nichts davon wissen. Endlich entdeckte der Graf durch einen unglücklichen Zufall das süße Geheimniß. Wüthend über die Verwegenheit seines Dieners, der es gewagt, seine Augen zu der Tochter seines Herrn zu

erheben, mißhandelte er Adelinden, und kaum noch konnte sich der Knappe vor dem Zorne des Ergrimmten retten. Um sich vor einer ähnlichen Schmach für die Zukunft zu sichern, wollte der Graf die Tochter nach seinem Sinne vermählen; diese aber wählte den Schleier, und zwar um so lieber, als der Geliebte in das gelobte Land gezogen war und dort den Tod gefunden hatte. In einem fernen Kloster beschäftigte sie sich nun, außer den geistlichen Uebungen, besonders mit der Kräuterkunde, um ihren Hang, den Menschen wohlzuthun, auf eine wirksame Art befriedigen zu können. Die Liebe zur Heimath aber erwachte in ihr und sie begab sich mit einer treuen Klosterschwester zurück in die Nähe von Hartenburg, wo sie sich auf diesem Felsen eine Hütte aufschlug. Bald wurde der Name der hilfreichen Nonne, deren Kunst manchen Kranken von seinem Uebel heilte, unter dem Volke bekannt, aber der stolze Graf hatte darauf keine Acht. Da vernahm einst Adelinde lautes Wehklagen, das aus der Burg bis zu ihrer Hütte drang. Dem Zuge ihres mitleidigen Herzens folgend, begab sie sich, um wo nöthig Hülfe zu leisten, hinüber in die Hartenburg und fand ihren Vater, der auf der Jagd gestürzt war, dem Tode nahe. Aller Leiden vergessend, die sie durch dessen Härte hatte erfahren müssen, bot sie ihre ganze Kunst auf, um das ihr theuere Leben des Vaters zu retten. Der Graf genas, ohne seine Retterin zu erkennen. Erst bei dem Besuche, den er aus Dankbarkeit mit seiner ganzen Familie der Nonne auf ihrem Felsen abstattete, erkannte er in derselben seine Tochter. Das Gefühl des großen Unrechts, das er derselben zugefügt, erweichte das starre Herz des Grafen so sehr, daß sein ganzes Wesen umgewandelt wurde. Er suchte durch alle mögliche Bitten Adelinden zur Rückkehr nach Hartenburg zu bewegen; doch sie zog vor, auf ihrem Felsen zu bleiben, wo sie nach einem segensreichen Leben starb, und der nach ihr der Nonnenfelsen genannt wurde. Noch kann man ihren Betaltar und die Einschnitte bemerken, wo Thüre und Riegel ihrer dürftigen Hütte befestigt waren.

Das sich nun immer mehr verengende Thal weiter verfolgend, kommen wir an mehreren Fabriken vorüber, bis das Thal sich plötzlich erweitert, und wir uns in dem sogenannten Jägerthale befinden, wo der Staat gegenwärtig eine Klenganstalt besitzt. Früher hieß dasselbe der Picard und erhielt seinen jetzigen Namen erst, als der Graf von Leiningen in der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier ein Jagdschlößchen mit einem Marstalle und das noch stehende Försterhaus erbauen ließ. Das Schlößchen wurde am 1. Februar 1794 von den Franzosen abgebrannt und liegt nun in Trümmern. Ein Schilderhaus bezeichnet noch den Eingang in dasselbe. Nicht weit davon, zur rechten Seite der Straße, hatte derselbe Graf von Leiningen an einer heimlichen von Bäumen beschatteten Stelle dem Idyllendichter Geßner zu Ehren ein Tempelchen erbauen lassen, das noch vor einigen Jahren stand und eine Zierde des Thales war. Muthwille hat dasselbe zerstört, und nur die umherliegenden Trümmer bezeichnen noch die Stelle.

Außer dem Hochberg, der zur Linken im Gebirge liegt und dessen Rücken eine ungeheuere, mit Bäumen und Gebüsch, bewachsene Felsenmasse bildet, bleibt uns nun noch als der interessanteste Punkt der ganzen Gegend der in der Nähe des Hochberges befindliche Drachenfels zu besuchen übrig, welchen der verdienstvolle Alterthumsforscher Lehne für einen Druidensitz hält. Hören wir dessen eigene Worte:

„Den schönen Ruinen des alten Klosters Limburg gegenüber, etwa zwei Stunden hinter Dürkheim, auf der linken Seite des romantischen Jägerthals, erhebt sich ein konisch gestalteter Berg. Alle andern Höhen, die ihn umgeben, sind mit Nadelhölzern bewachsen; er allein ist von hohen Eichen beschattet. Fast auf der Höhe desselben findet man einen Felsen, der, auf drei Seiten senkrecht aus dem Berge hervorreichend, oben eine ebene Terrasse bildet, auf welcher man, wie auf einer Heerstraße von etwa 25 Fuß Breite auf beiläufig 100 Fuß Länge, in das Freie zu einer prachtvollen Aussicht tritt. Man nennt ihn den Drachenfels. Kurz vor der linken Ecke der Terrasse steigt man hinunter und findet sich in einer Höhle, die wie ein Brückenbogen durch den ganzen Felsen gehauen ist und auf beiden Seiten die schönsten Gemälde darbietet. Durch die östliche Oeffnung hat man den Anblick des herrlichen Rheinthals, durch die westliche schweift das Auge über waldichte Höhen bis an die Gebirge der Saar. Der Contrast dieser beiden Ansichten erhöht das Malerische der Scene. In diese Höhle, die geräumig genug ist, um zwölf bis fünfzehn Menschen zu fassen, versetzt die Legende des frühesten Mittelalters die Mädchen, welche der vom gehörnten Siegfried erlegte Drache bewachte, woher der Namen Drachenfels stammt. Dieser merkwürdige Felsen ist offenbar von

Menschenhänden, und zwar von sehr rohen, bearbeitet und geebnet. Bauwerk findet man auf dem ganzen Berge nicht. Die Trümmer, welche sich im Thale zeigen, haben Benennungen, die unstreitig sich auf jene oder andere Legenden beziehen. Die ersten heißen: „Kehr' dich an nichts!" die andern: „Murr' mir nicht viel!" Es sollen Ruinen von alten Jägerhütten sein, aber ihre Namen haben sicher eine andere Bedeutung. Dieser Berg scheint mir alle Eigenschaften eines Druidensitzes zu haben. Da man kein Mauerwerk und doch eine Bearbeitung von Menschenhänden entdeckt, da er nie zur Vertheidigung eingerichtet war, so gehört die Terrasse offenbar einer früheren Zeit, als dem Mittelalter und der römischen Epoche an. Seine einsame Lage im Gebirg, entfernt von der bedrohten Ebene, der Umstand, daß er allein mit Eichen bedeckt ist, alles dieses läßt auf keine andere Bestimmung schließen. Die Höhle, welche mit Holz, dem eigentlichen Baumaterial der Gallier, auf beiden Seiten geschlossen sein konnte, wäre der Kerker der zum Opfer bestimmten Verbrecher und die Terrasse der Ort ihrer Opferung und der öffentlichen Ceremonien gewesen, von woher das Feuer in einem großen Theile des Landes, und besonders auf den benachbarten Abhängen und Hügeln, gesehen werden konnte. Die Priester selbst hätten nach ihrer Art in mystischer Absonderung in dem heiligen Eichenhaine gewohnt, welcher den Berg umkränzt. Auf keine andere Bestimmung scheinen mir Lage und alle andern Umstände anwendbar. Aus diesen Gründen halte ich den Drachenfels für den Sitz der Druiden der rheinischen Besitzungen der Mediomatriker, in deren Mitte er liegt." *)

Vorstehendem haben wir bloß hinzuzufügen, daß die oben erwähnten Ruinen allerdings von Forsthäusern herrühren, welche ihre sonderbaren Namen den Uneinigkeiten zu verdanken haben, welche wegen Waldgerechtsamen zwischen Kurpfalz und Leiningen bestanden. Der Kurfürst hatte nämlich einen Thurm erbauen lassen und, gleichsam um den Grafen Friedrich Magnus einzuschüchtern, demselben nach dem Geschmacke der damaligen Zeit den drohenden Namen „Murr' mir nicht viel" gegeben. Dagegen erbaute der Graf, um dem Kurfürsten zu zeigen, daß er sich durch diese Drohung nicht schrecken lasse, in der Nähe ein Forsthaus, welchem er den Namen „Kehr' dich an nichts" gab.

*) Fr. Lehne, Gesammelte Schriften, herausgeg. von Dr. Külb. 1836.

Das Brustbild des Grafen ist noch an diesem Hause eingehauen zu sehen. Ein anderes Jagdhaus, „Schau dich nicht um“, das nicht weit davon lag, verdankte seine Benennung einem ähnlichen Anlasse.

Das Leininger Thal.

Nach Grünstadt, einem freundlichen Städtchen in fruchtbarer Gegend, gelangen wir von Dürkheim auf verschiedenen, angenehmen Wegen. Der eine führt über das kleine Pfeffingen, den ehemaligen Hauptort einer Grafschaft, über die vorzüglichen Weinorte Ungstein, Kallstadt und Herxheim, wo eine herrliche Aussicht den Wanderer für die kleine Mühe des Bergausteigens reichlich lohnt. Besonders freundlich nimmt sich das nahe, schon im 8. Jahrhundert genannte Städtchen Freinsheim aus, das seine Thore, Mauern und Graben bis heute erhalten hat. Der andere Weg führt über Leistadt, Weißenheim am Berg, Bobenheim, Kleinkarlbach und Sausenheim. Wer diesen Weg einschlägt, der versäume nicht, von Bobenheim aus das Dorf Battenberg mit seinen Ueberresten der Battenburg zu besuchen, die sich auf einer nicht unbeträchtlichen Höhe erheben und eine Aussicht nach der Rheinebene und den überrheinischen Bergen bieten, welche kaum an irgend einem andern Punkte des Gebirges entzückender sein kann. — Viel Interessantes bietet die Gegend dem Mineralogen: einen selten vorkommenden Faserbaryt, kohlensaueren Strontian, Strontianit, bunten Sandstein mit Eisenoxydhydrat in merkwürdigen Formen, Eisenerze und mancherlei vulkanische Gebilde. Besondere Aufmerksamkeit verdient auf der südlichen Seite der Burg eine Gruppe Oxydröhren, die in schiefer Richtung von Norden nach Süden wie Bäume aufgerichtet sind. Außerdem wurden versteinerte Muscheln, Geweihe von Ellen- und Rennthieren, Hirschen und dergl. gefunden. Eine reiche Sammlung dieser Naturmerkwürdigkeiten besitzt der ehemalige Geistliche des Orts, Herr Pfarrer Kremer zu Ilbesheim bei Kirchheimbolanden. Auch eine Farberde liefert die Gegend, welche als Handelsartikel nicht wenige der Bewohner ernährt.

Grünstadt selbst liegt in einer wohlbevölkerten Gegend am Fuße einer fruchtbaren Hügelreihe, ungefähr ½ Stunde vom

Eingange des Leininger Thales entfernt. Wenn auch seine Entstehung nicht, wie man vormals schon versucht hat, in die Zeiten vor dem Eindringen der Römer hinauf versetzt werden kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Stadt ein sehr hohes Alter hat, da bei dem ganz nahen Sausenheim und anderwärts in der Nähe eine Menge römische Ueberreste, Waffen, Münzen, Vasen, Urnen rc. gefunden wurden, und ihrer schon im 9. Jahrhundert in Urkunden gedacht ist. — Grünstadt war, wenigstens dem größeren Theile nach, seit den ältesten Zeiten ein Lehen der Abtei Weißenburg, in dessen völligen Besitz nach und nach die Grafen von Leiningen kamen, und zwar von der Westerburgischen Linie, die sich mit Ausnahme der Zeit von 1481 bis 1505, wo Kurpfalz dasselbe besaß, fortwährend darin erhielten. Unter der Fürsorge der Grafen kam die Stadt immer mehr in Aufnahme, durch den dreißigjährigen Krieg aber wurde ihr rasches Aufblühen auf traurige Weise gestört, so daß es nach Beendigung des Krieges dem Grafen Philipp II. nur mit großer Mühe gelang, neue Ansiedler herbeizuziehen, um die verlassene Gegend wieder zu bevölkern und die mit Unkraut bedeckten Felder wieder zu bebauen. Als Graf Philipp Ludwig, der sich, nachdem seit 1680 seine Grafschaft zur französischen Reunion gezogen worden war, in französische Dienste begeben hatte, dieselben auf Befehl des Kaisers wieder verließ, mußte die arme Stadt die Strafe für diesen unfreiwilligen Rücktritt ihres Herrn erleiden. Nach vorhergegangener Plünderung und arger Mißhandlung der Einwohner sollte die Stadt am 16. October 1689 eingeäschert werden. Der Graf, welcher von diesem Plane in Kenntniß gesetzt worden war, hatte zwar die List angewandt, daß er, um die Franzosen glauben zu machen, die Stadt sei bereits zerstört, die Dächer von allen Gebäuden hatte abwerfen lassen; doch erreichte er dadurch nur so viel, daß die Stadt, weil es dem Feuer an Nahrung fehlte, vor dem gänzlichen Untergange bewahrt wurde. Da in dieser Zeit sämmtliche Leiningische Schlösser zerstört worden waren, so entschloß sich der Graf nach dem Abschlusse des Friedens (1697), künftig in Grünstadt zu residiren, und erbaute zu diesem Zwecke das noch vorhandene Schloß, den sogenannten „untern Hof“, worin sich seit 1800 eine Steingutfabrik befindet.

Nach dem Tode des Grafen Philipp Ludwig (1705) kamen die beiden Brüder Christoph Christian und Georg II. von

Leiningen=Schaumburg in den gemeinschaftlichen Besitz von Grünstadt. Da beide hier zu residiren Willens waren, der untere Hof aber für zwei Hofhaltungen zu wenig Raum darbot, so erbaute Georg II. 1716 in der Nähe des alten ein neues Schloß, welches den Namen „oberer Hof" erhielt. In einem Theile dieses Gebäudes befinden sich dermalen die Lehrsäle der deutschen Schulen und die Lehrerwohnungen, der andere Theil ist im Besitz von Privaten.

In der Geschichte Grünstadt's müssen wir noch des ehemaligen Gymnasiums gedenken, welches 1716 von den beiden vorgenannten Brüdern aus den Gefällen des eingegangenen Klosters Höningen errichtet wurde. Unter den vielen würdigen Männern, die an der Spitze desselben standen, nennen wir hier bloß den berühmten, um die griechische Grammatik hochverdienten Professor Matthiä, der von 1789 bis 1798 mit seltener Einsicht und Energie demselben vorstand, und dessen edeln Bemühungen allein es zu danken war, daß unter der französischen Regierung der Fonds der Anstalt nicht eingezogen und zu andern Zwecken verwendet wurde. Was von den Fonds damals und bei noch späteren Gefahren durch die Bemühungen tüchtiger Lehrer, Schulvorstände und Schulfreunde gerettet wurde, dient gegenwärtig zur Dotation der lateinischen Schule, welche hier besteht und zu den blühendsten der Pfalz gehört. Der Plan, mit dem man in den letzten 30er Jahren umging, das Gymnasium wieder in's Leben zu rufen und der Pfalz in ihm eine dritte höhere Lehranstalt der Art zu geben, scheint gänzlich aufgegeben zu sein.

In dem Städtchen herrscht eine sehr lebhafte Industrie und nicht geringer Handel. So besteht seit 1800 in dem „unteren Hofe" eine große Fayance= und Steingutfabrik, wozu Hettenleidelheim und Lautersheim die Erde und das Dorf Albisheim den Sand liefert; dazu kommen Tabaksfabriken und Gerbereien u. s. w.

Einige Künstler erblickten hier das Licht der Welt, so die Maler Seekatz (geb. 1719) und Schlesinger. Auch Hans Holbein soll, was jedoch bestritten wird, hier geboren sein.

Wir verlassen die Stadt und wenden uns nach dem Thale. Ein angenehmer Weg führt uns dahin. Gleich bei dem Eingange in dasselbe erblicken wir zur Rechten auf dem Gipfel eines steilen Berges wie einen Wächter die Ruinen der Burg Neu=

leiningen und unterhalb derselben die Häuser des gleichnamigen Dorfes. Dorf und Burg sind von einer mit Thürmen und Schießscharten versehenen Mauer umgeben und gewähren durch ihre ungewöhnliche Lage einen imposanten Anblick, der dadurch noch viel gewinnt, daß der Hang des Berges in Ackerfeld umgeschaffen ist und Rebenpflanzungen dessen Fuß umkränzen.

Durch einen Thorthurm treten wir in das Dorf ein, durch welches hindurch wir zu der Burg gelangen. Dieselbe bildete ein Viereck, wie die noch stehenden vier Mauern zeigen, deren vier Ecken mit festen Thürmen versehen sind. Die in der Nähe sich erhebende Giebelwand rührt von dem Hauptwohngebäude her, das der Burg gegen Westen lag. Der innere Burgraum hat in der neueren Zeit eine schöne Bestimmung erhalten, indem derselbe urbar gemacht und mit Bäumen angepflanzt worden ist, bei welcher Gelegenheit mancherlei Waffen und mehrere eiserne Feldschlangen gefunden wurden. Den einen der vier Eckthürme hat der jetzige Eigenthümer der Ruine, der Schullehrer des Dorfes, unten zur Wohnung hergerichtet und oben mit Platten belegt, so daß sich nun von dieser Höhe die reizende Aussicht bequem genießen läßt. Gegen Osten zeigt sich die mit Städten und Dörfern geschmückte, von dem hie und da hervorglänzenden Rhein durchströmte Ebene, die in der Ferne von den Bergen des Odenwaldes begrenzt wird; gegen Süden erblicken wir die Trümmer der Battenburg und gegen Westen thut sich das waldreiche Leininger Thal auf.

Die Burg wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Graf Friedrich III. erbaut, und dadurch zugleich der Grund zu dem Dorfe gelegt, das später zu einer Stadt erhoben wurde, als welche es schon 1371 erscheint. Unter Graf Hesso, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts Burg und Stadt erweiterte und stärker befestigte, gelangte Neuleiningen zu großem Ansehen, das jedoch durch die nach Hesso's Tode vorgenommenen Theilungen bald wieder verloren ging. Schon früher hatte der Bischof von Worms, ob mit Recht oder Unrecht, ist unentschieden, sich als Lehnsherrn von einem Theile Neuleiningen's geltend zu machen gewußt. Als nun Hesso, der letzte der Leiningen-Dachsburger Linie, 1467 kinderlos gestorben war, entspannen sich heftige Streitigkeiten wegen des Besitzes von Neuleiningen. Sowohl Hesso's Schwester Margarethe, vermählte Gräfin von Westerburg, die sich als rechtmäßige Erbin ihres

Bruders ansah, als auch der Bischof von Worms in seiner behaupteten Eigenschaft als Lehnsherr, machten Ansprüche darauf. Aber auch Emich VII. von Hartenburg glaubte Recht darauf zu haben und nahm Neuleiningen ohne Weiteres in Besitz. Die beiden ersteren riefen nun den Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz zu Hülfe, der auch 1468 Emich VII. aus dem streitigen Erbe wieder vertrieb, worauf der Bischof von Worms den Kurfürsten mit der Hälfte von Neuleiningen belehnte und die andere Hälfte für sich behielt. Dieser Zustand dauerte bis 1505, in welchem Jahre Kurfürst Philipp von der Pfalz seine Hälfte von Neuleiningen lehensweise an Graf Reinhard IV. von Leiningen-Westerburg abtrat. Da alle Versuche Reinhard's, auch die Wormsische Hälfte zu Lehen zu erhalten, an den übertriebenen Forderungen des Bischofs scheiterten, so wurde 1508 die Burg förmlich zwischen beiden Parteien getheilt.

In dem Bauernkriege wurde die Burg bloß durch die Klugheit der Gräfin Eva, einer Tochter Reinhard's, gerettet. Die Bauern hatten die Burg eingenommen und schon zu plündern angefangen, als die Gräfin ihnen freundlich entgegen kam und sie durch sanfte Worte zu bewegen wußte, von ferneren Gewaltthätigkeiten abzustehn. Doch mußte sie sich bequemen, den rohen Haufen zu bewirthen und selbst zu bedienen, worauf derselbe ganz friedlich wieder abzog.

Im dreißigjährigen Kriege erlitt die Burg zwar viele Beschädigungen, doch nicht in dem Grade, daß sie nicht bald wieder wohnlich hergestellt werden konnte. Ein härteres Schicksal traf dieselbe 1690, wo sie wie der größte Theil des Städtchens von den Franzosen gänzlich ausgebrannt wurde und von Grund aus zerstört worden wäre, wenn nicht die festen Mauern zu viele Schwierigkeiten dargeboten hätten. Später war zwar der obengenannte Graf Georg II. Willens, die Burg wieder aufzubauen, da er aber von dem Bischof von Worms die Abtretung der andern Hälfte nicht erhalten konnte, so gab er den Plan auf und erbaute sich, wie wir gehört haben, ein Schloß in Grünstadt. Die Burg blieb seitdem in Trümmern liegen und kam 1767 durch Kauf ganz an den Bischof von Worms, der bis zur Revolution in deren Besitze blieb.

Nachdem wir wieder in das Thal herabgestiegen sind, das durch die dasselbe durchströmende Earlbach und die längs derselben sich hinziehenden frischen Wiesen einen eigenen Reiz ge-

winnt, bleibt uns, wenn wir rückwärts blicken, Neuleiningen noch lange sichtbar. Nach kurzer Wanderung wird der sogenannte Hinkelstein unsere Blicke auf sich ziehen, lockere Felsmassen, die sich öfters bei ungestümem Wetter von dem Gebirge ablösen und in das Thal herabstürzen. Das Thal, das sich, je weiter wir kommen, immer mehr erweitert, ist ziemlich belebt durch mehrere Mühlen und einen sehenswerthen Drahtzug, Eigenthum des Herrn von Gienanth. Unter diesen Mühlen wird die zunächst bei Altleiningen gelegene, die sogenannte kleine Sägmühle, unser Interesse in Anspruch nehmen durch die Sage, die darüber noch in dem Munde des Volkes lebt.

„Ein junger Burgmann in Altleiningen, Eberhard von Randeck, keck, listig und heimtückisch, liebte die schöne Jolantha, die Tochter des Grafen Friedrich von Leiningen. Er flehte um Gegenliebe oder vielmehr um eine Gunstbezeugung, welche der reine und keusche Sinn der Gräfin verabscheute. Er bot alle Mittel auf, welche Wollust und Verschlagenheit eingeben konnten, um zu seinem Ziele zu gelangen, aber vergebens; die Gräfin blieb standhaft. Anstatt das Verwerfliche seines Vorhabens einzusehen und davon abzustehen, wurde Randeck nur um so hartnäckiger, bis endlich seine unreine Liebe in den bittersten Haß überging, und er aus Rache Jolantha's Tod beschloß. Die Gräfin war mit Arnold, Graf von Egmont, verlobt. Randeck hatte seinen Plan gemacht und ging in die kleine Sägmühle, wo er durch Bestechungen den Müller vermochte, über die Stelle, unter welcher sich die Räder befanden, ein ganz dünnes Brett zu legen, auf dem die Gräfin den Todesgang wandeln sollte. Das Brautpaar ging an diesem Tage mit Randeck und einem Fräulein, einer Freundin der Gräfin, auf den nahen Zimmerberg lustwandeln. Die Liebkosungen und Tändeleien des Brautpaares entflammten Randeck's Rache noch mehr und bestärkten ihn in seinem gräßlichen Vorsatze. Endlich standen sie Alle auf dem Gipfel des Berges und labten sich an der Aussicht in das Thal. Zu ihren Füßen trieb die Sägmühle ihr geschäftiges Leben. Der Graf wünschte die Einrichtung derselben, worauf ihn Randeck aufmerksam gemacht hatte, in der Nähe zu betrachten. Sie stiegen hinab und traten in die Mühle. Randeck wußte es so einzurichten, daß die Gräfin vorangehen mußte. Sie besahen das Werk und die lustige Bewegung der Säge. Die Gräfin stand nahe an dem verhängnißvollen Brett; Randeck

bat sie, voranzugehen, um dem Spiele näher zusehen zu können, aber sie weigerte sich, von dunkler Ahnung durchschauert. Er erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, aber um so größer wurde ihre Bangigkeit. Da bat Randeck das Fräulein, voranzutreten. Diese weigerte sich nicht lange, aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, als das dünne Brett brach und sie mit einem Schrei des Entsetzens hinabstürzte, wo sie augenblicklich zermalmt wurde. Randeck sprang vor, um auch die Gräfin hinabzustürzen, aber in demselben Augenblick ergriff ihn der Graf, hielt ihn fest, rief Leute herbei und ließ ihn und den Sägmüller binden. Auf die Burg gebracht, gestanden beide ihr Verbrechen. Randeck wurde bei Fackelschein im Burghof enthauptet, der Müller aber in's Verließ geworfen, um lebenslänglich für seinen Frevel zu büßen. Doch wurde er auf die Bitte der neuvermählten Gräfin als ein Verblendeter und Verführter an ihrem Ehrentage seiner Haft entlassen und für immer des Landes verwiesen. Die zerquetschten Ueberreste des unglücklichen Fräuleins wurden zusammengesucht und in dem Kloster Höningen ehrenvoll bestattet. Seitdem soll sich der Geist Randeck's, der wegen seiner Unthat von den Wohnungen der Seligen ausgeschlossen wurde, oft zur Nachtzeit in der Sägmühle sehen lassen an dem Orte, wo er seinen Frevel verübt hatte." *)

Bei der ebenerwähnten Sägmühle theilt sich das Thal. Wir folgen dem Zuge rechts und erblicken bald von hochstämmigen Pappeln noch halb verdeckt die Ruinen der Burg Altleiningen, die auf einem aus dem üppigen Wiesengrunde sich frei erhebenden Berge ruhen, welcher das Thal abermals in zwei Arme spaltet. Am Fuße des Berges liegt das Dorf Altleiningen, das Namen und Entstehung der Burg verdankt und fortwährend die Schicksale derselben theilte. Dieses Dorf hat eine beneidenswerthe Merkwürdigkeit aufzuweisen, nämlich einen Brunnen, der aus zwanzig dicken Röhren das beste und klarste Wasser ausströmt und sogleich einen Bach bildet, der, nur einige Schritte davon entfernt, eine Papiermühle in Bewegung setzt. Nachdem wir diesem seltenen Brunnen die verdiente Bewunderung gezollt haben, wenden wir uns zu der Burg, deren hohe mit vielen Fensteröffnungen versehene Mauern stolz herabblicken. Ueber zwei Gräben, von denen der eine ganz in

*) J. G. Lehmann, das Leininger Thal. 1832.



Felsen gehauen ist, gelangen wir an unser Ziel. Die ganze Burg, welche die Gestalt eines länglichen Dreiecks hatte, ruht in ihren Fundamenten auf Felsen. Von dem ursprünglichen Gebäude ist bloß an der Westseite noch ein mächtiges Mauerstück vorhanden, alles Uebrige rührt, wie die Bauart zeigt, aus dem 16. und 17. Jahrhundert her.

Unsere Burg, welche das Stammschloß der Grafen von Leiningen ist, wurde zu Anfang des 12. Jahrhunderts von Emich I. erbaut und erhielt erst später, nach der Erbauung von Neuleiningen, zum Unterschiede von diesem den Namen Altleiningen. Die Nachrichten über die frühesten Schicksale derselben sind unerheblich. Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts finden wir die Grafen von Leiningen nur noch im Besitze der einen Hälfte der Burg, während die Grafen von Sponheim und von Nassau die andere Hälfte besaßen. Um den Zwistigkeiten vorzubeugen, welche in Folge der vielfachen Theilungen, die in der Leininger Familie statthatten, entstanden, trug Graf Friedrich VI. seine Hälfte von der Burg 1335 dem damals mächtigen Kurfürsten von Trier zu Lehen auf, woher es kam, daß die Hälfte der Burg bis auf die neuesten Zeiten Trierisches Lehen war. In dem nach des Grafen Hesso Tode zwischen dessen Schwester Margarethe und dem Grafen Emich VII. ausgebrochenen Erbschaftsstreit erhielt der Kurfürst von der Pfalz, zum Lohn für seine hierbei geleistete Hilfe, von Margarethen die Hälfte des Leiningischen Antheils an der Burg, welche jedoch Reinhard IV., der sich später auch den Sponheimer Antheil zur Nutznießung zu verschaffen wußte, 1481 wieder an sich brachte.

Nicht so gut als Neuleiningen erging es Altleiningen in dem Bauernkriege. Die Burg, welche unverantwortlicher Weise ohne alle Besatzung war, wurde mit Leichtigkeit von den tobenden Bauern erstürmt und gänzlich niedergebrannt, wobei das Archiv und alle Kostbarkeiten in Flammen aufgingen. Nach wiederhergestellter Ruhe kehrte Graf Cuno II., der sich nach Heidelberg geflüchtet hatte, wieder zurück, konnte aber in der bedrängten Lage, in welcher er sich befand, für die Wiedererbauung seiner Stammburg nichts thun. Erst unter seinem Sohne Philipp I. wurde der Anfang zur Wiederherstellung gemacht, die sich aber bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges hinauszog, in welchem Zeitpunkte die ganze Burg vollendet wieder dastand bis

auf einen unter dem nördlichen Schloßflügel befindlichen Felsenkeller, der heute noch unvollendet ist.

Der dreißigjährige Krieg brachte der Burg zwar keinen Schaden, was den von den verschiedenen kriegführenden Mächten erwirkten Schutzbriefen zu verdanken war, aber der Plünderung entging sie nicht. Die Wittwe des 1635 kinderlos verstorbenen Grafen Johann Casimir, Gräfin Martha von Hohenlohe-Langenburg, hatte dem rechtmäßigen Erben, dem Grafen Philipp II., einem Bruder des Verstorbenen, die Uebergabe des Schlosses Altleiningen verweigert, weßhalb sich dieser mit Gewalt in Besitz gesetzt hatte. Martha rief nun ihren in östreichischen Diensten stehenden Bruder, den Grafen Kraft von Hohenlohe, zu Hilfe, der unter dem Vorwande eines Besuches, scheinbar bloß von einigen Bedienten begleitet, auf das Schloß kam. In der Nacht, als sich Alle zur Ruhe begeben hatten, überfielen die Bedienten des Grafen die Schloßwache und ließen die kaiserlichen Reiter ein, welche der Graf mitgebracht und im nahen Walde verborgen gehalten hatte. Graf Philipp entkam noch zur rechten Zeit. Die Reiter aber, die zum Schutze hatten dienen sollen, machten sich die Gelegenheit zu Nutze und raubten, was ihnen unter die Hände kam. Bald darauf mußte Martha in Folge eines kaiserlichen Befehls Altleiningen räumen und ihrem Schwager überlassen.

Die Burg blieb nun ungefährdet bis 1690. Nachdem die Franzosen Grünstadt und andere Leiningische Orte zerstört hatten, rückten sie auch vor Altleiningen. Die Besatzung des Schlosses, die nur aus 100 Mann bestand, zog ohne den geringsten Widerstand ab und überließ die Feste den Franzosen, welche dieselbe ausplünderten und, nachdem sie den vordern Theil gesprengt hatten, in Brand steckten. Die Burg wurde seit dieser Zeit nicht mehr wiederhergestellt, doch wurde bis zur Revolution für die Erhaltung der Ruine gesorgt. In jener Alles umwälzenden Zeit aber wurde auch sie nicht verschont, sondern durch häufiges Abbrechen von Bausteinen in den Zustand versetzt, wie wir sie jetzt sehen.

Als eine Merkwürdigkeit unseres Thales verdient noch erwähnt zu werden, daß sich ehedem in der Nähe des Schlosses nicht unbedeutende Bergwerke befanden. Die Eisenbergwerke waren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Betrieb; das Kupferbergwerk, welches das ergiebigste von allen war, wurde

nicht sowohl weil es erschöpft gewesen wäre, als vielmehr in Folge der damaligen Zeitumstände, bald nach dem dreißigjährigen Kriege verlassen. Vielleicht gelänge es, die Kupferlager wieder aufzufinden, wozu der im nahen Kupferthal befindliche Kupferbrunnen, welcher stark mit mineralischen Theilen geschwängert ist, wohl am meisten behilflich sein könnte.

Von Altleiningen führt uns ein angenehmer Fußsteig in einer halben Stunde nach dem in südwestlicher Richtung gelegenen Dörfchen Höningen. Unterwegs kommen wir an dem sogenannten neuen Bau, einem ehemaligen Jagdschlößchen der Grafen von Leiningen, vorüber, das seiner heimlichen Lage wegen ein Lieblingsaufenthalt der Grafen war. Lusthäuser und herrliche Anlagen umgaben dasselbe, die jedoch in der Revolution verheert wurden. Das Schlößchen selbst blieb verschont und diente noch bis 1815 als Försterwohnung. Da dasselbe später seines Daches beraubt wurde, so geht es seinem Untergange rasch entgegen.

Am Ende unsers Weges erblicken wir zu unsern Füßen Höningen in einem reizenden, rings von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thälchen. Einen eigenen Eindruck machen die dunkeln Mauern des ehemals hier befindlichen Augustinerklosters, die zwischen den unter Bäumen ruhenden Häusern wie finstere Schatten hervorblicken und seltsam gegen das hier verschwenderisch ausgebreitete Grün abstechen. Der Anblick des romantischen Thälchens erklärt zur Genüge, warum sich die Grafen von Leiningen gern und oft hierher begaben und sogar ein Jagdschlößchen hier erbauten, von dem der mittlere Pavillon noch übrig ist.

Von dem alten Kloster ist nur wenig mehr vorhanden. Die hohe Mauer, welche dasselbe nebst dessen Gärten und Kirchhöfen umgab, ist an einigen Stellen noch wohl erhalten; ebenso das Thor, durch welches wir in das Innere gelangen, wo wir eine kleine, dem h. Jakob geweihte Kirche finden, welche älter sein soll als das Kloster und leider ihrem Verfalle ganz nahe ist. Mehrere alte Gemälde und Grabsteine machen dieselbe des Besuches würdig. Nur schade, daß für die Erhaltung dieser Alterthümer nichts geschehen ist, weßhalb sie sich größtentheils in einem sehr kläglichen Zustande befinden.

Das Kloster wurde um das Jahr 1120 von Graf Emich II. von Leiningen gegründet und freigebig von seinem Stifter beschenkt. Bis zum 15. Jahrhundert wußte dasselbe seine Reichthümer auf mancherlei Art zu vermehren und seine ohnehin be-

deutenden Einkünfte besonders dadurch sehr zu vergrößern, daß es sich von verschiedenen kirchlichen Würdeträgern ausgedehnte Ablaßbriefe ertheilen ließ. Wichtige Privilegien, welche es sich von mehreren Päpsten verschaffte, steigerten noch das Ansehen, in welchem es stand. Aber von dem angegebenen Zeitpunkte an geriethen die ökonomischen Verhältnisse des Klosters durch nachlässige Wirthschaft in höchst bedenkliche Zerrüttung und die Klosterzucht zerfiel so sehr, daß Graf Hesso von Leiningen den Entschluß faßte, mit dem Kloster eine durchgreifende Verbesserung vorzunehmen, die er denn auch mit Ernst und Energie durchführte. Nach und nach gewann aber das alte Unwesen wieder Eingang; die Mönche gaben sich einem zügellosen Leben hin, und die Einkünfte wurden leichtsinnig verschwendet. Außerdem fand die Reformation unter den Klostergeistlichen viele Anhänger, wodurch die förmliche Auflösung des Kosters herbeigeführt wurde. Zu Anfang des J. 1569 trat der letzte Prior mit den noch übrigen Geistlichen zur Reformation über und übergab das Kloster mit allen Gütern und Gefällen dem Grafen von Leiningen. Wenige Zeit nachher fanden auch die Klostergebäude ihren Untergang. Im März 1569 brach Feuer darin aus, das wahrscheinlich aus Bosheit angelegt worden war und in kurzer Zeit sämmtliche Gebäude verzehrte.

Die Grafen von Leiningen, besonders Philipp I., entschlossen sich nun, die immer noch reichlichen Einkünfte des Klosters zur Errichtung einer lateinischen Schule zu verwenden und zu demselben Zwecke die niedergebrannten Gebäude wiederherzustellen. Schon 1573 war man damit fertig, und die Schule nahm ihren Anfang. Die Einrichtung derselben war, den damaligen strengen Ansichten über Jugenderziehung entsprechend, eine klösterliche, wie aus den noch vorhandenen Gesetzen für die Schüler hervorgeht. Unter diesen Gesetzen wird der Artikel: „Wer während dem Essen trinken will, muß vorher einige zierliche Verse laut hersagen," leicht unser Lächeln erregen, und doch ist nicht zu leugnen, daß auch diese sonderbare Vorschrift ihr Gutes hatte. Die Anstalt wirkte mit wenigen Unterbrechungen, indem sie einigemale ansteckender Krankheiten wegen geschlossen werden mußte, bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges höchst vortheilhaft auf die Geistesbildung der näheren und entfernteren Umgegend. Da aber bei der unsäglichen Armuth, welche jener Krieg in seinem Gefolge hatte, die Gefälle nicht mehr eingetrieben werden konnten, so

mußte man die Schule eingehen lassen. Die nun leer stehenden Gebäude geriethen, da nichts auf ihre Unterhaltung verwendet wurde, in Verfall, der dadurch noch beschleunigt wurde, daß nach und nach ein Dörfchen sich hier bildete, zu dessen Aufbau großentheils die Steine von den Klostergebäuden benutzt wurden.

Wir begeben uns nun durch das eine halbe Stunde entfernte Dorf Hertlingshausen, wo sich vordem ein jetzt spurlos verschwundenes Nonnenkloster befand, zu dem in dessen Nähe liegenden Dorfe Carlsberg, auch Matzenberg genannt, das seiner Entstehung wie seiner Lage wegen unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Länge desselben beträgt über anderthalb Stunden. Jedes Haus liegt von den übrigen abgesondert, umgeben von den dazu gehörigen Grundstücken. Der ganze Berg, über welchen das Dorf sich hin erstreckt, war vormals mit Wald bedeckt, in dem das kleine Dorf Seckenhausen lag, von dem sich nur noch der Name erhalten hat. Diesen Wald ließ zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Graf Georg II. von Leiningen fällen, der sodann den Boden an fremde Colonisten verpachtete, die aus allen Gegenden zusammenkamen und unter denen sich viele Zigeuner befanden. Die neue Colonie war lange wegen vieler Diebereien in sehr üblem Rufe, und erst in der neueren Zeit gelang es, die freiheitsliebenden Bewohner an gesetzliche Ordnung zu gewöhnen. Auf einem unfruchtbaren Boden angesiedelt, sind dieselben größtentheils arm und ernähren sich meistens dadurch, daß sie als Musikanten, Kesselflicker und Hausirer im Lande umherziehen.

Der Donnersberg.

Frei hebt in Gottes freier Luft
Der Busen sich mit muntern Schlägen,
Und jeder Lebensfreude wogt
Er frischen Muthes hier entgegen.

Kein Erdenleid, kein Erdenweh
Herrscht hier in diesen hohen Räumen,
Das Herz kann ungestört und frei
Sich überlassen seinen Träumen.

Dem Sturme selbst ist nicht vergönnt,
Hierher zu schleudern seine Blitze,
Tief unten tobet seine Wuth,
Fern dem erhabnen Göttersitze.

Verlangend späht der helle Blick
Hinaus in ungemeßne Weiten
Und siehet überall ein Meer
Von reichen Schätzen sich verbreiten.

O Berg, du Herrscher stolz und kühn,
Sieh eine Welt zu deinen Füßen,
Die huldigend zu dir sich naht,
Ihr Bestes vor dir auszugießen.

Geschmückt mit ihrem Prachtgewand,
Tritt sie vor dich, mit dem Verlangen,
Du wollest ihre Huldigung
Als Herrscher gnadenvoll empfangen.

Sie bringet dir der Traube Blut
Und einen Kranz von goldnen Aehren,
Der Wälder Schmuck, der Wiesen Schmelz,
Gern will sie Alles dir gewähren.

Wer hüpft dort jugendlich einher,
Hell leuchtend in dem Glanz der Sonne?
Ihm strahlt von Lust das Angesicht,
Was wecket in ihm solche Wonne?

Ein König ist's von hoher Art,
In weit entferntem Land entsprungen,
Wo er aus enger Kerkerhaft
Als starker Held sich losgerungen:

Froh schlägt sein königliches Herz
Bei deinem Anblick; gerne weilen
Möcht' er bei dir, doch weiter noch
Muß seine Gaben er vertheilen.

Er winkt dir liebend seinen Gruß
Und jauchzet freudig dir entgegen,
Dann eilt er fort, der stolze Rhein,
Huldvoll beglückend allerwegen.

Du aber schauest froh hinab
Und siehst voll Stolz in deinen Reichen
Reichthum, Zufriedenheit und Glück
Treu innig sich die Hände reichen.

Dein Haupt, o Berg, steht hell und klar,
Wenn unten sich die Wetter thürmen,
Des ächten Herrschers würdig Bild,
Bleibst du dir gleich in allen Stürmen.

Unter allen Bergen der Pfalz zeichnet sich der Donnersberg sowohl durch seine Höhe als seine ganze Formation aus. Bei einer Erhöhung von 2126 Pariser Fuß über der Meeresfläche zeigt sich derselbe, von der Seite betrachtet, in einer Ausdehnung von anderthalb Stunden. Wie ein Riese über die umliegenden niedrigen Berge emporragend, gewährt er einen majestätischen Anblick, der durch die herrlichen Wälder, welche die Abdachungen des Berges bedecken, noch um Vieles erhöht wird. Für den Geologen hat derselbe großes Interesse durch seine besondere Bildung. Seine Hauptmasse besteht aus Feldsteinporphyr, welcher als mächtige vulkanische Austreibung den bunten Sandstein durchbrochen hat. Nach obenhin wird die Masse immer quarziger und endlich zu sogenanntem Hornsteinporphyr. Auf der Seite gegen Marienthal findet sich auch Jaspis, an andern Stellen Basalt und Grünstein; an Eisen ist der Berg reich, und früher wurde sogar Silber gewonnen, z. B. in der jetzt verlassenen Katharinengrube in der Nähe der Burg Wildenstein. Seinen Namen hat der Berg nicht, wie Manche glauben, weil sich die Gewitter an ihm brechen, und die Wetterwolken in das Thal sinken, so daß man auf der Höhe Donner und Blitz unter sich hat, sondern unstreitig von dem altdeutschen Gotte Donar (Thunar oder Thor), dem Gotte des Donners und Wetters, welcher auf des Berges Gipfel gleichsam thronte. Daß die Römer ihn Mons Jovis nannten, findet seine Erklärung darin, daß ihr Jupiter Tonans dem germanischen Donar, dem gewaltigen Sohne Wodan's, entsprach. Für den Aufenthalt der Römer auf dem Berge zeugen häufige Spuren. Außer manchen hier aufgefundenen Alterthümern, als Münzen, Urnen u. s. w., spricht dafür auch eine in einen Felsen eingehauene, halbverwitterte Inschrift, wodurch zugleich die Verehrung Jupiters auf unserm Berge beurkundet wird.

Auf einem östlichen Vorsprunge des Berges zeigt sich in romantischer Lage unsern Blicken das Dorf Dannenfels, dessen Häuser freundlich unter dichtbelaubten Kastanienbäumen hervorschimmern. Von hier aus besteigen wir auf einem bequemen Pfade den Gipfel des Berges. Oben fanden wir

noch unlängst einen Maierhof, der die Stelle eines Klosters einnahm, des Einsiedlerklosters St. Jakob, von welchem jedoch außer einer Wand mit einer gothischen Nische nichts mehr vorhanden ist. Der Maierhof wurde erst jüngst vom Staate angekauft und abgetragen; Feld und Wiesen, die dazu gehörten, werden in Wald verwandelt. Ohne Zweifel wird jedoch die Stelle, wo das Kloster stand, durch irgend ein Denkzeichen kenntlich gemacht werden. — Ein Steinwall von 12000 Fuß im Umfang, welcher das Plateau umgibt, soll römischen Ursprungs sein; doch wäre es möglich, daß auch seine Entstehung, wie die der Heidenmauer bei Dürkheim, in eine frühere Periode fiele. Ein gewisser viereckiger Raum innerhalb der Mauer führt jetzt noch den Namen „Heidengräber“ und scheint vormals als Begräbnißplatz gedient zu haben. Nach Nordwesten stürzt der Berg in eine finstere und wilde Thaischlucht ab, die den Namen „Mordkammer“ führt und diesen Namen deßhalb erhalten haben soll, weil im 17. Jahrhundert die Lothringer, welche die Burg Falkenstein besetzt hielten, hier von den aufgestandenen Bauern nach einem hartnäckigen Gefechte niedergemacht wurden.

Die besuchtesten und besuchenswerthesten Punkte des Berges sind der Hirtenfels und der Königsstuhl. Dieser ist ein ungefähr 20 Fuß hoch sich erhebender, breiter und sehr bequem zu ersteigender Porphyrfelsen an der nördlichen Seite des Berges. Sein Name wird daher abgeleitet, daß die fränkischen Könige ehemals von ihm herab Gericht gehalten haben. Die Aussicht, die sich von hier aus eröffnet, ist zwar ausgedehnt, doch ziemlich einförmig, da das Auge bloß die nördlichen und westlichen Gegenden zu überblicken vermag, welche meistentheils aus Berg und Wald bestehen. Anders der Hirtenfels, der sich im Süden des Berges befindet und von denen, die den Donnersberg besuchen, gewöhnlich als Standpunkt gewählt wird, um den Aufgang der Sonne zu beobachten. Wer das Glück hat, gerade an einem unbewölkten und heitern Morgen hier oben zu sein, der erlebt eines der wundervollsten Schauspiele. Noch ist es Nacht, und ahnungsvoll harrt der Schauende des feierlichen Augenblickes, wo das Dunkel schwindet und seinem Blicke die vor ihm verhüllte Herrlichkeit zu schauen vergönnt ist. Da beginnt es allmählig im Osten zu dämmern, einzelne Lichtstreifen blitzen auf und plötzlich ergießt sich ein Strahlenmeer über das ganze Land. In Gold getaucht erscheinen gen

Norden die rebenreichen Berge des Rheingau's und die Höhen des Taunus; gen Osten fesselt den Blick die schöngeformte Bergreihe des Odenwaldes, aus der wie zum Gruße der gewaltige Melibocus hervortritt, und gen Süden thut sich eine unübersehbare, in der reichsten Fruchtbarkeit prangende Ebene auf, durch die sich der Rhein wie eine Riesenschlange hindurchwindet. Städte und Dörfer drängen sich überall hervor, als seien sie stolz darauf, eine Stelle gefunden zu haben in dem unvergleichlich schönen Lande. Wohin das Auge sich wendet, überall ist ihm hoher Genuß bereitet und der Eindruck, den dies erhabene Schauspiel auf den für die Reize der Natur Empfänglichen macht, ist unauslöschlich.

In der nächsten Umgebung des Donnersberges befinden sich mehrere Burgruinen, von denen wir folgende nur kurz erwähnen wollen. Die Burg Dannenfels liegt oberhalb des gleichnamigen Dorfes und führt in ihren wenigen Ueberresten in dortiger Gegend den Namen „altes Schloß." Gegen Süden finden wir auf einer hohen Felsenwand die wenigen Trümmer der Burg Wildenstein. Beide Burgen scheinen gleichen Ursprung und zum Theil auch dieselben Schicksale gehabt zu haben, wie das in der Nähe liegende Schloß Neubolanden, von dem sich ebenfalls nur sehr wenig erhalten hat. Dies letztere wurde von Graf Werner I. erbaut, der wahrscheinlich 1116 mit Herzog Friedrich von Staufen aus Schwaben gekommen war und auch der Gründer des dabei gelegenen ehemaligen Klosters Hane ist, dessen Andenken noch in dem jetzigen sogenannten Klosterhof fortlebt. Die Burg, wie die ganze Gegend, kam nach mancherlei Schicksalen an die Grafen von Nassau und wurde im Bauernkriege zerstört. Von der Burg Altbolanden, die denselben Erbauer hatte, ist keine Spur mehr vorhanden. Auch von der nordwestlich vom Donnersberg liegenden Burg Ruppertseck ist beinahe nichts mehr sichtbar, da die letzte übrig gebliebene Mauer vor mehreren Jahren zusammengestürzt ist. Diese Burg soll im 13. Jahrhundert von dem Raugrafen Ruprecht erbaut worden sein und wurde in der Fehde des Herzogs Ludwig von Zweibrücken mit Kurfürst Friedrich I. am 15. October 1470 abgebrannt und geschleift. Die ehemals reiche Burg Hohenfels, zu der man nach der Volkssage auf silbernen Treppen gelangte, liegt westlich vom Donnersberg auf einem Felsen und scheint gleiches

Alter mit Bolanden zu haben. Ihre Zerstörung fällt in das 14. Jahrhundert.

Anderthalb Stunden vom Donnersberg entfernt zeigt sich uns Kirchheimbolanden, ein freundliches Landstädtchen in einer hügeligen, aber sehr fruchtbaren und fleißig angebauten Gegend. Dasselbe ist sehr alt, denn schon im 7. Jahre der Regierung Karl's des Großen geschieht seiner Erwähnung in einer Lorscher Urkunde. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts erscheint es als eine Besitzung des Hohenstaufischen Geschlechts, von welchen es bald als Reichslehen in die Hände der Herren von Bolanden kam. Bei der zwischen Werner V. von Bolanden und dessen Bruder Philipp 1268 stattgehabten Theilung blieb Kirchheim gemeinschaftlich, und diese Gemeinschaft ging auf die von beiden gestifteten Linien, nämlich auf die Alt-Bolandische und Philippinische Linie, und von dieser als Pfand an Spanheim über. Graf Heinrich von Spanheim erhob das Dorf Kirchheim „im Mentzer Bistumb" zu einer Stadt. Als hierzu vom Kaiser Karl IV. im Jahre 1368 die Erlaubniß gegeben war, wurde der Ort mit „Buwen, Muren, Graben, Turnen, Pforten und Erckern" befestigt und eine Burg aufgeführt. Nach dem Ableben Heinrich's kam Kirchheim unter Nassauische Herrschaft, indem Anno 1394 Philipp I. von Nassau und Saarbrücken durch König Wenzel mit Kirchheim, dem Städtlein by Bolanden, belehnt wurde. Im Jahre 1461 wurde die Stadt von Herzog Ludwig dem Schwarzen von Zweibrücken genommen, und Philipp von Weilburg, der dort residirte, gefänglich abgeführt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wählte sie Graf Adolph zu Nassau und Saarbrücken zu seiner Residenz und führte 1556 die Reformation ein. Im 30jährigen Kriege, besonders zwischen 1635 und 1640, hausten auch hier Pest und Hungersnoth und alle Gräuel des Krieges, in welch' letzterem Jahre Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich sein Hauptquartier in Kirchheim hatte. Der westphälische Friede setzte den Graf Ernst Kasimir von Nassau-Weilburg wieder in den Besitz seiner Ahnen, denen er verblieb, bis die Reunionskammer von Metz auch Kirchheim, das noch immer mit Mauern, Thürmen und Thoren und Zugbrücken befestigt war, mit Frankreich vereinigte. Der Ryswicker Friede änderte wieder den Besitz, und die Fürsten von Nassau-Weilburg blieben darin bis zur französischen Revolution. —

Von dem ehemaligen, prachtvoll eingerichteten Residenzschlosse, dessen größerer Theil in der Revolution zerstört wurde, ist noch ein Flügel vorhanden, der von seinem vorigen Besitzer in eine geschmackvolle Privatwohnung umgeschaffen worden ist. Der an denselben anstoßende, größtentheils nach englischer Art angelegte Garten, wozu dem Publikum der freie Zutritt gestattet ist, enthält viele sehenswerthe Parthien. Unter den öffentlichen Gebäuden Kirchheims machen wir auf die schön gebaute vormals lutherische Kirche aufmerksam, in welcher sich die fürstliche Gruft und eine ausgezeichnete Orgel befinden.

Südöstlich von Kirchheim zieht sich das von der Pfrim durchflossene reizende Zeller Thal hin mit einer Menge von Dörfern und Mühlen. In der Nähe des wohlhabenden Dorfes Albisheim stand eine königl. Burg Albolfesheim oder Albulfi villa, in welcher Ludwig der Fromme öfters Hoflager hielt.

Bereits im Jahre 835 schenkte dieser Kaiser die Hauptkirche zu Albisheim oder Alvesheim, zwischen Gomaritesheim (Gauersheim) und Stetin (Stetten), mit Gütern und Leibeigenen nebst dem Schlosse Hohenfels im Hofe Albisheim (?) der Abtei Prüm in der Eifel, und noch heute werden die Stiftungen des Kaisers alljährlich durch Gottesdienst und Vertheilung von Wecken und Brod, welche stiftungsgemäß aus einer bestimmten Quantität Frucht gebacken werden müssen, im dankbaren Andenken der Gemeinde erhalten. — Ob die Burg Hohenfels, wovon ein großes aus dem Hause Bolanden stammendes Geschlecht seinen Namen führte, in der Gemarkung von Albisheim gelegen sei, ist sehr zweifelhaft; sie ist wohl sicherer am Donnersberg zu suchen, wo ein anderes Alvesheim gelegen haben mag, und zwar zwischen Falkenstein und Wildenstein. (Siehe S. 217.)

Nahe bei Albisheim liegt gar freundlich auf einem Hügel das kleine Dorf Zell, von welchem das Thal seinen Namen hat. Zell verdankt seine Entstehung dem englischen Priester Philipp, der sich unter dem fränkischen Könige Pipin hier eine Klause errichtet hatte, bei welcher eine dem h. Michael geweihte Kapelle gegründet wurde. Nach dem Tode Philipp's, der sich durch viele von ihm verrichtete Wunder den Ruf der Heiligkeit erworben hatte, bildete sich nach und nach das berühmte Stift Zell, dessen Kirche noch übrig ist und einst viele Reliquien von Heiligen bewahrte.

Die älteste Urkunde ist nach „Büttinghausen's Beyträgen zur Pfälzischen Geschichte" vom Jahre 1135; dieselbe findet sich bei Crollius in einem Auszuge und vollständig bei Würdtwein. Im Jahre 1551 wurde Zell, Cella, Praepositura insignis ad Primam, der Heidelberger Universität einverleibt, welche viele Zellische Urkunden verwahret, unter anderen eine vom Jahre 1206, in welcher „Fridericus comes de Liningen" bekannt macht: Quidquid juris in furnis bannitis in tota villa de Cella habui perpetualiter concessi potestate tanta ecclesie prefate tradita (beati Philippi in Cella) quod nullus in jam dicta villa absque consensu ecclesie aliquem furnum audeat edificare u. s. w. — Eine andere Urkunde betrifft die Fundation der Zellischen Bruderschaft, weche im Jahre 1407 gestiftet wurde und nicht mit der älteren confraternitas S. Albanensium cum Cellensibus zu verwechseln ist (1346). Das Sanctuarium und die Ueberreste der Heiligen wurden alle 7 Jahre mit großer Feierlichkeit den Gläubigen gezeigt, was jedoch 1531 „propter claves absentes", vielleicht auch wegen der Reformation unterblieb.

Zell war ein Hauptwallfahrtsort unserer Gegend und scheint besonders von Solchen besucht worden zu sein, welche durch Wallfahrt, Gebet und Opfer einen Leibeserben zu erhalten hofften. Diese Wallfahrer, darunter Könige, Königinnen, Fürsten und Grafen, opferten außer anderen Gaben häufig ein goldenes oder silbernes Kind; viele ließen sich auch in die Bruderschaft aufnehmen. So heißt es in einer Urkunde:

„Item der wolgeborne Johann grave zu Nassauw zu „Vianden zu Dieze herre zu Breda und die hochgeborne „frauw Elizabeth geboren Landgraffin zu Hessen und Katzen„elnbogen sin eliches gemahel darzu graff Wilhelm von Nassauw „ire son und walpurgis geboren von eckgmont — sin gemahel. „Die zwey jongen eliche gemaheln haben sich gebrodert zu der „broderschafft sant Philippi mit eyn silbern Kindelin.

„Anno dni XVCVIII. (1508) — ist hie by sant philips „gewesen der vest jungher Diether von Buches und sin „eliche hußfrawe Margretha Wolffin von Sponheym „und haben sich gebrudert — mit einem opfer und einem silbern „Kindelin vergolt hat eyn fuße unden und flugell als ein engel „und ein crutze in der hant." *)

*) Auch Maria Blanka von „meylantt", Gemahlin des Kaisers Maximilian I., war mit großem Gefolge in Zell. 1495.

Jetzt ist Zell, soweit es uns bekannt ist, ein fast ausschließlich protestantischer Pfarrort.

Zell hat nicht bloß eine sehr reizende Lage, sondern auch, wie die Nachbarorte, einen sehr ergiebigen Boden. Sein Weinbau hat in der neuesten Zeit, insbesondere durch die rationelle Behandlung des Herrn Advocaten Golsen aus Zweibrücken und des Herrn Apothekers Ape einen bedeutenden Aufschwung gewonnen und liefert ein Erzeugniß, das sehr beliebt ist und mit hohen Preisen bezahlt wird.

Von Zell begeben wir uns zurück nach dem Städtchen Göllheim, das uns weniger wegen seiner angenehmen Lage als wegen der geschichtlichen Erinnerungen, die mit seinem Namen verbunden sind, interessirt. Hier befindet sich gegen Süden und Westen die Wahlstatt, wo Kaiser Adolph von Nassau nach heldenmüthigem Kampfe mit seinem Gegner Albrecht von Oestreich Krone und Leben verlor. Es war um die Mittagsstunde des 2. Juli 1298, als Adolph, den die Ungeduld mitten in das Kampfgewühl getrieben hatte, nachdem zwei Ritter, die des Oestreichers Rüstung und Feldzeichen trugen, von seiner Hand gefallen waren, den Streichen seines ehrgeizigen Gegners erlag und unter den Händen eines Knechtes, der dem zum Tode Verwundeten und halb bewußtlos am Boden Liegenden den Hals durchschnitt, sein eines bessern Looses würdiges Leben schloß.*) An der Stelle, wo der unglückliche Kaiser den Tod gefunden, ließ Einer seines Geschlechtes, um der Nachwelt die Erinnerung an den verhängnißvollen Tag zu bewahren, eine starke Mauer erbauen und in deren Mitte ein einfaches steinernes Crucifix einfügen, dem zur Rechten eine Steintafel mit einer jetzt unleserlichen Inschrift den Zweck des Denkmals angab. Als dieses im Verlaufe der Zeit stark Noth gelitten hatte, ließ Graf Ludwig von Nassau 1611 dasselbe wieder ausbessern und zur Linken des Christusbildes auf einer Steinplatte die jetzt noch vorhandene Inschrift anbringen: Anno Milleno Trecentis Bis Minus Annis In Julio Mense Rex Adolphus Cadit Ense. — Reno-

*) In Bezug auf das Detail dieser denkwürdigen Schlacht verweisen wir den Geschichtsfreund auf J. Geißel's treffliche Monographie: „Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim. 1835.“ Der Verfasser, unser berühmter Landsmann aus Gimmeldingen, ist seitdem Erzbischof von Cöln und Cardinal geworden.

vatum Hoc Monumentum Sub Ludovico Comite Generosissimo a Nassau. Anno 1611.

Dieses Denkmal wurde während der französischen Revolution, die keine Schonung kannte, sehr beschädigt; dem Christusbilde wurden die Arme abgeschlagen, die Wappen zerstört. Im Jahre 1828 nahm es der kunstsinnige, hochverdiente Regierungs-Präsident, Herr v. Stichaner, in seinen Schutz, und jetzt erhebt sich neben dem alten Königskreuze eine offene Feldkapelle, welche nach dem Plane Voit's erbaut wurde. Die Kosten zum Bau so wie zum Ankauf der nöthigen Fläche lieferte, außer einem Beitrage des Herzogs von Nassau, der Erlös aus der oben S. 221 angeführten Schrift des Cardinal-Erzbischofs v. Geißel. So ist nun auf würdige Weise das Andenken des hier gefallenen deutschen Helden geehrt.

Das Königskreuz.

Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Schon seit langer Jahre Raum,
Von dem Blitze halb zerschlagen,
Steht ein alter Rüsterbaum.
Trauernd ruht in seinem Schatten
Eines Kreuzes steinern Bild,
Drauf die Zweige, wie zum Schutze,
Sich herniederbeugen mild.

Wohl bedeutsam ist die Stätte,
Die ein solches Zeichen schmückt,
Das nur selten, wo die Freude
Sich gebettet, wird erblickt.
Ward ein Mord einst hier begangen,
Oder birget wen das Grab,
Dem des Freundes Hand ein Zeichen
Seiner treuen Liebe gab?

* * *

Glüh'nde Strahlen wirft die Sonne
Nieder in des Thales Schooß,
Wo zur Aernte reif die Saaten
Harren rüst'ger Schnitter bloß.
Aber an den Hügelhängen
Hat der Herrscher Machtgebot
Andre Saaten aufgepflanzet,
Deren Schnitter ist der Tod.

In dem bergumkränzten Thale,
Hei, wie braust die laute Schlacht!
Heute gilt es Kron' und Leben,
Messen will sich Macht mit Macht.
Mördrisch treffen sich die Heere,
Und in heißer Kampfesgluth
Achten sie nicht ihrer Wunden,
Kargen nicht mit ihrem Blut.

Lange schwankt des Sieges Wage,
Immer wilder tobt der Streit;
Jeder ist zum Heldentode,
Wie zum Siege, gleich bereit.
Ob auch ganze Schaaren sinken,
Hingemäht vom scharfen Schwert,
Dennoch furchtlos stehn die Kämpfer,
Alle höchsten Ruhmes werth.

Und der Kaiser, kampfbegierig,
Sprenget vor auf hohem Roß,
Oestreich's falschen Herzog suchend
In der Streiter dichtem Troß.
„Heute wirst du nicht entrinnen,
Wie du, Feiger, oft gethan,
Reich und Leben sollst du lassen
Hier zur Stund'!" ruft er ihn an.

Und mit hochgeschwungnem Stahle
Dringt der Kaiser auf ihn ein;
Jener steht in kalter Ruhe,
Unbekümmert um sein Dräun;
Hebt das Schwert zum Todesstreiche,
Der vernichtend niederfährt
Und den todeswunden Kaiser
Niederschleudert von dem Pferd.

Mittag war's, im nahen Kloster
Schlug die Glocke zwölfmal an,
Als der hochgesinnte Kaiser
Endete die Heldenbahn.
Unter Rosseshufen liegend
Und mit Staub und Blut bedeckt,
Ward die kaiserliche Leiche
Nach der Mordschlacht spät entdeckt.

* * *

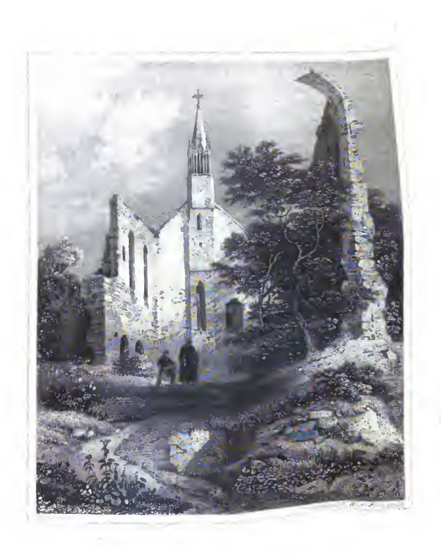
Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Wo geflossen Kaiserblut,
Steht ein steinern Kreuz in eines
Alten Rüsterbaumes Hut.

Schattend neigen sich die Zweige
Auf des Helden Todtenmal,
Leise schauernd, wenn des Frühlings
Lüfte wehen durch das Thal.

Ungefähr dreiviertel Stunden von Göllheim, in einem einsamen, lieblichen Thälchen liegt der Rosenthaler Hof, an dessen Stelle ehemals das Cisterziensernonnen-Kloster Rosenthal stand. Unter den durch Schönheit ausgezeichneten Ruinen des Klosters nimmt vorzugsweise der beinahe noch unversehrte, zierliche Thurm unsere Bewunderung in Anspruch. Derselbe ist in gothischem Style bis zu seiner Spitze aus glatt behauenen Steinen zusammengefügt und erhebt sich leicht wie ein schlank aufgeschossener Baum in die Lüfte. Ein aus Rosen zusammengesetztes steinernes Kreuz schmückt seinen fein und kunstreich gearbeiteten Helm und deutet sinnbildlich den Namen des Klosters an, welchen dasselbe von dem Familienwappen seines Stifters, des Grafen Eberhard von Eberstein, der eine Rose in seinem Wappen führte, erhalten zu haben scheint.

Die Zeit der Erbauung des Klosters ist das Jahr 1241. Nicht bloß von seinem Stifter, sondern auch von andern Seiten her mit Geschenken reich bedacht und zudem vom Papste mit bedeutenden Privilegien ausgestattet, kam dasselbe bald zu großem Ansehen, in welchem es sich, ungeachtet der großen Beschädigungen, die es in den Fehden des Kurfürsten Friedrich I. und mehr noch in dem Bauernkriege erlitt, bis zur Reformation erhielt, welche seine Auflösung herbeiführte. Die letzte Aebtissin, Elisabethe von Geispizheim, übergab 1572 das Kloster sammt allen Zugehörungen an den Grafen Philipp IV. von Nassau, welcher 1573 einen weltlichen Schaffner darüber bestellte. Zwar wurde im dreißigjährigen Kriege das Kloster dem Cisterzienser-Orden wieder eingeräumt, aber in Folge des westphälischen Friedens fiel es 1651 wieder an Nassau zurück. Da seitdem auf die Unterhaltung der Gebäulichkeiten nichts verwendet wurde, so geriethen sie in Verfall, wozu die Anlegung des jetzigen Maierhofes das Ihrige beitrug.

Während der Schlacht bei Göllheim hatte Albrecht von Oestreich hier sein Hauptquartier, aus welchem Umstande hervorgeht, daß die nachfolgende Sage auf keinem historischen Grunde beruht. In einem Gefechte gegen den Bischof von Straßburg, erzählt dieselbe, war Adolph von Nassau einst durch



einen Pfeilschuß gefährlich verwundet und zur Heilung in ein Elsaſſer Kloster gebracht worden. Hier pflegte ihn Imagina, eine junge Nonne, mit der zärtesten Sorgfalt, welche bald in innige Liebe gegen den Kranken überging. Adolph war beinahe gänzlich genesen, als die Nonne ihn in einer Nacht vor einem heimlichen Ueberfalle des Bischofs, der ihr durch Zufall bekannt geworden war, warnte und sich erbot, ihn aus der ihm drohenden Gefahr zu retten. Der Kaiser ließ sich hierauf von ihr durch eine geheime Pforte auf verborgenen Pfaden zum Rheine führen, wo er von Liebe und Dankbarkeit durchdrungen, sie durch Bitten bewog, ihm zu folgen und sein Weib zu werden. Imagina begleitete nun den Geliebten überallhin; auch auf seinem Zuge nach Göllheim folgte sie ihm. Am Tage der Schlacht verweilte sie im Kloster Rosenthal und flehte den Himmel um Sieg an für seine Waffen. Der Tag verging für sie ohne Kunde von des Gatten Schicksal. Da vernahm sie am Abend ein ängstliches Winseln vor der Klosterpforte. Das Schrecklichste ahnend öffnet sie und erblickt des Kaisers getreues Windspiel, das sie durch seine Gebärden aufzufordern scheint, ihm zu folgen. Dem treuen Thiere durch Wald und Feld nachgehend, kommt sie zur Wahlstatt, wo sie bei Mondschein des Gatten schrecklich verstümmelte Leiche findet. Sie ließ dieselbe nach Rosenthal bringen und durch die Klosterschwestern daselbst begraben und betete dann, aller Hoffnung entsagend, ohne Unterlaß über der Gruft, bis der Tod sich ihrer erbarmte und sie mit dem Geliebten wieder vereinigte.

Weil Albrecht der Leiche Adolph's das kaiserliche Begräbniß in Speyer verweigert hatte, so wurde sie in einem einfachen Sarg in der Klosterkirche von Rosenthal begraben, wo sie bis 1309 blieb, in welchem Jahre sie unter Albrecht's Nachfolger Heinrich von Luxemburg nach Speyer abgeführt und feierlich mit dem eines Kaisers würdigen Gepränge in dem Dome beigesetzt wurde.

In geringer Entfernung von Rosenthal erblicken wir bei dem Dörfchen Stauf auf hoher Bergspitze die wenigen Trümmer der alten Burg Stauf, eines frühern Besitzthums der Grafen von Zweibrücken, von welchen die ganze Herrschaft Stauf an Nassau kam. Wir besteigen den Berg, uns an der malerischen Aussicht zu erquicken. Obgleich nicht ausgedehnt, zieht sie uns doch an durch den lieblichen Wechsel von fruchtbaren Thälern

und theils reich bewaldeten, theils fleißig angebauten Berghängen und von freundlichen Dörfern, die hie und da sich bald verstecken, bald offen hervortreten.

Von hieraus kehren wir zurück zum Donnersberge, um das an dessen südwestlicher Seite sich hinziehende Falkensteiner Thal zu besuchen. Bei einer Ausdehnung von einer kleinen Stunde bildet dasselbe eine der reizendsten Partien der ganzen Gegend und ist mehr als manche hochgepriesene Landschaft des Besuches werth. In wilder Schönheit erheben sich zu beiden Seiten schroffe Berge, die mit ihren dunkeln Wäldern dem Ganzen einen schauerlichen Anstrich geben, und den tiefen Thalgrund durcheilt ein klares Bächlein, in das die Berge ihre langen Schatten werfen. Zur rechten Seite führt uns, nachdem wir eine enge Schlucht durchschritten haben, ein schmaler Pfad, der sich an einer hohen und steilen Felswand hinanwindet, zu der sogenannten Räuberhöhle, welche sich weit in den Felsen hinein erstreckt. Der schönste und überraschendste Anblick aber wartet unser in dem Hintergrunde des Thales. Hier thront auf einem hohen fast senkrechten Felsen die Burg Falkenstein, die selbst in ihren Trümmern noch von ihrer vormaligen Größe und Pracht zeugt und das Stammhaus der berühmten Grafen von Falkenstein ist. Am Fuße des Berges ruht das zwar unansehnliche, aber höchst romantisch gelegene Dörfchen Falkenstein, das wie schutzflehend zu der stolzen Feste aufzublicken scheint und in seiner wilden Umgebung das Gemüth wohlthuend anspricht.

Die Burg wurde wahrscheinlich im 12. Jahrhundert erbaut und scheint bis zum 30jährigen Kriege keine besonderen Schicksale gehabt zu haben. Erst gegen das Ende dieses Krieges traf das Verderben auch sie. Im J. 1644 erstiegen die Schweden Falkenstein und nahmen die darin befindlichen Gelder des Herzogs von Lothringen, der die Grafschaft Falkenstein vom Reiche zu Lehen trug, ungefähr 60,000 Reichsthaler, verließen die Burg aber wieder, ohne dieselbe beschädigt zu haben. Zum zweitenmale wurde sie 1647 von dem französischen Feldmarschall Schönbeck eingenommen, der sie an drei Stellen sprengen und die Befestigungswerke schleifen ließ. Mehrere wichtige, die Grafschaft Falkenstein betreffende Papiere, die sich in der Burg befanden, wurden bei dieser Gelegenheit glücklicher Weise gerettet. Unter diesen Papieren befand sich auch das Tagebuch eines Hofmeisters eines der letzten Grafen von Falkenstein, aus welchem



wir Folgendes mittheilen: „Als die beiden jungen Grafen anfingen, bengelhaft zu werden, hat sie ihr Herr Vater zu den Rauen nach Grumbach gesandt, um Mores zu lernen, und hat solchen ein gräflich Reisegeld mitgegeben, einem jeden 30 Albus. — Item: die Erzählung von einem Kirchweihfest in Marienthal, wo die jungen Grafen mit ihrem Hofmeister drei Tage gebanketirt und sich gräflich aufgeführt haben, so daß sie in diesen drei Tagen die ungeheure Summe von 9 Albus verpraßten." Was würde der gute Hofmeister wohl gesagt haben, wenn ihm Reise- und Wirths-Rechnungen aus unsern Tagen zu Gesichte gekommen wären?

Die Burg war zwar zerstört, aber doch immer noch in einem solchen Zustande, daß ein lothringischer Commandant mit seiner Mannschaft dieselbe besetzt halten konnte; derselbe wurde aber 1654 von den Bauern, welche die Burg erstürmten, erschlagen und die Besatzung vertrieben, die jedoch ebenfalls in der schon früher erwähnten Mordkammer den tobenden Bauern unterlag. Seitdem gerieth die Burg in immer größern Verfall, der dadurch noch beschleunigt wurde, daß die brauchbarsten Bausteine an dem Mauerwerke von den Einwohnern des unten liegenden Dorfes zum Bauen ihrer Häuser benutzt wurden. So befindet sich unter andern noch jetzt vor der Hausthüre eines dortigen Bürgers ein Stein, welcher früher über dem Hauptthore der Burg eingemauert war mit der Inschrift: „Melchior, wie du willt!" Ueber diesen Stein erzählt die Sage Folgendes: Einer der letzten Grafen von Falkenstein hatte einen Bruder Namens Melchior, der aus unbekannten Gründen feindlich gegen ihn gesinnt war. Eines Morgens erschien Melchior mit seinen Reisigen vor Falkenstein und forderte unter Drohen und Schimpfen seinen Bruder zum Zweikampfe heraus. Dieser suchte vom Fenster aus durch begütigendes Zureden den Zorn seines Bruders zu besänftigen, aber ohne Erfolg; der erbitterte Melchior drohte die Burg zu stürmen. Als nun der Graf sah, daß alles Zureden vergebens sei, schloß er das Fenster mit den Worten: „Melchior, wie du willt!" Durch diesen Ausruf wurde Melchior, der durch die nachgiebige Gesinnung seines Bruders ohnehin schon gerührt worden war, vollends überwältigt. Er begehrte Einlaß und bei festlichem Schmause feierten die Brüder ihre Versöhnung, zu deren Andenken jene Worte in einen Sandstein eingehauen und über dem Thore eingemauert wurden.

Gegenwärtig ist die Burg im Besitze des Freiherrn v. Gienanth, der sie vor weiterer Beschädigung schützt und die schönste Stelle des Thales durch geschmackvolle Anlagen noch schöner und anziehender gemacht hat.

In dem nahen Dorfe Marienthal zieht die schöne gothische Kirche, das Ueberbleibsel eines um 1145 hier gestifteten Nonnenklosters der Prämonstratenser, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie wurde, weil sie baufällig geworden war, vor nicht langer Zeit abgebrochen und in dem ehemaligen Baustyle wieder aufgeführt. Im Innern finden wir unter der Orgel die in Sandstein gearbeiteten Grabmäler der Grafen von Falkenstein. Auf dem ersten Sarkophag sind die sieben Kinder eines der Grafen, welche in den Jahren 1556 — 1563 starben und sämmtlich nicht Ein Jahr alt wurden, abgebildet mit der Ueberschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich." Außerdem zeichnet sich der Grabstein des 1579 verstorbenen Johannes von Dhaun, Grafen zu Falkenstein, welcher die Augsburgische Confession in der Grafschaft einführte, durch schöne Arbeit aus.

Die ganze Grafschaft Falkenstein bestand aus verschiedenen abgesonderten Territorien oder Herrschaften. Der Hauptheil lag südlich und südwestlich vom Donnersberg und reichte bis zu den pfälzischen Aemtern Otterberg und Rockenhausen. Winnweiler war der Hauptort. Getrennt davon lag nördlich die Herrschaft Gangrehweiler und westlich hiervon die Herrschaft Stolzenberg auf beiden Seiten der Alsenz von Dielkirchen bis zum Dorfe Cölln. Letztere besaßen die Grafen von Falkenstein in Gemeinschaft mit Pfalzzweibrücken; früher hatten die Stolzenberg'schen Orte zu den raugräflichen Besitzungen gehört. Das Schloß Stolzenberg, wovon kaum mehr eine Spur vorhanden ist, lag bei Baierfeld in der Nähe des Stolzenberger-Hofes.

Wer sich für die Geschichte der schönen Gegend am Donnersberg, der Herrschaften Boland, Dannenfels, Stauf, Falkenstein, Stolzenberg, näher interessirt, den verweisen wir auf „Ad. Köllner's Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Boland und Stauf. Herausgegeben von dem historischen Verein für Nassau." Wiesbaden 1854. Wir beschränken uns darauf, bezüglich der Grafschaft Falkenstein beizufügen, daß Herzog Karl IV. von Lothringen, nachdem sein wegen des pfälzischen Wildfang-Rechts mit der Pfalz geführter Krieg zu Ende war, wobei

die Pfälzer die Schlösser Landstuhl, Hoheneck, Winnweiler und Falkenstein demolirten, Lothringen an seinen Neffen Karl V. abtrat, unter der Bedingung, daß sein natürlicher Sohn, Karl Heinrich v. Vaudemont, nebst der Herrschaft Bitsch, Saarwerden &c. auch Falkenstein erhalte. Diese Bedingung nahm Karl V. im J. 1670 an, und so wurde Falkenstein ein Besitz des Prinzen Karl Heinrich und dann seines Sohnes Karl Thomas v. Vaudemont. — Als Frankreich durch seine „Reunionen“ auch Lothringen u. s. w. wegnahm, verlangten die Grafen v. Manderscheid und Löwenhaupt als Nachkommen der Gräfin Sidonia v. Falkenstein die Grafschaft als ihr Erbe und erhielten sie wirklich durch die Reunionskammer von Metz als französisches Lehen zugesprochen. Der Ryswicker Friede aber gab sie 1697 wieder dem früheren Besitzer, Karl Thomas von Vaudemont, kaiserlichem Feldmarschall und Statthalter zu Mailand, zurück. — Vaudemont kam in der Schlacht bei Ostiglia (1704) um, und seine Besitzungen fielen wieder an den Herzog von Lothringen, Leopold I., der sie 1729 an seinen Sohn Franz Stephan vererbte.

Dieser Franz Stephan trat 1737 zwar sein Herzogthum Lothringen an Frankreich ab und erhielt dafür als Entschädigung das Großherzogthum Toskana, die Grafschaft Falkenstein aber behielt er. So kam dieselbe, da er mit Maria Theresia von Oesterreich vermählt war und 1745 Kaiser wurde, an das Haus Oesterreich, bei dem sie blieb, bis die französische Revolution und der Lüneviller Friede allen deutschen Besitz des linken Rheinufers aufhob. —

Das Alsenzthal.

Dieses Thal führt seinen Namen von der Alsenz, welche bei Alsenborn entspringt und das Thal seiner ganzen Länge nach von Süden nach Norden durchströmt und gewöhnlich still und friedlich zwischen seinen großentheils mit Erlengebüsch besetzten Ufern dahinfließt, aber durch Regengüsse angeschwellt nicht

selten Verheerungen anrichtet. In seinem südlichen Theile finden wir das schon genannte freundliche Städtchen Winnweiler als den Hauptort, und ganz nahe bei Hochstein die großartigen v. Gienanth'schen Eisenwerke, Hochöfen, Gießereien, Hammer- und Walzwerke, welche mit den schönen Wohngebäuden, Gärten und Parkanlagen des Besitzers die ganze Gegend beleben und verschönern. Der nächste Theil des Thales bietet wenig Anziehendes, um so mehr aber der nördliche. Wir versetzen daher den Leser sogleich dorthin, wo es sowohl durch die Menge von Naturschönheiten als durch geschichtliche Bedeutsamkeit unserm Zwecke entspricht.

Wir beginnen mit dem Moschellandsberge, der bei dem schön gelegenen Städtchen Obermoschel sein mit Wald geschmücktes und mit den Ruinen der alten Burg Landsberg gekröntes Haupt hoch in die Lüfte erhebt. Ein breiter und bequemer Weg führt uns hinan. Eine prächtige Gebirgslandschaft umgibt uns, wenn wir die Spitze des Berges erreicht haben. Auf der einen Seite erscheint der Donnersberg, während auf der andern die Ruinen von Altenbaumberg, der Rheingrafenstein, die Gans und der Rothenfels unsere Blicke auf sich ziehen und durch ihre sonderbaren Formen der Phantasie reichen Stoff zu angenehmer Beschäftigung gewähren. Nachdem das Auge bewundernd über Felsen und Berge sich ergangen hat, wird es sich gerne auch in die Tiefe senken und dem Städtchen, welches mit seiner schönen Kirche malerisch am Fuße des Berges ruht, einen freundlichen Blick gönnen.

Die Ruine, an deren Eingang sich ein sehr großer runder Thurm befindet, ist sehr ausgedehnt und zeigt ein außerordentlich festes Mauerwerk. Ob die Burg, wie aus manchen Umständen hervorzugehen scheint, schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts bestanden, ist unausgemacht, jedenfalls aber wurde sie vor dem 13. Jahrhundert erbaut, wahrscheinlich von den Bischöfen von Worms, welche als Lehnsherren erscheinen und dieselbe den Grafen von Veldenz zu Lehen gaben. Die Grafen, welche nur selten dahin kamen, hatten Burgmannen hineingesetzt, die sich den Namen „Ritter von Landsberg" beilegten. Nach dem Tode des Grafen Friedrich III. von Veldenz fiel die Burg an den Gemahl von dessen Tochter Anna, den Pfalzgrafen Stephan von Zweibrücken, welcher dieselbe auf seinen Sohn, Ludwig den Schwarzen, vererbte. In der Fehde, in welche





dieser kriegerische Fürst mit Friedrich dem Siegreichen verwickelt war, wurde die Burg und die Stadt Obermoschel von dem letztern 1471 hart belagert, wobei die Stadt durch Unterhandlungen die ihr drohende Gefahr abzuwenden suchte, die Burg aber so lange Widerstand leistete, bis Ludwig von Meisenheim aus seinem Gegner den Frieden anbieten ließ. Nach dieser Zeit bis gegen den Anfang des dreißigjährigen Krieges kamen die Herzoge von Zweibrücken öfters hierher, um Hof zu halten. Der Bruder des Herzogs Johann II., Friedrich Casimir, hatte seinen beständigen Sitz hier und wurde der Stifter der Landsberger Linie, welche bis 1681 die Burg besaß, worauf dieselbe wieder an Zweibrücken zurückfiel. Als Spinola die Pfalz mit seinen Truppen überzog, ergab sich die Burg ohne Schwertstreich, wurde aber 1631 von den Schweden wieder erobert und ihren Herren zurückgestellt. Nach der Einnahme von Meisenheim bemächtigte sich 1635 der Obrist Moriame auch des Landsberges und ließ ihn in Brand stecken. Zwar ließen die Herzoge von Zweibrücken nach geendigtem Kriege die Burg wieder herstellen, aber schon 1689 wurde dieselbe gesprengt und zur Ruin gemacht.

Die Gegend von Obermoschel ist nicht bloß großentheils mit fruchtbarem Boden, sondern auch mit unterirdischen Schätzen ausgestattet. In dem Landsberge befinden sich ziemlich ergiebige Quecksilbergruben, welche schon über 300 Jahre im Gange sind und gegenwärtig auf Rechnung einer englischen Gesellschaft betrieben werden. Marmor bricht man in dem nahen Seelberge, in welchem sich in früheren Zeiten auch ein Silberbergwerk befand.

Südlich von dem Landsberge finden wir die Reste der Burg Randeck auf einem hohen Berge. Noch 1783 war die Burg bewohnt, und erst in der neueren Zeit wurde der größte Theil derselben abgebrochen. Ebenso erblicken wir in etwas geringerer Entfernung nördlich von Obermoschel die verödeten Mauern der Burg Löwenstein, welche wahrscheinlich mit dem Landsberge zerstört wurde.

Unsere Wanderung richtet sich nun nach Altenbaumberg, das sich schon von dem Moschellandsberge aus unsern Blicken gezeigt hat. Hoch und steil erhebt sich der Berg, der auf seiner Spitze die interessanten Trümmer des Stammhauses der alten Raugrafen trägt und eine ähnliche, nur noch ansprechendere

Aussicht darbietet als die vorhin genossene. Bescheiden lehnt sich das Dorf Altenbaumberg an den Fuß des Berges, welchen die Alsenz bespült, die nicht weit davon eine malerisch gelegene Mühle treibt. Ringsum thürmen sich hohe Berge auf, die durch das frische Grün ihrer Wälder das Auge laben und die öden Felsmassen und die dunkeln Burgruinen, welche sich hie und da auf den Höhen zeigen, weniger todt erscheinen lassen. Weitaus bringt der Blick; ihn fesseln die scharf abgegrenzten Umrisse des Landsberges; schauerlich erheben sich die Zacken des Rothenfelses und des Rheingrafensteins, und wie ein Ruheplatz winkt uns aus dem Hintergrunde des Thales die Ebernburg zu. Ganz dem stolzen Sinne der mächtigen Raugrafen entsprechend ist die Stelle, wo sie als Herrscher des umliegenden Landes hausten, und wenn ein Lieblingsgedanke der gegenwärtigen Zeit, alte Burgen in ihrer ehemaligen Gestalt wieder herzustellen, auch in der Pfalz Anklang finden sollte, so möchte unsere Burg nicht unter die letzten zu zählen sein, welche es verdienten, die Blicke eines reichen und alterthumsliebenden Gönners auf sich zu ziehen.

Die Burg selbst liegt gänzlich in Trümmern, die großentheils mit Dorngestrüpp überwachsen sind. Gegen Norden war dieselbe durch einen tiefen in Felsen gehauenen Graben von der Bergkoppe geschieden, so wie sie gegen Osten ein Thaleinschnitt von dem höheren Berge trennte, dessen östlicher Abhang mit üppigen Reben bepflanzt ist. Obwohl das Ganze ein großer Trümmerhaufen ist, so lassen sich doch noch deutlich drei in verschiedenen Zeiten entstandene Baue unterscheiden, welche ehemals die Burg bildeten. Der älteste von diesen Bauen war seiner Construction nach unstreitig der nördliche, dessen Hauptmauer noch eine bedeutende Höhe hat. Von größerer Ausdehnung war die Mittelburg, welche durch Mauern, die mit Thürmen versehen waren, mit der Vorderburg in Verbindung stand. Der dritte Bau befand sich auf der Südseite.

Wie die ganze frühere Geschichte der Raugrafen noch unaufgehellt ist, so ist es auch die Geschichte ihrer Stammburg. Ihr Ursprung dürfte in das 11. Jahrhundert fallen; nur das ist gewiß, daß die Raugrafen, als ihr Geschlecht mächtiger wurde und zunahm, noch die beiden andern Burgen zu der ersten hinzu bauten. Nach der Erbauung von dem nahen Neuenbaumberg trennte sich die Familie in zwei Linien, welche sich die Namen

ihrer Burgen beilegten. Als 1385 der Mannsstamm von Altenbaumberg erloschen war, fiel die Burg an Philipp von Bolanden, den Gemahl der Großtante des letzten Raugrafen, wurde aber von Philipp II. von Neuenbaumberg durch seine Heirath mit Anna von Bolanden wieder an das raugräfliche Geschlecht gebracht. Durch mehrere stückweise Verpfändungen war endlich die ganze Burg in den Besitz von Kurpfalz gekommen, welches sie, nachdem es verschiedene edle Geschlechter damit belehnt hatte, an Zweibrücken abtrat, von dem dieselbe im 18. Jahrhundert durch Tausch an die Fürsten von Ysenburg überging.

In dem dreißigjährigen Kriege wurde die Burg abwechselnd von den Schweden und den Kaiserlichen besetzt, ohne dabei ungewöhnlich beschädigt zu werden. Aber 1689 schlug ihre letzte Stunde, als die Franzosen die festen Mauern sprengten und ihrer Zerstörungswuth nicht eher Genüge gethan zu haben glaubten, als bis sie das Werk der Vernichtung gänzlich vollbracht hatten. Ein bitteres Gefühl gegen die Urheber einer solchen zwecklosen Zerstörung muß unser Herz erfüllen bei dem Anblick dieser Ruinen, die uns in ihrer Verlassenheit ein trauriges Bild von der Richtigkeit irdischer Größe geben. Gestürzte Mauern und zerbröckelte Steine allein erinnern uns an das ritterliche Geschlecht, das, einst reich an Tapferkeit und hohem Sinn wie nicht weniger an Macht und Besitzungen, kraftvoll von hier aus den schönen Gau beherrschte. Wie seine Wiege ist es selbst gefallen und hat uns seine in die Verhältnisse des Landes tief eingreifende Geschichte gleichsam nur als Ruine hinterlassen, in welche die Sage eingezogen ist, um durch ihre belebende Gegenwart die dürftigen Räume zu verschönern.

Vor alter Zeit, so lautet die mystische Kunde aus der Mährchenwelt, wuchs in der Mitte des Burghofes mit jedem Jahre aus dem harten Steinpflaster ein Lilienstengel hervor, der immer nur zwei reich duftende Blüthen trug. Der Stengel mußte gefeit sein, denn so oft man ihn auch abbrechen mochte, er wuchs immer wieder nach; selbst als Einige in rohem Muthwillen der Wurzel nachgruben, um sie zu vertilgen, konnten sie nichts entdecken. Ein anderer Gegenstand des allgemeinen Staunens war der alte Raugraf, dessen Alter Niemand anzugeben wußte, und der stumm und taub wie ein Vermächtniß vergangener Jahrhunderte von Allen mit ehrfurchtsvollem Mitleid betrachtet und behandelt wurde. Tiefes Leid sprach aus allen seinen Zügen,

aber was sein ruhebedürftiges Herz drückte, Niemand wußte es. Nur so viel konnte man errathen, daß sein trostloser Schmerz in Beziehung stehen müsse zu der geheimnißvollen Lilie. Denn jeden Tag, sobald sich die Sonne zu ihrem Untergange neigte, begab sich der Greis mit wankenden Tritten hinaus in den Burghof an die Stelle, wo die Lilie blühte, und blieb hier weinend und betend auf den Knieen liegen, bis die Nacht heraufgezogen kam. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich von Jahr zu Jahr. Ein Menschenalter nach dem andern verging, aber es schien, als laste ein schwerer Fluch auf dem Haupte des Unglücklichen: Er konnte nicht sterben. Da begab es sich nach langen Jahren zu der Zeit, als Alles in Blüthe stand und auch die Lilie wieder blühte, daß ein junger Pilger von holdseligem Angesichte zu der Burg kam. Der Burgherr, ein frommer Mann, nahm ihn freundlich auf. Kaum hatte der Pilger den Greis erblickt, als er ihm mit milder Stimme Ruhe und Erlösung verkündigte, denn angenommen worden sei die harte Buße, die er seit so vielen Jahren mit reuigem Herzen gethan. Und nun begann er auf Befragen des Burgherrn, ob er das Geheimniß des Greises kenne, zu erzählen, daß einst ein Raugraf auf Abenteuer ausgegangen sei und auf seinem Zuge ein Fräulein kennen gelernt und als seine Hausfrau heimgeführt habe. Bald aber habe sein unruhiger Sinn ihn wieder hinausgetrieben, um mit andern Herren in das gelobte Land zu ziehen. Während seiner Abwesenheit sei ein Ritter, welcher des Raugrafen Gemahlin früher geliebt hatte, in Altenbaumberg erschienen in der Hoffnung, durch seine schnöden Künste die Gattin dem Gatten treulos zu machen und von dem Wege der Pflicht abzuführen. Aber die tugendhafte Frau habe allen Lockungen des Verführers kräftig widerstanden, wodurch dieser in solchen Grimm gerathen sei, daß er beschlossen habe, sich für seine Abweisung zu rächen. Als ein passendes Mittel hierzu habe er sich einen schönen jungen Knappen ausersehen, welcher bei der Raugräfin in Gunst stand. Er sei fortgezogen nach Palästina und habe dort den Raugrafen aufgesucht, in dessen Herzen er nach und nach durch tückische Einflüsterungen Zweifel gegen die Treue seiner Gattin zu erwecken gewußt habe. Von dem grimmigsten Zorn erfüllt, sei der Raugraf in seine Heimath zurückgeeilt, um Rache zu nehmen an den Schuldigen. Als Pilger verkleidet, habe er seine Burg betreten, wo er vor dem Gemache seiner Gemahlin dem jungen

Knappen begegnete, als dieser eben mit einigem Geräthe in den Händen aus der Thüre trat. Wüthend habe er sogleich denselben mit seinem Dolche niedergestoßen, und als die Raugräfin erschrocken herzusprang, um den Sinkenden aufzufangen, auch sie zum Tode getroffen. Nun habe er sich der bestürzten Dienerschaft zu erkennen gegeben, durch welche er die beiden Leichname ohne priesterlichen Segen in ein Gewölbe werfen ließ, welches hierauf fest zugemauert wurde. Am andern Morgen aber sei eine Lilie mit zwei Blüthen aus dem Grabe hervorgewachsen gewesen. Der Raugraf selber habe den Stengel ausgerissen, dieser aber sei immer wieder hervorgesproßt mit seinen zwei reinen duftigen Blüthen. Das sei dem Raugrafen schwer auf das Herz gefallen, und durch genaue Nachforschungen sei ihm klar geworden, daß er unschuldig Blut vergossen habe. Umsonst sei seine reuige Betrübniß gewesen; als Buße sei über ihn verhängt worden, daß er taub und stumm so lange leben müsse, bis ein glückliches Ehepaar aus seinem Geschlechte die Gebeine der Gemordeten christlich bestatten würde. Dann erst werde der Lilienstengel abwelken und der Verbrecher Ruhe und Frieden finden. Zweihundert Jahre sind es nun, so schloß der Pilger seine Erzählung, seit der Unglückliche unter dem über ihn ausgesprochenen Fluche schmachtet, und wenn gleich während dieser langen Zeit manch' glückliches Ehepaar die Räume dieser Burg bewohnt haben mag, so war ihm doch das Mittel, den Armen zur Ruhe zu bringen, unbekannt. Euch aber, fuhr er zu dem Burgherrn und dessen Gattin fort, euch, die ihr, wenn mich nicht Alles trügt, des reinsten Glückes nicht entbehrt, ist das Geheimniß aufgeschlossen, und ihr werdet gewiß dem Hartgeprüften den lang ersehnten Liebesdienst nicht versagen. Nein gewiß nicht, so wahr auch uns einst Gott gnädig sein möge, betheuerte der Burgherr. So wir es vermögen, soll der Fluch von ihm genommen werden. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Pilger vor ihren Augen verschwand, und hierin erkannten sie einen Wink des Himmels, das angelobte Werk sogleich zu vollenden. Gleich des folgenden Tages ließ der Burgherr das Gewölbe in dem Hofe öffnen und darin nachgraben, bis man die Gebeine fand. Sobald diese hervorgebracht waren, welkte die Lilie, und als der alte Raugraf herzukam, um wieder über dem Grabe seiner Ruhe seinen Schmerz auszuweinen, und er das Geschehene erblickte, da ward das Band seiner

Zunge gelöst, und mit einem lauten Dankrufe gegen Gott sank er todt an der Stelle nieder.

Von Altenbaumberg gelangen wir in kurzer Zeit nach Ebernburg, der Feste des edeln und tapfern Franz von Sickingen. Auf einem frei in dem Thale sich erhebenden Bergkegel, an dessen Fuß das Dorf Ebernburg in fruchtbarer Umgebung sich hinzieht, ruhen die Trümmer, einen melancholischen Contrast bildend mit der Ueppigkeit und Pracht der sie umgebenden Landschaft. Nach Süden tritt die Alsenz schimmernd aus ihrem frischen Wiesenthale hervor, Altenbaumberg erscheint auf seiner steilen Höhe, und aus Weiden- und Erlengebüsch blickt die schon dort gesehene Mühle gleichsam verschämt hervor. Im Osten streckt der Rheingrafenstein wie ein Polyp seine mächtigen Felsenarme gen Himmel und zeigt auf seiner Spitze die wenigen Reste seiner wie durch Satanskünste dorthin gezauberten Burg. Alles dies aber wird an Herrlichkeit von der Aussicht nach Norden bei weitem übertroffen. Unten zu unsern Füßen zieht die Nahe, nachdem sie die Alsenz aufgenommen, in Schlangenwindungen majestätisch durch das schöne Thal, dem die Salinen von Münster zur besondern Zierde gereichen; freundliche Dörfer winken uns zu aus der Näh und der Ferne, und gerade vor uns, jenseits der Nahe, steigt grauenerregend ein drohender Felsenriese, der Rothenfels, auf. Mindestens 900 Fuß hoch starren die zerrissenen aller Vegetation beraubten Porphyrmassen empor, ein düsteres Bild gebend von der gewaltigen Kraft, mit welcher die so gern spielende Natur zu wirken versteht. Dieser Theil der Nahe-Gegend steht an Schönheit keinem Punkte an den malerischen Ufern des Rheines nach.

Nicht minder aber als die uns umgebenden großartigen Naturscenen nimmt die Burg selbst unser Interesse in Anspruch. Ein Mann von ächt deutscher Kraft und Art, Franz von Sickingen, erblickte hier das Licht der Welt und verlebte hier in dieser den Sinn an das Große und Erhabene gewöhnenden Umgebung seine vielversprechende Jugend. Ursprünglich ein Besitzthum der Salischen Kaiser kam die Burg im Laufe der Zeit an Kurpfalz. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie für immer bei dem Kurhause verbleiben solle, überließ Kurfürst Philipp dieselbe seinem Obersthofmeister und Amtmann in Kreuznach, Schweikard von Sickingen, dem Vater Franzens. Von nun an gewinnt die Burg an Bedeutung. Der kräftige und kühne Geist Franzens,



der sich nicht zu gering achtete, selbst nach der deutschen Kaiserkrone zu greifen, machte die Ebernburg bald zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Von hier zog Franz, der erklärte Feind aller Unterdrückung, mit seinen Schaaren aus, um das übermüthige Worms zu züchtigen. Hierher kommt, nachdem der von der Reichsacht befreite Held den Dienst des Königs Franz I. von Frankreich verlassen hatte und des Kaisers Feldherr geworden war, der französische Gesandte, um ihn durch glänzende Versprechungen auf die Seite seines Herrn zu ziehen. Und als das Licht der Reformation die Dunkelheit des 16. Jahrhunderts erleuchtete und die Glaubenshelden bedrängt und verfolgt wurden, da war es die Ebernburg, die ihnen sichere Zuflucht gewährte. Hier konnte der sanfte Melanchthon ungestört seinen tiefen Betrachtungen nachhängen, von hier aus kämpfte der feurige Ulrich von Hutten mit Spott und Ernst gegen das Verderbniß der Zeit an, und selbst Luther'n bot der freisinnige Ritter eine Freistätte in seinen Mauern. Herberge der Gerechtigkeit nannte darum Ulrich von Hutten die Burg, weil sie Allen, die ungerecht verfolgt wurden, als ein gastliches Asyl offen stand. Wie sehr die Reformation dadurch, daß Franz von Sickingen den Leitern der großen geistigen Bewegung kräftigen Schutz angedeihen ließ, befördert wurde, ist klar, und deßhalb muß Jedem, der des reinen Bibelwortes sich erfreut, die Stätte, wo so viele ausgezeichnete Menschen ihrer Zeit einmüthig für das große Werk thätig waren, theuer und heilig sein. Nicht ohne innere Bewegung werden wir innerhalb dieser Mauern weilen, wenn wir jene ganze in ihren Folgen so wichtige Zeit vor unserem Geiste vorübergehen lassen und erwägen, wie das Schicksal Deutschlands, ja vielleicht von ganz Europa, eine andere Wendung genommen hätte, wenn es Franz vergönnt gewesen wäre, die deutsche Kaiserkrone zu tragen.

In der Ebernburg schrieb Hutten, dieser Feuergeist, die berühmten Epistolae virorum obscurorum, welche zu ihrer Zeit ein so außerordentliches Aufsehen erregten, und von hier aus erließ er an den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen jenen denkwürdigen Brief, worin er mit aller Gluth der Beredtsamkeit den Kurfürsten ermahnt, sich der Reformation kräftig anzunehmen, und welchen er mit den energischen Worten schließt, die wir, um ihrer eigenthümlichen Kraft willen, und weil sich in ihnen der unbeugsame Charakter des gelehrten Rit-

ters unzweideutig ausspricht, hier wieder zu geben uns nicht versagen können:

„Nimmer werd' ich, so lange eine gesunde Seele in mir wohnt, auch nur ein Haar breit abweichen von meinen Vorsätzen. Eurer aber, sollt' ich euch von männlicher Starkmuth ausgeartet erblicken, will ich mich, wenn es so sein muß, erbarmen und frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Nie soll man von Hutten hören, daß er dem Machtspruch eines Königs, so groß er immer sein möge, geschweige eines feigen Priesters, sich gefügt habe. . . . . Nun aber verlass' ich die Städte, weil ich die Wahrheit nicht verlassen kann, und bleibe mit Freudigkeit verborgen, weil ich mich unter Menschen nicht mehr frei aufhalten kann, und verachte die Gefahr, so mir drohet, höchlich. Denn sterben kann ich, knechten kann ich nicht; auch kann ich Deutschland nicht knechten sehn. Einst aber gedenk' ich aus meinem Schlupfwinkel hervorzubrechen und da vielleicht, wo ich die größte Menschenmenge antreffen werde, laut auszurufen: Wer hat den Muth, mit Hutten zu sterben für die volksthümliche Freiheit? — Dies hab' ich vielleicht in meiner Gemüthsbewegung mit mehr Freimuth zu dir gesprochen, als deine Würde es verträgt. Aber ich verhoffte das Beste zu dir. Deßhalb glaubte ich an einen Freien auch frei schreiben zu dürfen. Lebe wohl und ermanne dich!"

Die Herberge der Gerechtigkeit.

Von hohem Bergesrücken
Blickt ernst herab ein Schloß,
Von dem in alten Tagen
Sich heller Schein ergoß.
Herberge hat gefunden
Hier die Gerechtigkeit,
Als sie geächtet worden
In arger, böser Zeit.

Wie waren reich die Hallen
An Männern seltner Art,
In denen tiefes Wissen
Mit Muth sich eng gepaart,
Die mit des Geistes Funken
Die Dunkelheit erhellt,
Die ängstigend und drückend
Gelastet auf der Welt.

Dort sitzt der tapfre Hutten
Und schleudert Blitze aus,
Den Redlichen zur Freude,
Den Tückischen zum Graus.
Er hat das Schwert vertauschet
Mit leichtem Federkiel,
Und trifft nicht minder blutig
Stets seines Zornes Ziel.

Der Mann von sanftem Herzen,
Der nur versöhnend spricht,
Melanchthon muß verbergen
Hier seines Geistes Licht.
Er führt nicht andre Waffen,
Als die der Wissenschaft,
Doch führet er sie rühmlich
Mit ächter Heldenkraft.

Was hinter diesen Mauern
Die Freiheit still erdacht,
Das hat die Welt erfahren,
Als es mit Sturmesmacht
Hervorbrach in das Freie,
Wo es mit Flammenglut
Entzündete die Geister,
Die schmachvoll lang geruht.

O Franz, warum so frühe
Erbleicht dein heller Stern?
Du aller Ritter Krone,
Du aller Tapfern Kern!
In deinem Herzen wohnte
Der ächte deutsche Sinn,
Du achtetest die Wahrheit
Als köstlichsten Gewinn.

Mit dir ist hingesunken
Der Freiheit letzter Hort,
Und wohl hat sich bewähret
An dir des Vaters Wort:
Du werdest kecklich streben
Nach Deutschlands Kaiserthron,
Doch von den Stufen stürzen
Bedeckt mit Schmach und Hohn.

Hoch schlägt die wilde Flamme
Aus deinem festen Schloß,
Das stürmend hält umzingelt
Der Feinde roher Troß.

Dein Kaiser hat geschleudert
Auf dich des Reiches Acht,
Doch dich dem Dienst der Freiheit
Abtrünnig nicht gemacht.

Verödet stehn die Räume,
Wo die Gerechtigkeit
Herberge einst gefunden
In arger, böser Zeit;
Unkraut bedeckt den Boden,
Gebüsch der Mauern Rand;
Solch Ende hat bereitet
Dem Schlosse Menschenhand!

Nachdem Franzens Burg Landstuhl, wo er selbst den Tod fand, gefallen war, zogen die verbündeten Kurfürsten von der Pfalz und von Trier und der Landgraf von Hessen am 29. Mai 1523 mit starker Heeresmacht und mit vielem Geschütze auch vor Ebernburg und ließen durch einen Herold den Commandanten der Burg, Ernst Schenk von Tautenberg, auffordern, dieselbe zu übergeben. Dieser aber ließ ihnen die mannhafte Antwort entbieten: Man werde hier zu Ebernburg nicht solche Bösewichte finden, als man sie anderswo gefunden habe. Er habe mit seinen Kriegsleuten das Schloß inne, das wollten sie den jungen Herren von Sickingen in Treue bewahren, so lange sie eine Ader zu regen vermöchten. Demgemäß vertheidigte er mit nur 62 wehrhaften Männern die Burg, bis es ihm, da dieselbe gänzlich zu Schande geschossen wurde, unmöglich fiel, sich länger zu halten, worauf er sie am 6. Juni übergab. Nachdem die Fürsten reiche Beute darin gemacht, steckte Pfalzgraf Ludwig die Burg am 11. Juni in Brand.

Zwanzig Jahre später kamen Sickingens Söhne wieder in den Besitz der väterlichen Burg, welche sich von nun an durch keine besonderen Schicksale auszeichnete. Erst die Franzosen, die sie 1689 eingenommen, setzten sie wieder in einen festen Vertheidigungszustand, machten sie aber schon 1698 zu einer Ruine.

Als sie von ihrem jetzigen Besitzer in geschmackvoller Weise wieder hergestellt wurde, fand man beim Aufräumen der Gewölbe und beim Wegschaffen des Schuttes mehrere Gold- und Silbermünzen, verschiedene Waffen und gegen 300 Stückkugeln. — Ein hoher Schmuck des romantischen Thales erhält die Burg

das Andenken des hochherzigen und hochstrebenden Ritters von Sickingen in ehrenvoller Weise.

Nach der letzten Zerstörung der Burg hatte Carl Ferdinand von Sickingen unten im Thale an der Westseite derselben ein neues Schloß erbaut, welches jedoch 1793 von den Franzosen in Asche gelegt wurde, als sie nach der Uebergabe von Mainz einen eiligen Rückmarsch antraten.

Der Glanz des alten Geschlechtes, an dessen ruhmvollste Zeiten die Ebernburg uns erinnert, ist erloschen, und nur noch in der Geschichte lebt der Name Sickingen. Aber gleich ist sich geblieben die herrliche Natur, welche die Burg, die so vieler großen Entwürfe Zeuge war, mit solchem Zauber umgibt, daß die Phantasie gerne mit dem feenhaften Glauben spielt, daß der mächtige Geist des Rothenfelses, welcher nach der Volkssage Franzen in seiner Jugend zu seinem Liebling erkoren und mehrere Mal aus großen Gefahren errettet hatte, immer noch hier umgehe, und wie eine Mutter das Grab ihres Kindes mit den schönsten Blumen schmückt, die Stätte, wo sein dahingegangener Liebling so gerne geweilt, gleichsam aus Trauer um den zu früh Geschiedenen mit immer neuen Reizen ausstatte.

Das Glanthal.

Um in dieses Thal zu gelangen, wandern wir die Nahe aufwärts. Der erste unserer Aufmerksamkeit würdige Punkt, welchem wir hierbei begegnen, ist der Lemberg, dessen Spitze sich hoch in die Lüfte erhebt, und welchen wir von den vorher besuchten Punkten öfter zu sehen Gelegenheit hatten. Wir lassen uns durch seine Höhe nicht abschrecken, den ziemlich steilen Weg hinanzusteigen, in der sichern Erwartung, daß unsere Mühe reichlich belohnt werde. Auf dem Gipfel angelangt, sehen wir ein entzückendes Panorama vor unsern Blicken sich entfalten. Nach Westen gerichtet erblickt das Auge eine wilde Gebirgslandschaft und dazwischen das mit freundlichen Dörfern und Städtchen geschmückte Nahethal. Weiter folgt der Blick nach Norden den

Schlangenwindungen des schönen Flusses, bis der Scharlachberg bei Bingen ihn verdeckt, und nun der Rhein erscheint, der hell zwischen den dunkeln Bergen hervorglänzt. Gen Osten taucht hinter waldigen Bergen ein fruchtbares Flachland auf, in welchem gesegnete Fluren mit stattlichen Dörfern lieblich abwechseln. Der Rotheufels, Ebernburg, der Rheingrafenstein und Altenbaumberg, der Donnersberg, der Landsberg, Randeck und Löwenstein erfreuen nochmals unsern Blick, als wollten sie uns ein Lebewohl zurufen beim Scheiden aus ihrer Nähe. Gefesselt von dem prachtvollen Anblicke werden wir uns ganz den erhebenden Eindrücken hingeben, welche eine großartige Natur hervorzubringen vermag, und wenn wir verweilen bis zum Abend, wo die scheidende Sonne Rosengluth ausgießt über die dunkeln Berghäupter, wo die Umrisse der den fernen Horizont begrenzenden Berge in leichten Duft verschwimmen und ein heiliges Schweigen, zuweilen unterbrochen von fernem Glockengeläute, das Herannahen der erquickenden Nacht verkündigt, fürwahr, dann stehen wir hier oben in Mitten einer Zauberwelt, in deren beglückenden Illusionen wir ewig schwelgen möchten.

Wie aber der Lemberg viel des Schönen bietet, so birgt er in seinem Innern auch viel des Nützlichen. Die ergiebigen Quecksilbergruben mit den sonderbaren Namen „Drei Züge, Geißkammer und Ernestiglück" sind die ältesten in der Pfalz. Schon 1469 war Reinhard von Sickingen damit von Kurpfalz belehnt.

Wir begeben uns nun nach dem alten Städtchen Obernheim, welches in einer lieblichen Landschaft am Ausflusse des Glans in die Nahe liegt, und treten hiermit in das an Wein, Obst und Getreide reiche Glanthal ein. Nicht ohne mannichfachen Genuß wird der Naturfreund dieses reizende Thal durchwandern. Schön geformte, theils bis zu ihrem Gipfel sorgfältig angebaute, theils mit frischem Laubwald bewachsene Berge, an deren steilsten Abhängen die Rebe grünt, schließen parallel laufend einen von dem Glan bewässerten üppigen Wiesengrund ein, in welchem sich Dörfer an Dörfer reihen, die, wenn auch großentheils ihrem Aeußeren nach unansehnlich, doch in ihrem Innern einen um so größern Wohlstand bergen, eine natürliche Folge des gesegneten Bodens, der die Mühe und den Fleiß der Menschen auf das dankbarste belohnt.

Bevor wir das Thal weiter verfolgen, machen wir von

Obernheim aus einige Ausflüge in die nächste Umgebung. Zuerst wenden wir uns zu den Ruinen der ehemals übel berüchtigten Burg Montfort, welche wir gegen Nordost auf einem steilen, beinahe unzugänglichen Berge finden. Die abgeschiedene Lage derselben in dem wilden Gebirge hat etwas Schauerliches. Ringsum herrscht Oede und Einsamkeit, und nirgends zeigen sich Spuren von menschlicher Nähe, den am Fuße des Berges liegenden Montforter Hof ausgenommen, der übrigens auch kaum sichtbar ist. Wohlthuend wirkt darum auf das Auge, dem überall nur hohe, dunkelbewaldete Berge entgegentreten, ein lachendes Wiesenthälchen, welches sich von dem Burgberge gegen das Alsenzthal hinabzieht und ein, wenn auch nur schwaches Gegengewicht bildet gegen den düstern unheimlichen Charakter, welcher der ganzen Gegend aufgedrückt ist.

In völliger Uebereinstimmung mit der jedes sanfteren Reizes entbehrenden Gegend ist die Ruine selbst. Schwarze Mauern nehmen den ganzen Rücken des durch die Natur sowohl als durch Kunst befestigten Berges ein. Gleichsam ein treuer Abdruck der Gemüthsart ihrer ehemaligen Bewohner zeigt sich die Burg in ihren Ueberresten rauh und wild und Schrecken einflößend. Die beängstigende Todtenstille, welche uns hier umgibt und höchstens durch das mißtönende Geschrei eines aufflatternden Raubvogels unterbrochen wird, ist ganz dazu geeignet, uns in jene gewaltthätigen Zeiten zu versetzen, wo die Burg noch in ihrer Festigkeit keck den Gesetzen trotzte, und ihre Besitzer hinter ihren mächtigen Mauern Schutz und Sicherheit fanden.

Ueber die Entstehung der Burg fehlt es an Nachrichten. Als ein Lehen des Bisthums Worms gehörte sie zur Grafschaft Veldenz. Graf Gerlach IV. von Veldenz verlieh dieselbe im Jahre 1238 dem Ritter Hermann, genannt Mukelin, der sich und seinen Nachkommen den Namen „von Montfort" beilegte. Neben dieser Familie, welche mit Duchroth und Oberhausen belehnt war, treten nach und nach noch mehrere andere auf, welche als Ganerben die Burg bewohnten, unter diesen die Boos von Waldeck, welche durch Heirath zu der Ganerbschaft gelangten. Durch ihre verwegenen Räubereien erwarben sich die Burgmänner einen gefürchteten Namen, besonders war es das Gebiet des Erzbischofs von Mainz, welches sie fortwährend durch ihre Ueberfälle beunruhigten. Darum vereinigte

sich dieser und Friedrich I. von der Pfalz, nachdem beide 1456 Friede mit einander geschlossen hatten, auch dahin, gemeinschaftlich zu wirken, daß die in ihren beiderseitigen Gebieten befindlichen Raubburgen zerstört würden. Da die Montforter erst kürzlich den pfälzischen Kanzler gefangen auf die Burg geschleppt und dem Geistlichen eines Mainzer Dorfes, der sich gegen ihren Angriff tapfer vertheidigte, das Haus angezündet hatten, so war dies der nächste Grund, bei der Ausführung der Uebereinkunft mit Montfort den Anfang zu machen. Demnach rückten die beiden Kurfürsten am 15. October 1456 vor die Burg und nahmen dieselbe, trotzdem daß sie für uneinnehmbar galt, nach fünf Tagen mit Sturm ein. Nach der Eroberung wurde sie dem Grafen Johann von Nassau und mehreren andern Edeln übergeben mit der Weisung, dieselbe erst dann den Ganerben wieder zu überlassen, wenn diese alle Kriegs- und andere Kosten bezahlt haben würden. Da dies nicht geschah, so ließ Friedrich I. die Burg ausbrennen und schleifen, wobei er erklärte, daß sie ohne seine und des Erzbischofs Einwilligung nicht wieder aufgebaut werden sollte. Die zerstörte Burg blieb von nun an, nachdem die Brüder Alexander und Kaspar von Zweibrücken sie 1490 nochmals vom Bischofe von Worms als Lehen erhalten hatten, in ihren Trümmern liegen bis zum 30jährigen Kriege, der ihre Zerstörung vollendete.

Von einem Ritter von Montfort erzählt die Sage: Einst raubte derselbe dem Kloster Sponheim eine kostbare Monstranz und war gottlos genug, als man ihn gefangen nahm, die Finger auf die Monstranz zu legen und seine Unschuld zu beschwören. Da dorrten aber die Finger zusammen, und der Sünder suchte vergebens im Kloster seine Ruhe wieder. Er fand sie selbst im Grabe nicht, denn er wandelte nachher als Geist unstät im Schlosse zum Entsetzen seiner Nachkommen.

Eine andere Sage meldet: Auf Altenbaumberg lebte weiland Fräulein Elisabeth; diese war hartherzig, so daß sie einmal drohete, eine alte bettelnde Zigeunerin und ihre 7 Kinder mit den Hunden vom Burgthore wegzuhetzen. Die Alte aber schrie: Sieben Kinder sollst Du auf einmal gebären, Dir zum Fluche. Elisabeth wagte daher keine eheliche Verbindung, und man nannte sie nur, weil man von jenem Fluche nichts wußte, das Fräulein mit dem steinernen Herzen. Aber endlich wurde auch dieses Herz vom Feuer der Liebe erweicht, Elisabeth ward

das Weib eines Ritters von Montfort, und schon nach 9 Monden ging die Drohung der Zigeunerin in Erfüllung. Sechs der Kinder wollte die böse Mutter gleich nach der Geburt durch die vertraute Amme in einem Weiher ertränken; aber auf dem Wege dahin begegnete der Ritter, von der Jagd heimkehrend, der im Sündendienst beschäftigten Amme und fragte sie, was sie in der Schürze trage.

„Junge Hunde," war die Antwort. — „Junge Hunde," erwiderte der Ritter, „keine Hündin war trächtig." Er öffnete die Schürze und sah voll Schrecken die armen Kindlein. Diese ließ er, ohne die Mutter, der er auch das letzte wegnahm, es wissen zu lassen, heimlich erziehen; er selbst ging als Pilger nach Jerusalem. Als ihn von dort nach mehreren Jahren die Liebe zur Heimath wieder zurückführte, fand er seine 7 Kinder, lauter Knaben, frisch und gesund. Die Mutter glaubte sie längst todt und grämte sich über ihre Sünden. Unkenntlich und allein trat Montfort in die Burg, als käme er mit einer Botschaft aus Palästina. Da trat seine Gemahlin bleich und abgehärmt ihm entgegen, tiefe Reue in allen ihren Zügen. Bei ihrem Anblick konnte er sich nicht halten; er gab sich zu erkennen und wollte ihr Alles verzeihen. Sie aber sagte mit tiefem Schmerz in dem Herzen: Ich kann dein Weib nicht mehr sein; ich habe sechs deiner Kinder ermordet, und das siebente ist auch nicht mehr. — Deine Kinder leben noch, sprach der Ritter, du bist keine Mörderin; beruhige dich! Gott, der die Kinder erhalten, vergibt dir, wie ich dir vergebe. Anfänglich stumm drückte sie dann die Kinder, die man herbeigeholt hatte, und ihren Gemahl weinend an's Herz. Das Glück kehrte wieder im Hause ein und Elisabeth war bald wieder eine blühende Hausfrau. —

Wir wandern von Montfort weiter, dem Kloster Disibodenberg zu, das einen lieblichen Gegensatz zu jener wilden Burg bildet. Seine ausgedehnten Ruinen erheben sich auf einer Felsenkoppe in dem Winkel, welche Glan und Nahe bilden. Gegen Norden, Westen und Süden steil abstürzend, senkt sich der Klosterberg gegen Osten sanft ab und verflacht sich in fruchtbare Fluren, welche einen freundlichen Maierhof umgeben. Die Aussicht von der Höhe ist äußerst lieblich und ansprechend. Hier erblickt das Auge den Glan, wie er aus dem von der Natur und dem menschlichen Fleiße reich ausgeschmückten Thalkessel, in welchem Odernheim liegt, hervortritt und langsam in dem tiefen

Thale dahinfluthet, um sich unterhalb des Berges mit der Nahe zu vereinigen. Dort senkt sich der Blick in das reizvolle Nahethal und sieht den glänzenden Fluß in spielenden Krümmungen zwischen grünen Rebenbergen sich hindurchwinden und erfreut sich beim Anschauen des Reichthums und der Pracht, welche über dieses Thal in vollem Maße ausgegossen sind.

Die Ruinen nehmen in bedeutender Ausdehnung die ganze Hochfläche des Berges ein. Die meisten und ansehnlichsten finden wir auf der Nord- und Westseite. Nicht leicht möchte sich aus diesen Mauerresten errathen lassen, daß einst ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, eine prächtige Kirche und eine Burg hier neben einander geprangt, so sehr haben die Menschen und die Zeit an der Zerstörung der Gebäude gearbeitet. Dennoch ist der Aufenthalt in diesen Ruinen ihrer ausgezeichneten Lage wegen angenehm, weßhalb dieselben von den Bewohnern der Umgegend bei Lustpartien häufig besucht werden.

Das Kloster verdankte seinen Namen dem irländischen Bischof Disibod, welcher, nachdem er im sechsten Jahrhundert zehn Jahre lang mit seinen Gefährten Sallust, Clemens und Gisbald in vielen Ländern das Wort Gottes verkündigend umhergezogen war, sich endlich am östlichen Fuße des Berges, angelockt von der reizenden Gegend und seiner langen Pilgerschaft müde, mit seinen Gefährten eine Hütte erbaute und sich sowohl durch seinen frommen Lebenswandel als durch sein eifriges Lehren und Predigen bald das höchste Ansehen erwarb. Es dauerte daher nicht lange, daß die benachbarten Ritter ihm den Berg und große Ländereien überließen, um auf demselben ein Kloster zu errichten. Der Wald auf dem Berge wurde nun ausgerottet, und durch die Freigebigkeit der Schenkgeber wurde es möglich, daß sich an dessen Stelle bald ein Kloster mit einer stattlichen Kirche erhob. Disibod selber blieb in seiner Hütte, von wo er die Angelegenheiten der neuen Stiftung mit Eifer und Treue leitete, bis er in einem Alter von 81 Jahren in die andere Welt abgerufen wurde.

Nach Disibod's Tode floß dem Kloster immer größerer Reichthum zu, und Tausende von Gläubigen beeiferten sich, durch reiche Spenden ihre Verehrung gegen den Heiligen an den Tag zu legen. Der h. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, nahm das Kloster in seinen besonderen Schutz und begab sich in eigener Person dahin, um die Gebeine Disibod's aus dem Grabe, welches

sich derselbe bei seiner Hütte selbst gegraben hatte, aufzuheben und unter dem Hochaltare der Klosterkirche mit der größten Feierlichkeit beizusetzen. Der Glanz des Klosters dauerte jedoch nur kurze Zeit. Die Züge der Normannen, 882, gingen zwar ohne Gefahr vorüber, aber nicht so die der Ungarn. Zu dieser Plage gesellten sich noch die Bedrückungen der in der Nähe wohnenden Raubritter, wodurch der Untergang des Klosters nach und nach herbeigeführt wurde. Zwar stellte Kaiser Otto I. die in Zerrüttung gerathene Stiftung unter die Fürsorge des Erzbischofs Hatto II. von Mainz, um derselben wieder aufzuhelfen; dieser aber machte sich die Gelegenheit zu Nutze und zog die noch übrigen Klostergüter vollends ein. Zu allem diesem Unglück kam noch das Letzte, daß sämmtliche Gebäude in Flammen aufgingen. Erst unter dem Erzbischofe Willigis wurden dieselben 977 wieder aufgebaut, und statt der früheren Benedictiner bezogen zwölf Chorherren die Zellen, die aber, bei wachsendem Reichthume, ein solch' unheiliges Leben führten, daß Erzbischof Ruthard, welcher sich um die Ausbauung und Vergrößerung des Klosters und der Kirche große Verdienste erwarb, 1095 sich genöthigt sah, dieselben fortzuschicken und wieder Benedictiner an ihre Stelle zu setzen. Nun begann für die erneuerte Stiftung wieder eine glänzende Zeit, aber auch diese war nicht von Bestand. Ueppigkeit kehrte in dem Kloster ein, und die Zuchtlosigkeit erreichte einen solchen Grad, daß die h. Hildegard, die Aebtissin der von Willigis am östlichen Fuße des Berges errichteten Nonnenclause, mit ihren Nonnen nach dem neuen Kloster Rupertsberg bei Bingen zog. Der erste Schlag traf das Kloster in der Fehde des Erzbischofs Siegfried III. von Mainz und des Wildgrafen Conrad II. von Kyrburg, in welcher dasselbe von dem letztern eingenommen wurde. Siegfried bemächtigte sich desselben zwar wieder, doch mußte er nach Beilegung der Fehde die Burg, welche er zum Schutze des Klosters neben demselben aufgeführt hatte, vertragsmäßig gänzlich niederreißen. Durch alles dies war das Kloster sehr heruntergekommen und auch der neue Versuch, welchen Erzbischof Gerhard I. machte, dadurch, daß er dasselbe mit Cisterciensermönchen besetzte, die zerfallene Zucht und Ordnung in dem Stifte wieder herzustellen, konnte keine gründliche Rettung herbeiführen. Die Fehde Friedrich's I. von der Pfalz mit Ludwig dem Schwarzen von Zweibrücken, noch mehr aber die zwischen Philipp V. von der Pfalz und Alexander von Zweibrücken, brachte dem Kloster

auf's neue Verderben. Der Tag seines Verhängnisses aber kam unter Herzog Wolfgang von Zweibrücken, welcher sämmtliche Klostergefälle einzog und zur Dotation des Hornbacher Gymnasiums verwendete. Der Orden machte zwar während des dreißigjährigen und der nachfolgenden französischen Kriege fortwährend zeitweise mit Erfolg begleitete Versuche, wieder in den Besitz des Klosters zu gelangen, doch waren seine Besitzergreifungen immer nur von kurzer Dauer. Die Gebäude waren unterdessen in Verfall gerathen und wurden gänzlich zerstört, als die Bewohner der umliegenden Dörfer, deren Wohnungen von den Franzosen niedergebrannt worden waren, die Balken und Steine des Klosters zum Wiederaufbauen ihrer Häuser benutzten.

Wenn wir auch bei der Fortsetzung unserer Wanderung zunächst gerade keinen hervorstehenden Punkten begegnen, so werden wir uns doch von dem romantisch-idyllischen Character, welchen der ganze Thalzug an sich trägt, freundlich angesprochen finden, und mit Lust werden wir unsern Weg verfolgen, der uns in mannichfaltiger Abwechslung einfache, aber darum nicht minder reizende Naturscenen vor das Auge führt. Bei Betrachtung des alterthümlichen Städtchens Meisenheim können wir uns, da dasselbe außer unserem Plane liegt, nicht verweilen, müssen jedoch darauf aufmerksam machen, daß diese ehemals Zweibrückische Stadt eine sehr schöne, höchst interessante Kirche hat, welche eines Besuches wohl würdig ist. — Wir wenden uns nun dem Städtchen Lauterecken zu, welches anmuthig an der Mündung der Waldlauter in den Glan liegt. Dasselbe war ehedem die Residenz einer Seitenlinie der Pfalzgrafen von Veldenz und war schon von Kaiser Carl IV. mit Stadtrechten begabt worden. Von dem ehemaligen Schlosse ist der Thurm noch vorhanden, in welchem Pfalzgraf Leopold Ludwig seinen ältesten Sohn Gustav Philipp, angeblich wegen Rebellion, gefangen hielt und, weil derselbe sich mit Gewalt zu befreien versucht hatte, durch einen Wachtmeister 1679 Nachts im Bette erschießen ließ.

Wir setzen unsern Weg fort und gelangen nach fünf Stunden über das schöngelegene Theisbergstegen, in dessen Nähe sich der Potzberg mit der Quecksilbergrube „Dreikönigszug" befindet, auf einem steilen Bergpfade zu dem alten Benedictiner-Kloster Remigiusberg, bei welchem auch die Ruinen der Michaelsburg liegen. Von dem Kloster selber ist, außer wenigen Trümmern, nur noch die ursprünglich in byzantinischem Styl erbaute



Kirche übrig, welche in neuerer Zeit zum gottesdienstlichen Gebrauche wieder hergerichtet wurde, aber leider durch geschmacklose Reparaturen sehr verunstaltet ist.

Der Berg, welcher gegen das Glanthal hin jäh abfällt, zeichnet sich durch seine eigenthümliche Gestalt aus, welche einen sehr malerischen Anblick gewährt. Die Aussicht, welche er darbietet, ist zwar nicht ausgedehnt, darf demungeachtet aber anziehend genannt werden. Insbesondere wird uns der Anblick des engen romantischen Thales zwischen dem Potsberg und dem Remigiusberg erfreuen. Im Ganzen trägt die Gegend das Gepräge ländlicher Einfachheit und Anspruchlosigkeit an sich und nimmt uns gerade dadurch für sich ein.

Das Kloster verdankt seinen Ursprung der ehemaligen Abtei Cusel, welche von dem h. Remigius, Erzbischof zu Rheims, gestiftet worden war, nachdem der Frankenkönig Chlodwig aus Dankbarkeit demselben Cusel und Altenglan geschenkt hatte. Wann und warum die Abtei auf den jetzigen Remigiusberg, wo sie als Probstei fortbestand, verlegt worden, ist nicht ausgemittelt. Daß dies jedoch schon sehr frühe geschehen sein müsse, scheint aus manchen Umständen hervorzugehen. Die Probstei hatte das Glück, sich immer in einem so glänzenden Zustande zu erhalten, daß selbst die nachgebornen Prinzen von Zweibrücken und von Veldenz sich zuletzt um die Probstwürde bewarben. Wie sie überhaupt keine stürmischen Schicksale zu bestehen hatte, so geschah auch ihre Auflösung auf friedliche Weise, indem Papst Julius III. 1550 dem Herzoge Wolfgang von Zweibrücken gestattete, die Klostergefälle zu weltlichen Zwecken zu verwenden. Durch Vermittlung der Spanier erhielt der Benedictinerorden im dreißigjährigen Kriege die Probstei wieder zurück, so wie er sich auch während der französischen Reunion auf's neue in den Besitz derselben zu setzen wußte; der Ryswicker Friede aber machte allen seinen Ansprüchen dadurch ein Ende, daß er die Probstei den Herzogen von Zweibrücken wieder übergab. Mangel an Unterhaltung führte allmählig den Verfall der Klostergebäude herbei, von denen ein Theil noch lange als katholische Pfarrwohnung diente.

In der Kirche befand sich die Familiengruft der Grafen von Veldenz. Der neuern Zeit gebührt der nicht beneidenswerthe Ruhm, mehrere zinnerne Särge, welche die Gebeine der Verstorbenen enthielten, aus der Gruft herausgenommen und versteigert zu haben. Noch ist das roh in Stein gearbeitete Grabmal des

Grafen Friedrich des Jüngern, welcher 1327 starb, vorhanden, worauf der Verstorbene in voller Rüstung abgebildet zu sehen ist.

Die Michaelsburg soll schon im Anfang des 12. Jahrhunderts bestanden haben. Gewiß ist, daß Heinrich II. von Zweibrücken 1260 auf dem Remigiusberge ein hölzernes Schloß als Nothbehelf aufgeführt hatte, um seine Rechte auf die Schirmvogtei des Klosters gegen den Wildgrafen Emich von Kyrburg zu vertheidigen. Hiernach scheint es, daß zu dieser Zeit die Michaelsburg noch nicht erbaut gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe erst aus jenem hölzernen Schlosse entstanden sei. Die Grafen von Veldenz und nach ihnen die Herzoge von Zweibrücken wohnten öfters darin. Nach Aufhebung des Klosters wurde auch die Burg nach und nach zur Ruine.

In der Nähe des Remigiusberges finden wir das Städtchen Cusel, in dessen Hintergrunde sich die malerischen Trümmer der Burg Lichtenberg zeigen. Das Städtchen, dessen Ursprung sich in ferne Jahrhunderte verliert, hat zwar in seiner ältern Geschichte nichts Auszeichnendes, aber seine neueren Schicksale verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit. Als 1635 die Croaten des Generals Gallas in die Nähe von Cusel kamen, verweigerte dasselbe ihnen die Aufnahme. Die Bürger verschlossen die Thore und setzten sich, da es ihnen an den nöthigen Waffen fehlte, so gut es eben gehen wollte, in Vertheidigungszustand, entschlossen, jeden Angriff zurückzuweisen. Die Croaten, welche sich in großer Anzahl um Cusel herumgelagert und dessen nächste Umgebung bereits verwüstet hatten, suchten, als sie den Muth der Belagerten sahen, sich der Stadt durch List zu bemächtigen. Sie machten Anstalten zum Abzuge und erboten sich, der Stadt etliche der Ihrigen als Sicherheitswache gegen fernere Beunruhigungen zurückzulassen. Unbesonnener Weise wurde dies unheilvolle Anerbieten angenommen. Der Feind zog ab, und die Schutzwache wurde in die Stadt aufgenommen. In der Nacht aber, als die Bürger sich sorglos der Ruhe überließen, gaben die vorgeblichen Schutzwächter den Ihrigen, welche wieder zurückgekehrt waren, ein Zeichen und öffneten denselben die Thore. Der Feind drang in die Stadt ein und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den wehrlosen Bewohnern an, so daß nur Wenige nach der nahen Burg Lichtenberg entkamen. Nach Verübung aller möglichen Gräuel wurde die verrathene Stadt den Flammen preisgegeben. Nur langsam erholte sich dieselbe von diesem



Verhas del. — [illegible] sculp.



KAISERSLAUTERN.

Unglück, als sie 1677 von den Franzosen abermals zum größten Theile eingeäschert wurde. Zum dritten Male traf Cusel dieses traurige Schicksal 1794, wo es auf Befehl des Volksrepräsentanten Henz gänzlich niedergebrannt wurde, weil die Einwohner beschuldigt waren, falsche Assignaten in Umlauf gesetzt zu haben, weil Cusel sich stets als Feindin der Republik gezeigt und — die Existenz desselben keinen Einfluß auf die militärischen Operationen habe.

Noch trägt das Städtchen die Spuren der an ihm verübten Barbarei an sich, obgleich es demselben durch gesteigerte Gewerbsthätigkeit gelungen ist, die nächsten Folgen jener Verwüstung zu beseitigen. Nicht wenig würde zu seinem Aufkommen beitragen, wenn sich die Hoffnungen der Bewohner verwirklichten, und die seit ungefähr 80 Jahren verloren gewesene, unlängst aber wieder aufgefundene Salzquelle auf der Westseite des Städtchens, welche gegenwärtig zu einer Trink- und Badeanstalt hergerichtet ist, in Aufnahme käme und von Fremden besucht würde.

Einer der interessantesten Punkte dieses westlichen Theils der Pfalz ist der oben genannte quecksilberreiche Potzberg, der sich bis zu einer Höhe von 1931 bayerische Fuß über der Meeresfläche erhebt. Auf seiner Spitze, welche zu Wagen erreicht werden kann und eine der schönsten Rundfernsichten über Berge hinweg in fruchtbare, liebliche Thäler bietet, wird sich bald eine neue, bequem zu ersteigende Estrade erheben, und bereits haben die umliegenden Gemeinden die Mittel geboten, die Höhe mit Anlagen zu umfassen und zu verschönern. — Außer den Naturschönheiten lohnen auch die Quecksilbergruben einen Besuch der Freunde der Natur.

Die nahe Eisenbahn führet uns schnell in die Gegend, welche der folgende Abschnitt behandelt.

Kaiserslautern und die Umgegend.

Obgleich die Lage von Kaiserslautern sich durch nichts Eigenthümliches auszeichnet, so kann dieselbe doch nicht unange-

nehm genannt werden, besonders seitdem die Wälder, welche früher bis nahe an die Stadt reichten, ausgehauen und die vielen Sümpfe in der Umgegend trocken gelegt und in ergiebige Wiesen umgewandelt sind. Der weite Thalkessel, in dessen Mitte die Stadt ruht, ist mit Sorgfalt angebaut, und die Einförmigkeit der ausgedehnten Fluren ist auf eine dem Auge wohlthuende Weise unterbrochen durch Mühlen und Höfe, welche zerstreut umherliegen. Das Aeußere der Stadt selber verkündigt großen Wohlstand, welcher seinen natürlichen Grund findet in der vortheilhaften Lage derselben in dem Mittelpunkte der Pfalz, wo alle Hauptstraßen zusammentreffen und der vielseitigste Verkehr sich concentrirt. Eine Kunststraße führet nach Landstuhl, Homburg, Zweibrücken und Saarbrücken, eine andere nach Wolfstein und Lauterecken, eine dritte einerseits nach Kirchheim, Alzei und Mainz und anderseits über Winnweiler und Rockenhausen nach Obermoschel und Kreuznach, eine vierte nach Frankenstein und von dort links nach Dürkheim und Ludwigshafen und gerade aus nach Neustadt und Speyer, und endlich eine fünfte über Fischbach nach Pirmasens. Dazu kommt die Ludwigseisenbahn, welche sich westlich an die französische Ostbahn und östlich an die badische und hessische und durch die Maxbahn an die elsassische Bahn anschließt.

Alle diese Straßen sind neuern Ursprungs; sie wurden sämmtlich unter der bayerischen Regierung seit 1816 gebaut, mit Ausnahme der ersten und ihrer Fortsetzung über Kirchheim nach Mainz, der schönen Kaiserstraße, welche von Napoleon I. gegründet wurde (1810 und 1811).

Die früher gar alterthümlich und schmutzig aussehende Stadt hat seit 40 Jahren theils durch eine Menge von neuen geschmackvollen öffentlichen und Privatgebäuden, theils durch Verschönerung der alten, durch Wegräumung der sogenannten Lauben (Läden), wovon nur noch ein kleiner Rest übrig ist, ein heiteres Aussehen und eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie wohl das Doppelte des früheren Areals einnimmt, und ihre Einwohnerzahl, welche vor der französischen Revolution kaum 3000 betrug, sich heute über 10,000 stellt.

Die Lauter, welche die Stadt durchfließt, entspringt eine kleine Stunde von derselben aus mehreren starken Quellen und treibt bald nach ihrer Entstehung, unmittelbar hinter dem Quellweiher, mehrere Mühlen. Daß diesem Flüßchen die Stadt ihren

Namen verdanke, ist weniger dem Zweifel unterworfen, als die fabelhafte Angabe der Chronik, welche berichtet, daß Kaiserslautern im Jahre 296 von einer vornehmen Assyrerin, Namens Lutrina, welche sich in Trier niedergelassen hatte, aber bei der Christenverfolgung von dort geflohen war, gegründet worden sei und von dieser seinen Namen erhalten habe. Die Zeit seiner Entstehung kennt man nicht. Die gewöhnliche Ansicht neigt sich dahin, daß Julius Cäsar, nach der Eroberung von Gallien, hier eine Stadt erbaut und dieselbe Cæsarea Julii genannt habe; daß dieselbe 450 von Attila durch Feuer zerstört und später von Karl dem Großen wieder aufgebaut worden sei.

Viele römische Antiquitäten, die hier gefunden wurden, geben Zeugniß, daß die Römer, was schon die Lage des Orts vermuthen läßt, daselbst eine Niederlassung hatten. In Urkunden erscheint Lautern (Lutrea Cæsarea) 870, als die lotharingischen Lande zwischen den deutschen und französischen Karolingern getheilt wurden, wobei die Stadt zu Deutschland fiel. Als Besitzthum der fränkischen Herzoge kam sie an die Hohenstaufen, von denen sie sehr ausgezeichnet und viel besucht wurde.

Friedrich Barbarossa hatte hier 1153 einen prachtvollen Palast aufgeführt, welchen nach einer unverbürgten Sage schon Karl der Große erbaut, Friedrich aber nur erneuert und vergrößert haben soll. Dieser Palast war durch starke Festungswerke von der Stadt abgesondert und hatte auf einer Seite einen sehr großen Fischteich, den sogenannten Kaiserswoog. In diesem Teiche, an dessen Stelle sich jetzt großentheils fruchtbare Wiesen befinden, wurde 1497 der große Hecht gefangen, welchen Kaiser Friedrich II. 1230 hineingesetzt hatte. Derselbe trug einen stark vergoldeten messingenen Ring, welcher sich vermittelst vieler kleinen Kettchen ausdehnen konnte, um den Hals, mit folgender Inschrift in griechischer Sprache: „Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher durch die Hände Kaisers Friedrich II. in diesen Teich gesetzt worden am 5. October 1230." Der Fisch hatte eine Länge von 19 Fuß und wog 350 Pfund und mag auf der Tafel des Kurfürsten Philipp in Heidelberg, wohin er gebracht worden war, nicht geringe Verwunderung erregt haben. Noch lange nachher war in dem hiesigen Schlosse der Fisch nebst dem Ringe in einer Abbildung zu sehen. Ob hierfisch von der Fisch herrührt, welchen die Stadt in ihrem Wappen führt, wird bezweifelt. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die An-

nahme, daß man den Fisch wegen des Fischreichthums der Gegend in das Wappen aufnahm, und der Pfahl mit dem Fische die Lauter bezeichnet.

Von der Kaiserburg zog sich in östlicher Richtung eine schöne, freundliche Straße hin, der jetzt noch sogenannte Rittersberg, wo sich die Wohnungen der Burgmannen befanden. Durch diese Straße zog, so erzählt das Volk, früher jedes Jahr am vorgeblichen Todestage Barbarossa's eine lange Reihe von schwarzen Gestalten in feurigen Wagen, welche aus dem Schloßthore hervorkamen und von einem Ritter, der seinen Kopf im Arme trug, angeführt wurden. Nachdem sie ihren Umzug durch die Stadt vollendet, kehrten sie auf demselben Wege in stürmischer Eile wieder in das Schloß zurück. Wie und wodurch diese Sage, welche jetzt nur noch leise in der Erinnerung Weniger nachhallt, entstanden sei, wissen wir nicht anzugeben.

Im spanischen Sucessionskriege wurde die Burg gesprengt und ausgebrannt, doch blieb immer noch so viel davon übrig, daß man aus den Resten auf ihre ehemalige Größe und Festigkeit schließen konnte. Erst in der neuesten Zeit ist sie beinahe spurlos verschwunden, indem an ihrer Stelle das Centralgefängniß der Pfalz aufgeführt wurde, welches zwar ein großartiges und sehenswerthes Gebäude ist, aber doch seiner Bestimmung nach dieser geschichtlich bedeutenden, das Andenken des größten deutschen Kaisers erneuernden Stelle nicht recht würdig zu sein scheint, und indem der Rest der alten Stätte von einer Brauerei eingenommen ward. Besser ehrt das Volk das Andenken Barbarossa's, seines Lieblings, dieses „glänzenden Morgensternes, der alle anderen Sterne an Größe übertraf," in der herrlichen und tiefsinnigen Sage, in welcher es unbewußter Weise seine ganze Hoffnung auf eine ruhm- und glanzvolle Zukunft des deutschen Reiches gleichsam als ein heiliges Vermächtniß für die späten Enkel niedergelegt hat. Wie in dem Kyffhäuser-Berg in Thüringen, so soll auch hier in dem unterirdischen Gange, welcher von dem Schlosse aus nach einer, ungefähr eine halbe Viertelstunde weit entfernten Anhöhe, dem sogenannten Blutacker führt, der Kaiser in hohem Felsgemache schlafend an einem steinernen Tische sitzen, durch welchen sein rother Bart siebenmal hindurchgewachsen ist. Einst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aus dem Zauberschlaf erwachen und das deutsche Reich wieder aufrichten in all der Herrlichkeit, welche sein mäch-

tiger Geist ihm verliehen, ehe der finstre Zauber ihn umstrickte. Wir wüßten nicht, ob das deutsche Volk eine an ächter Poesie und tiefem Gehalte reichere Sage besäße, als diese, welche wie ein wehmüthiger, von banger Hoffnung erfüllter Seufzer aus den vergangenen Jahrhunderten durch die Geschichte forttlingt und die ganze Innigkeit des deutschen Nationalcharacters aufschließt. Der von uns dieser Sage beigelegte Werth wird es — falls es einer Entschuldigung bedürfen sollte — entschuldigen, wenn wir hier die in ächt volksthümlicher Weise gehaltene dichterische Bearbeitung derselben von Fr. Rückert wiedergeben.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Worauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Nach dem Erlöschen der Hohenstaufen gehörte die Stadt lange unmittelbar dem Reiche an. Rudolph von Habsburg verlieh ihr die Rechte der Stadt Speyer, und Kaiser Albrecht schenkte ihr zum Lohn für die ihm bewiesene Treue und Anhänglichkeit den großen Wald, in dessen Besitz sie noch ist. Im Jahre 1323 wurde sie von Kaiser Ludwig an König Johann von Böhmen verpfändet und 1378 von Kaiser Wenzel dem Pfalzgrafen Ruprecht I. zu Lehen gegeben. Von dieser Zeit blieb sie bei Kurpfalz, von dessen Hauptland sie nie lange getrennt war, wie unter Johann Casimir, der sie mit Neustadt als Apanage erhalten hatte, und unter Pfalzgraf Ludwig Philipp. (Siehe folgende Seite).

Der 30jährige Krieg brachte auch Lautern in große Bedrängniß. Schon 1620 mußten die Bürger, als die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt und mit neuen Werken umgeben wurde, weil es an Geld fehlte, ihr Silbergeschirr auf's Rathhaus bringen, damit es in Münze verwandelt werde. Der Befestigung ungeachtet aber wurde sie im folgenden Jahre vom spanischen Generale Don Corduba besetzt und um so weniger geschont, als viele Bürger mit Mansfeld, der bei Neustadt stand, ein geheimes Einverständniß unterhalten und ihn zur Ueberrumpelung der Stadt herbeigerufen hatten. Corduba ließ die schuldig Befundenen, wie es hieß, dem „strafenden Stricke der Gerechtigkeit“ nicht entgehen. — Die Geldnoth wurde bei der Fortdauer des Krieges immer größer, so daß der Stadtrath sich genöthigt sah, auch das städtische Silbergeschirr, 23 große vergoldete Becher und Kannen und 40 Trinkbecher, darunter den großen städtischen „Willkomm,“ in den Schmelztiegel zu werfen und den schweren Beschluß zu fassen, bei der neuen Wahl des Rathes „das Imbs“ wegzulassen.

Die Ankunft der Schweden brachte Veränderung, aber wenig Erleichterung; denn als diese Freunde nach der Schlacht bei Nördlingen wieder abzogen, hausten sie nicht weniger schonungslos, als Spanier, Croaten und Wallonen.

Der härteste, blutige Tag aber war der 7. Juli 1635. Der kaiserliche Fedzeugmeister Melchior v. Hatzfeld nämlich,

nach Anderen der Feldherr Gallas, welcher dem nach der Gegend von Zweibrücken zurückweichenden Herzoge Bernhard von Weimar folgte, stieß bei Lautern auf Widerstand und mußte die Stadt förmlich belagern. Nach einer vierwöchentlichen Belagerung wurde sie am 7. Juli „mit stürmender Hand" erobert, geplündert und großentheils zerstört. Ein ganzes schwedisches Regiment, das gelbe, wurde zusammengehauen, und gegen 1500 der Bewohner fielen unter den Schlägen der ergrimmten, erbarmungslosen Sieger. — Ein altes Lied, das die furchtbare Bedrängniß schildert, führt den Titel: „Ein bewegliches Klaglied von der heftigen Belagerung der uralten weitbekannten Stadt Kayserslautern, wie dieselbige durch die Kayserliche Kriegs-Obristen &c. mit stürmender Hand erobert und in die 1500 Seelen darinnen erbärmlich erwürget worden; männiglichen zu treuherziger Nachricht Gesangs-Weise gestellt. Gedruckt im Jahr 1635."

Erst 1644 verließen die Kaiserlichen die Stadt, und die katholischen Franzosen, die Verbündeten der protestantischen Deutschen und Schweden, rückten ein und setzten den rechtmäßigen Herrn, den Verweser Pfalzgraf Ludwig Philipp, wieder in seinen Besitz ein. Dieser behielt Stadt und Land, „das Fürstenthum Lautern", noch neun Jahre, worauf er es nach Beseitigung einiger Differenzen 1653 wieder an den Kurstaat abtrat.

Wie ernst man es nun, nach dem demoralisirenden dreißigjährigen Kriege, mit der Hebung der sittlichen Bildung des Volkes nahm, läßt sich daraus entnehmen, daß man eine eigene Fluchbüchse einführte, in welcher die auf's Fluchen und Schwören gesetzten Geldstrafen gesammelt wurden, und daß man für Unzüchtige in der Kirche einen besonderen Lasterstuhl errichtete. Anderseits läßt eine Bekanntmachung des Raths vom Jahre 1662 auch die Größe und Verbreitung des Aberglaubens erkennen, indem es darin heißt: „Wegen des Gespensts vnd gebemmers in der Kirchen, kann morgens vmb vier Uhren nicht geleuttet werden."

Der große Krieg war beendet, nicht aber der kleine, insbesondere mit Herzog Karl von Lothringen (1668). Dieser Krieg veranlaßte den Kurfürsten, da die pfälzischen Orte des Westrichs von den lothringischen Besatzungen zu Landstuhl, Hoheneck und Falkenstein viel „Plackereien" zu dulden hatten, die Festungswerke der Stadt Lautern zu verstärken und zu erweitern.

Im Jahre 1679 waren die Festungswerke vollendet, die stärksten deckten das Schloß und die Thore; doch vergebens. Denn als im Orleans'schen Kriege Ludwig XIV. nebst Simmern und Sponheim auch „das Fürstenthum Lautern" verlangte und seine Truppen am 22. Sept. 1688 unter Marschall Boufflers vor der Stadt erschienen, leisteten Bürger und Besatzung so wenig Widerstand, daß die Stadt schon nach 6 Tagen in des Marschalls Händen war (die pfälzischen Soldaten waren vorher abgezogen). Bei dieser Gelegenheit benahm sich die Stadt nicht sehr ehrenvoll, indem sie sich beeilte, dem Marschall zu „gratuliren vndt ihme selbe zu recommandiren." Diese servile Unterwürfigkeit bewahrte die Stadt, die sich im Bauernkriege so muthig und wacker gehalten hatte, zwar vor Brand und Plünderung, konnte aber anderes Ungemach doch nicht fern halten. Die Glocken scheinen fortgeschleppt worden zu sein; die Festungswerke wurden geschleift und fast unerschwingliche Kriegssteuer und andere Lasten den Bürgern auferlegt, so daß der Rath den armen Stadtdienern ihren geringen Gehalt zu zahlen außer Stand war und vormundschaftliche Gelder aufnehmen mußte „zum behueff der Königlichen Außlagen." Ja die französischen Soldaten trieben die Viehherden räuberisch hinweg, und die Bürger mußten ihre eigenen Thiere mit theurem Gelde zurückkaufen. Aehnliche Bedrückungen wiederholten sich und dauerten fort, bis der Ryswicker Frieden die Stadt dem Kurfürsten Johann Wilhelm zurückgab. —

Characteristisch für die Zeit ist die harte Beschimpfung, welche die Bürger unserer Stadt um den Anfang des 18. Jahrhunderts traf. Das Oberamt hatte nämlich ein abgängiges Hochgericht, Galgen und Rad, durch die Zünfte der Stadt wieder herrichten lassen. Diese Arbeit aber wurde den Zünften so sehr zur Schande angerechnet, daß Alle, die daran geholfen, für unehrlich erklärt wurden und im ganzen Reiche auf ihrer Wanderschaft keine Arbeit erhielten. Um ähnliche Schmach für die Zukunft zu verhüten, wurde verordnet, die Handwerker sollten künftig solche Arbeiten „nur auf der erden" fertig machen, die Aufrichtung des Galgens, des Rades und der Leiter aber dem Nachrichter überlassen.

Im spanischen Successionskriege wurde Lautern wieder von den Franzosen unter General v. Horn besetzt. Dieser war es, der nicht bloß das Schloß sprengen und verbrennen, sondern auch die Thürme auf der Stadtmauer und diese selbst an vielen

Stellen niederreißen ließ. Als Landau 1704 an die Deutschen übergeben werden mußte, zogen die Franzosen auch von Lautern ab, kamen aber 1713 zuerst unter General v. Quadt und dann, einige Monate später, unter Graf v. Dillon wieder. Letzterer setzte sich nach kurzer Beschießung in den Besitz des wieder ein wenig befestigten Schlosses und machte die pfälzischen Soldaten zu Kriegsgefangenen. Der Badener Frieden 1714 führte endlich die fremden Gäste fort. Die Zeit der Ruhe zeigte bald ihre Früchte. Der Stadtwoog und das „Bruch“ wurden in Wiesen verwandelt, das Schloß zu Wohnungen der Beamten wieder hergestellt und „Alleen und Promenaden“ angelegt. Alle Veränderungen bedurften jedoch der Zustimmung des Commandanten Grafen v. Wittgenstein, „damit dem Vestungsbau nichts abgehen möge.“ — Diese „Alleen und Promenaden“ sind jetzt großen Theils wieder verschwunden; sie haben Häusern den Platz eingeräumt und sind zu Straßen geworden; die Thore sind gänzlich dahin, nur ihre Namen haben sich erhalten, von den Mauern aber und den Thürmen sind noch große Bruchstücke vorhanden, z. B. der Knappenthurm „uffm Altenhoff“, wo „das erste hauß in der Statt gewesen.“

Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete erwachte in der Zeit des Friedens neues Leben, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem sich aus einer kleinen, unscheinbaren Bienengesellschaft die physikalisch-ökonomische Gesellschaft gebildet und den Schutz und die Unterstützung des Kurfürsten gefunden hatte. Dieselbe entwickelte nicht bloß eine hervorragende schriftstellerische Thätigkeit, sondern wirkte durch ihre praktische Richtung auch höchst wohlthätig auf Garten- und Landbau, und gab der Regierung Veranlassung, 1774 hier in Lautern eine hohe Kameralschule zu errichten und mit ausgezeichneten Männern, wie Medicus, Jung-Stilling und Anderen, zu besetzen. Doch schon 1784 ward die „hohe Schule“ nach Heidelberg verlegt und mit der Universität verbunden. — In diesen Zeitraum fällt auch das Leben des berühmten Mediciners und Botanikers Dr. Johann Adam Pollich, des Verfassers der im Jahre 1776 erschienenen historia plantarum in Palatinatu electorali sponte nascentium. Derselbe ist in Kaiserslautern 1740 geboren und 1780 gestorben. In neuerer Zeit wurde sein Andenken dadurch geehrt, daß sich der pfälzische naturhistorische Verein nach ihm den Namen „Pollichia“ beilegte.

Die Zeit war gekommen, wo der furchtbare Sturm von Westen herüberbraus'te, welcher die Geister tief aufregte und die Gedanken von den Werken des Friedens auf die des Krieges lenkte. Unsere Stadt fühlte bald seine Wirkungen. Die sogenannte „schwarze" Nacht, als die Franzosen zum ersten Mal erschienen und man die Verwegenheit hatte, ihnen die Thore durch eine Wagenburg zu verschließen, blieb Allen, die sie erlebt hatten, unvergeßlich. Unvergeßlich blieben auch die Tage der „dreitägigen Schlacht", welche als Schlacht bei Kaiserslautern oder Moorlautern in der Geschichte bekannt ist und am 28., 29. und 30. November 1793 zwischen den Preußen unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig und einem Theile der französischen Moselarmee unter dem jungen General Hoche in der Nähe der Stadt geliefert wurde. Die Preußen hatten nämlich den Blutacker, den Kaisersberg, den Wäscherberg und die Höhen über Moorlautern bis nach Erlenbach und zum Gersweilerhofe, so wie auf der andern Seite die Redoute am Galgenberg und dessen Umgebung weithin besetzt, und die Franzosen suchten diese Stellung zu umgehen oder zu durchbrechen, indem sie mit ihrem Hauptcorps über Katzweiler und Otterbach heranrückten und zugleich ein anderes Corps von der Vogelweh und dem Lothringerhofe her vorgehen ließen. Die preußisch-sächsische Armee soll aus 27 Bataillonen und 45 Schwadronen, im Ganzen aus 21000 Mann bestanden haben, die französische dagegen 40000 stark gewesen sein. Alle Versuche der Franzosen, ihren Zweck zu erreichen, scheiterten an dem Muth und der Festigkeit, womit Preußen und Sachsen ihre wohlgewählte Stellung vertheidigten. Hoche mußte mit einem Verlust von 3000 Mann über Katzweiler den Rückzug antreten.

Der Lüneviller Friede von 1801 brachte auch Lautern unter die Herrschaft der Franzosen; 1816 kam es wieder unter das Scepter der Nachfolger seiner alten Kurfürsten.

Gegenwärtig ist es der Sitz der administrativen und gerichtlichen Cantonal- und Bezirksbehörden und eines k. Forstamtes; es hat ferner in seiner Mitte das protestantische Schullehrerseminar, die Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbschule, eine Handelsschule, eine lateinische Schule und eine höhere Töchterschule, ein Cantons-, ein Bezirks- und ein Kreisgefängniß (Centralgefängniß).

Das Schullehrerseminar wurde 1818 gegründet; sein erster

Director war G. August Balbier aus Wöllstein, der damalige Vorstand des Progymnasiums, ein Mann von dem liebenswürdigsten Character, der reinsten Humanität, voll Hingebung an seinen Beruf. Er verstand es, wie Wenige, in den Schülern den Geist der Wissenschaft und höheren sittlichen Strebens zu erwecken. Alle verehrten in ihm nicht bloß den Lehrer, sondern auch einen väterlichen Freund und Rathgeber. Mit Freuden ergreift daher der Verfasser, der zur Zeit der Gründung des Seminars am Progymnasium Balbier's Schüler war, die Gelegenheit, dem längst Heimgegangenen seine Verehrung und Liebe zu bezeigen. — Rasch blühte die Anstalt unter seiner väterlichen Leitung auf, zumal sie von der königl. Regierung, an deren Spitze damals der in der Pfalz unvergeßliche Präsident v. Stichaner stand, unterstützt durch die um unser Schulwesen hochverdienten Männer, den sel. Rath Butenschön und den jetzt hochbetagten, aber noch immer kräftig und segensreich wirkenden Hofrath Dr. v. Jäger, auf's kräftigste gefördert wurde.

Die lateinische Schule scheint seit der Reformation oder wohl noch länger zu bestehen. Nachdem der Unterricht in Folge der Kriege vielfach unterbrochen war, errichteten unter den Kurfürsten der Neuburger Linie die Franziskaner eine lateinische Schule für die katholische Jugend, und die Reformirten später eine ähnliche höhere Anstalt für die ihrige. Beiden Anstalten machte die Revolution ein Ende; später, 1811, trat an ihre Stelle eine Secundärschule, zu deren Leitung der vortreffliche Präfect Jean Bon de St. André in Mainz den obengenannten Balbier von Worms berief. Unter der bayerischen Regierung erhielt die Anstalt den Namen Progymnasium, 1829 den Namen lateinische Schule.

Die Landwirths- und Gewerbschule, welche im Anfange der 30er Jahre in's Leben trat, gibt wohl einen reichen Ersatz für die ihr 1784 entzogene Cameralschule. Sie ist eine der vollständigsten Anstalten dieser Art, welche Bayern besitzt, mit tüchtigen Lehrern besetzt und allem Lehrapparat reichlich versehen. Sie hat ein chemisches Laboratorium, eine mechanische Werkstätte, ein physikalisches Cabinet und eine so reichhaltige Sammlung von Naturalien aller Reiche, daß ihr das Museum mancher großen Stadt weit nachsteht. Besonders schön und reich ist die Abtheilung der Vögel.

Außer den höheren Anstalten wirken noch eine Töchterschule

und 14 deutsche Elementarschulen für Wissen und religiös-sittliches Leben, so daß man meinen sollte, da überall im Lande nichts an der Schulbildung versäumt wird, den vielen großen Gefängnissen, die hier bestehen, müsse es an Bewohnern fehlen.

Das Centralgefängniß ist, was Zucht, Unterricht, Pflege und Beschäftigung anbelangt, unter seinem früheren Inspector Obermayer und dem jetzigen, Herrn Franz Meuth, eine wahre Musteranstalt geworden, ein Zeichen, welchen Werth es hat, wenn es der königl. Regierung gelingt, überall für den speciellen Dienst geeignete Männer von höherer Bildung zu finden. (Herr Meuth war vorher Bezirksrichter gewesen.) Wir würden gebildeten Fremden rathen, die Anstalt nicht unbesucht zu lassen, wenn es nicht die Humanität verböte, die Strafe der Unglücklichen dadurch, daß man sie den Blicken der Besucher aussetzt, zu erhöhen, und wenn nicht zu häufiger Besuch Störung in die Ordnung des Hauses brächte.

In Beziehung auf Gewerbsthätigkeit wird Kaiserslautern in der Pfalz die erste Stelle einnehmen. Seine Lage bestimmt seinen Beruf. Außer vielen Mahl- und „Bordmühlen" hat es mehrere Färbereien und Gerbereien, eine sehr ausgedehnte Kattunfabrik (Adam Orth), mehrere Tabaksfabriken, eine sehr große von einer Actiengesellschaft gegründete Baumwoll-Spinnerei und Weberei auf der ehemaligen Lambertsmühle (etwas weit von Stadt und Bahnhof), eine Ultramarin-Fabrik und fünf große Brauereien, welche sich durch ihr gutes Fabrikat in weiten Kreisen einen Namen erworben und einen Markt begründet haben. Orth, Jenisch, Wächter, Gelbert und Mayer sind in der ganzen Pfalz und den angrenzenden Provinzen von den Verehrern des Gambrinus oft genannte Namen. — Sehr ausgedehnt ist der Handel mit Steinkohlen, Holz und Brodfrüchten. Der Kaiserslauterer Fruchtmarkt ist nach dem Mainzer weithin der größte, indem wöchentlich viele Tausend Centner Früchte verkauft werden. Auf die Größe dieses Verkehrs läßt sich daraus schließen, daß der Ertrag der Fruchthalle der Stadtkasse eine jährliche Einnahme von etwa 8000 fl. bringt.

Sehenswerth sind außer der ehemaligen Stiftskirche des von Barbarossa gegründeten Prämonstratenserklosters, welche früher den Reformirten gehörte und jetzt den vereinigten evangelischen Confessionen gehört, und außer der katholischen Kirche in der Klostergasse: 1) die Fruchthalle, in den Jahren 1843—46

nach dem Plane Voit's gebaut; 2) die „Gewerbschule", 1833—1835 aus städtischen Mitteln für mehr als 80000 fl. errichtet; 3) das Centralgefängniß, 1821—1825; 4) das Bezirksgericht; 5) der Kirchhof mit einem im dorischen Style 1835 erbauten Leichenhause und vielen schönen Monumenten, worunter das für die aus Kaiserslautern gebürtigen Veteranen, welche Napoleon's Adlern gefolgt waren, besondere Erwähnung verdient.

Auch nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß 1818 hier die erste Generalsynode zusammenkam, durch welche die lange vorher in den Herzen vorbereitete Vereinigung zwischen den Reformirten und Lutheranern ausgesprochen und in christlicher Bruderliebe kirchlich gefeiert und dem Segen des himmlischen Vaters empfohlen wurde.

Gern verweilen wir einige Tage in der rührigen, zwar etwas rauhen, aber, wie der kräftige Menschenschlag zeigt, sehr gesunden Barbarossa-Stadt, um von hier aus die interessantesten Punkte der Umgegend zu besuchen, wobei wir mit dem anderthalb Stunden weit entfernten Städtchen Otterberg den Anfang machen. Unser Weg dahin führt uns über das Schlachtfeld, auf welchem die erwähnte Schlacht geliefert wurde. Der Weg ist zwar etwas beschwerlich, doch wird uns der Anblick der frischen Buchwälder und der fruchtbaren Fluren, durch welche wir wandeln, stärken und uns die Mühseligkeiten des Weges vergessen machen. Das Städtchen selbst liegt reizend in einem rings von angebauten Bergen umgebenen Wiesenthale und gewährt oben von der Höhe des Weges aus betrachtet eine äußerst liebliche Ansicht. Im Hintergrunde erhebt sich wie zum Schutze der Schloßberg mit den wenigen Ruinen der alten Otterburg. Seine Entstehung verdankt das Städtchen der schon 1144 gestifteten reichen Cisterzienser-Abtei Otterburg, nach deren Einziehung Pfalzgraf Johann Casimir 1579 die Klostergebäude einer Wallonischen Colonie einräumte, welche durch Fleiß und Betriebsamkeit die neue Niederlassung bald in Blüthe brachte, die leider nur bis zum dreißigjährigen Kriege dauerte, von dessen und der folgenden Kriege zerstörenden Folgen das Städtchen sich bis jetzt noch nicht hat ganz erholen können. In der neuesten Zeit hat sich die Industrie wieder gehoben, namentlich ist eine große Zwirnfabrik entstanden.

Die Hauptmerkwürdigkeit des schon 1581 mit Stadtrechten beschenkten Ortes ist die prachtvolle, ganz von Quadersteinen

in Kreuzform im byzantinischen Style erbaute Kirche; nur zu bedauern ist, daß sie nicht einen vortheilhafteren Standort hat, auf welchem ihre Großartigkeit besser ins Auge fiele. Auf jeder Seite des Langhauses stehen zehn viereckige Pfeiler, worauf die Kirche und die Seitengänge ruhen. Die ganze Kirche ist 263 Fuß lang und hat von Pfeiler zu Pfeiler eine Breite von 34 Fuß. Der Quergang des Kreuzes am Thor ist 121 Fuß lang und 34 Fuß breit. Die Höhe der Kirche beträgt ungefähr 100 Fuß. Die Nebengänge sind beinahe halb so hoch als die Kirche, gewölbt und mit besondern Dächern versehen. Die Kirche hatte ehemals fünf Eingänge, von welchen jetzt drei zugemauert sind. Ausgezeichnet schön ist die ungemein große Fensterrose an der Vorderseite des Gebäudes. Ueber dem Haupteingange befindet sich die roh eingehauene Inschrift: Memento Cunradi. Ob unter diesem Conrad der von 1138—1152 regierende deutsche Kaiser Conrad III., oder ein Otterberger Abt, oder ein anderer Wohlthäter des Klosters zu verstehen sei, läßt sich nicht bestimmen. Bei der in der neueren Zeit vorgenommenen höchst nöthigen Ausbesserung des dem Verfalle nahe gewesenen Gebäudes wurden an die Stelle des alten Thurmes zwei kleinere Thürme von Holz aufgeführt, die jedoch dem Eindrucke des Ganzen nicht förderlich sind.

Südlich von Kaiserslautern in einer Entfernung von zwei starken Stunden liegt das Dorf Trippstadt, in dessen Nähe wir die Ruinen der malerisch gelegenen Burg Wilenstein finden. Freundlich blicken sie in die wilde Gegend hinaus, in welcher mit Wald bedeckte Berge hoch über einander steigen und den Horizont eng begrenzen. Die Burg und die dazu gehörigen Ländereien waren zuletzt im Besitze der Herren von Haacke, kurpfälzische Oberjäger, welche sich 1766 auch in Trippstadt ein ansehnliches Schloß erbaut hatten, das in der Revolution zwar stark beschädigt wurde, aber noch immer ziemlich wohl erhalten ist. — In der Umgebung von Trippstadt befinden sich mehrere bedeutende, dem Herrn von Gienanth zugehörige Eisenwerke, zu deren einem das romantische Carlsthal hinführt, das mit seinen wilden und erhabenen Felsenpartien, von der Moosalb durchrauscht, den Freund der Natur auf's Angenehmste ansprechen wird.

Eine andere des Besuches werthe Ruine in der Nähe von Kaiserslautern ist die Burg Hoheneck en, welche oberhalb des gleichnamigen Dörfchens im Walde auf einem hohen Berge liegt,



R[illegible] del. — J. Poppel sc.

HOHENECKEN.

(RHEIN-PFALZ.)

Verlag von [illegible] Gottschick's Buchhandlung (E. Witter) in Neustadt a/H.

und in welcher ein Theil von Lafontaine's zu seiner Zeit beliebtem Romane: Clara du Plessis, spielt. Ursprünglich ein Ganerbenhaus kam dieselbe nach und nach in den alleinigen Besitz von Kurpfalz, von welchem die Herren von Hoheneden dieselbe zu Lehen trugen. Einsam und verlassen trauern nun die zusammengesunkenen Mauern in dem grünen Walde und bringen einen ernsten Ton in die sonst ziemlich heitere Gegend, welche sich zwar nicht auszeichnet, aber in ihrer Einfachheit das Bild eines freundlichen Stilllebens abgibt.

Wir schalten hier ein Gedicht in der Mundart der Gegend ein, welches wir dem Werkchen unsers Lauterer Landsmannes, des Volksdichters Schandein, entnehmen:

Das Fräle vom Hohnecker Schloß.

Am Brinnelche im Willewald
E' Märelche noch uf sich halt,
's dut dämm're schun un dunkle
Un 's Buchelab dut funkle.

Das Märelche net weirer kann,
's hot uf der Jagd was ausgestann:
Im Wald dut sich's vererre,
Do muß m'r mid so werre.

's is dorschterich, es ersicht sich legt,
Dernoti still es hi' sich setzt:
Es will jo noch net häme,
Es möcht e' bische träme.

Un 's Märelche is engelschö',
Ah engelgut, was will m'r meh'?
Die Sunn will net sich ducke,
Vergeßt sich schier im Gucke.

Ke' Wunner ab, wie sitzt es do:
Hot Ägelcher so lichteblo,
E' schwaneweißes Haütche,
Sei' Bäckelcher e' Kaütche.

Un um 's erum e' Pracht un Stat:
Die Sunn hot Gold in's Gras gestrat,
Uf 's Märelche noch mehner,
Do scheint es um so schöner.

's will häme grad, es sinkt der Dah:
Steht do en ur-uralti Fra,

Krieht 's Hännche ihm mit Schweije,
Tut se ihm profezeije:

„Der Bolze is beim Schaz sei' Dod!"
Werd's Märelche ball weiß, ball rot,
Die Fra dut dann verschwinne,
Js nerjends meh' se finne.

„Der dausig — denkt's — wie kann es sei'?
Was fallt dem alte Fräche ei'?
Bin wacher, duh net träme:
's is neisicht — ich geh als häme."

Dieweil es so sich gehe loßt,
E' Scheerhabbich neh'm Daubche stoßt:
Nemmt's dabber do sei' Bolze
Un schießt e' Schuß, e' stolze.

Der Habbich flerzt, 's is dunkel schun,
Sei Bolze sucht's — hot nix gefunn!
's kann länger net verweile,
's muß uf sei' Schloß sich eile.

Das Fräle war's vun Hoheneck,
's is uf die Jagd als weitewegg,
Dem war's net um die Brore,
's war sellemol so More.

Do reit's als uf em' weiße Roß,
's bin Ritter um's, e' ganzer Troß;
Die dun d'r was sich buze,
Als dät se's ebbes nuze.

Doch neischt: dann der vun Willeste'
War Ha' im Korb, der ganz alle';
's dät kener ah so basse,
Drum dun se all ihn hasse.

Der allerwischt doch wo debei,
Will dem vun Willeste' in's Gai,
Will's Märelche net losse,
Do klugt er aus e' Bosse.

Un 's Fräle is dehäm im Haus
Un guckt als die Altan enaus:
„Wo dur er heut doch bleiwe?"
Wer mahn sei' Angicht beschreiwe!

Sei' Ritter war gewönt schun lang,
Js owends zu'm als maie gang;
Reit wegg dehäm bei Zeire,
For häme noch se reire.



LANDSTUHL

Sei' Feind dut uf der Lauer steh',
Der ballt die Fauscht un blickt die Zäh',
Er möcht sich mit em bolze —
Do sieht er richt den Bolze.

„Ei wie geruf, du bischt net schlecht!
O käm er nau', do käm er recht!"
Un horch, do hört er's trappe:
Dort kummt er uf seim Rappe!

„Du reitscht mer nimi uf das Schloß!"
Un zielt un hot em 's Herz verschoß:
„Das hoscht de vun dem Reire!" —
Der Mörder sucht das Weire.

Un 's Fräle wart: Wo bleibt er nor?
Uf e'mol rappelt's laut am Dor:
Do sieht's en — ah die Schmerze —
Sei' Bolze steckt im Herze!

Ke' Tröschtes helft, 's is all verbei:
Das Fräle geht in's Kloschter glei,
Das schöne junge Märe
For's Jahe will es here.

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgebung von Kaiserslautern, wohin wir den Leser begleiten, ist das Städtchen **Landstuhl** mit den auf dasselbe stolz herabblickenden Ruinen der Burg gleichen Namens, oder, wie dieselbe in früheren Zeiten hieß, Nannstein, Nannstall und Nannstuhl. Das Städtchen, das an dem Fuße des Schloßberges eine liebliche Lage hat, wird unsere Aufmerksamkeit nicht sehr in Anspruch nehmen, desto mehr aber die Burg, die zum Theil in Felsen eingehauen mit ihren gewaltigen Massen Achtung gebietend die Spitze des Berges krönt und in jüngster Zeit, von hinderndem Schutt befreit und durch Anlagen verschönert, häufig zum Sammelplatz fröhlicher Gesellschaften und zur Feier ländlicher Feste dient. Welchen Fund die Nachgrabungen ergaben, die man angestellt hat, ist uns bis jetzt nicht bekannt geworden.

Wir begegnen hier wieder dem deutschen Cid, dem Ritter Franz von Sickingen, an dessen Familie die Burg, nachdem sie vorher mehrere gemeinschaftliche Besitzer gehabt hatte, theils durch Heirath, theils durch Kauf gekommen war. Hier fand Franz den Tod. Nachdem er die Belagerung von Trier aufgehoben hatte, war er gen Worms gezogen, um sich desselben zu bemächtigen. Als er aber vernahm, daß ein Heer gegen ihn

anrücke, zog er sich hierher zurück, wo er den Fürsten von der Pfalz, von Hessen und Trier, welche am 29. April 1523 vor die Burg gerückt waren, den tapfersten Widerstand entgegensetzte. Die Burg wurde auf das Heftigste beschossen und dermaßen beschädigt, daß Franz, welcher obendrein tödtlich verwundet worden war, nach achttägiger Belagerung am 7. Mai sich genöthigt sah, die Burg zu übergeben. Als die drei Fürsten sich in die Burg begaben, fanden sie Franzen in einem dunkeln Felsengemache auf seinem Lager so schwach, daß er kaum zu reden vermochte. Und doch konnte sich der Bischof von Trier nicht enthalten, die letzten Stunden des Helden durch Vorwürfe zu verbittern; Franz aber, der Kriegsmann, zeigte sich größer als der Kirchenfürst und erwiderte auf dessen Vorwürfe in männlicher, frommer Weise: „Ich habe jetzt mit einem größeren Herrn zu reden, als Ihr seid." Bald darauf, als ihn die Fürsten wieder verlassen hatten, verschied er. Die Fürsten ließen seine Gebeine in Begleitung eines zahlreichen Gefolges in der Kirche unterhalb der Burg feierlich beisetzen und errichteten ihm ein Grabmal, worauf er in Lebensgröße, in völliger Rüstung, dargestellt war. Der Deckstein des Grabes hat die Inschrift: Hir ligt der Edel v. Erenfest Franciscus von Sickingen, der in Zeit seins Lebens Kaiser Karolen des funften Rathe Camerer und Hauptman ꝛc. gewesen und in Belagerung seins Schloß Nanstein durch das Geschitz todtlich verwundet volgends uff Donerstag den siebenden May Anno MDXXIII umb Mitag in Gott christlich von dieser Welt seliglich verschieden. † R. J. P. †

Franzens Laufbahn wäre gewiß ohne die Kleinlichkeit des deutschen Adels und die Ungunst der Zeiten eine glänzendere gewesen, und wir müssen bedauern, daß dieser edle, thatkräftige Geist in seinem Ringen und Streben nach dem Höheren so frühe unterging, ohne daß durch seine Aufopferung das, woran er die Kraft seines Lebens gesetzt hatte, erreicht worden wäre. Erst nach seinem Tode ward ihm Anerkennung, welche ihm Jeder, der sein Leben, seine Absichten und Pläne mit vorurtheilslosem Blicke betrachtet, zugestehen wird, übereinstimmend mit den Worten eines späteren Dichters:

Wer möchte nicht den biedern frommen Helden,
Den Max und Karl, der Deutschen große Kaiser,
Und selbst der Gallier König Franz,
Und jeder Fürst, der Tugend nicht beneidet, ehrten,

Den selbst der Feind bewunderte,
Und nach dem Tode nicht mehr fürchtete, noch haßte,
Den die Geschichte ewig preist,
Schuldloser find't, als seine Gegner,
Nicht noch in seiner Asche segnen?
Der Blinde kann es nicht — der Weise thut's!

Wie die Eberuburg, so wurde auch Landstuhl erst nach zwanzig Jahren Franzens Söhnen wieder zurückgestellt, deren Nachkommen, unähnlich ihrem freisinnigen Ahnherrn, die katholische Lehre mit Gewalt wieder in ihrem Gebiete einführten. — An der Stelle des Residenzschlosses der späteren Grafen von Sickingen, welches sich dieselben in dem Städtchen erbaut hatten, befindet sich gegenwärtig das Posthaus.

Seitwärts von der Straße im Felde liegen drei große regelmäßige Quadersteine über einander, welche das Volk, das so gerne alles Große auf seine Lieblinge überträgt, Sickingens Würfel nennt, mit denen der Ritter gewöhnlich gespielt habe. Ohne Zweifel rühren die Steine von einem römischen Denkmal her, deren in der Umgegend mehrere vorkommen. Der zu oberst liegende Stein trägt eine jetzt unlesbare Inschrift, auf dem untern befinden sich die Buchstaben: Q. AV. N. M. L. L. P., welche, nach der Erklärung der Alterthumsforscher, Quorum auspiciis novum monumentum libentissime positum bedeuten.

Sickingens Würfel.

Auf Landstuhl saß der tapfre Ritter
Und sinnend schaut er in das Thal;
Es dufteten die Fichtenwälder
Umglänzt vom Abendsonnenstrahl.

Er schien wohl Manches zu erwägen,
Die Blicke waren finster schier,
Denn morgen sollt' der Kampf beginnen
Gen seinen harten Feind von Trier.

Und als er lange stumm gesessen,
Ging er zum hohen Würfeltisch,
Da faßt' er den gewalt'gen Becher
Und schüttelte die Würfel frisch.

„Will sehen, was sie Gutes deuten,
Und wie Fortuna spricht, das Weib;"
Und polternd flog in leichten Händen
Der riesenhafte Zeitvertreib.

Der Tisch war eine Felsenplatte,
Die an der Veste sich erhob,
Die Würfel waren Quadersteine,
Zum Spielen wohl ein wenig grob.

Er spielte wie mit kleinen Nüssen,
Und warf sie kreuz und warf sie quer,
Und zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

„Kein Glück!" sprach er in finsterm Tone,
„Nun, ein Mal noch sei es versucht!
Doch wenn die gleichen Augen fallen —
So sei das wüste Spiel verflucht."

Und wieder schüttelt er die Steine
Mit furchtbar rasselndem Gemisch,
Und warf! — es drohte zu zersprengen
Der eisenstarke Würfeltisch.

Und wieder fand er sich verloren! —
„Wohlan denn nun zum letzten Mal!
Was eins und zwei mir schnöd verkündet,
Bestät'ge drei, die heil'ge Zahl."

Er warf die Steine durcheinander,
Sie fielen kreuz, sie fielen quer,
Er zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her —

Doch wieder fand er sich verloren! —
Da, von des Trotzes Wuth entflammt,
Schmeißt er mit starker Hand die Würfel
Den Berg hinunter insgesammt.

Noch sieht sie aufgestellt der Wandrer
Jenseits der Straß' in Thales Grund;
Ob sie dem Ritter wahr gesprochen,
Zeugt trauernd der Geschichte Mund.

Die Rheinstraße.

Das Ufer des Rheines, längs welchem diese Straße sich hinzieht, ist flach und hat wenig Schönes, für dessen Mangel der Anblick der schöngeformten blauen Berge, welche zu beiden

Seiten das Rheinthal einschließen, entschädigen muß. Wir betreten die Straße bei Germersheim, welches wahrscheinlich die Stelle des alten römischen Castells Vicus Julii einnimmt. Kaiser Conrad II. soll hier eine Burg erbaut haben, bei welcher sodann Rudolph von Habsburg 1276 die Stadt anlegte. Rudolph selbst starb hier 1291 auf seiner Reise von Straßburg nach Speyer, wohin er sich begeben wollte, um, wie er sich scherzend ausdrückte, die todten Kaiser zu besuchen.

Unter Ludwig dem Bayer kam die Stadt als Pfand, unter Ruprecht dem Ersten als Eigenthum an das pfälzische Haus, unter welchem sie bis zur französischen Revolution der Sitz eines Oberamts war. Ein hartes Schicksal erfuhr sie im 30jährigen Kriege. Hier nämlich hielt Kurfürst Friedrich V., als er von seiner Flucht aus England zurückkehrte, 1622 seinen feierlichen Einzug, mußte aber bald die Stadt den Truppen Tilly's überlassen. Furchtbar wütheten die Croaten gegen die Bewohner, bis Erzherzog Leopold den Befehl gab, jeden Mörder augenblicklich zu erschießen (Seite 49).

Etwa 50 Jahre später, 1674, gaben die Franzosen unter Türenne die Stadt den Flammen preis. — Harte moralische Bedrückung wegen der Religion litt sie im Reunionskriege, indem die Franzosen alle Mittel anwendeten, die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen; dagegen blieb sie, weil sie als Allodialgut der Pfalzgräfin Elisabetha Charlotte angesehen wurde, von Plünderung und Verheerung frei. Als Landau französisch wurde, machte Ludwig XIV. noch einmal Anspruch auf das Oberamt Germersheim, weil es zum Elsaß gehöre, wurde aber vom deutschen Reiche zurückgewiesen, und so blieb dasselbe bei Kurpfalz.

Von den alten Werken, der Burg Conrad's II. und dem von dem Kurfürsten Friedrich II. zwischen Bellheim und Zeiskam erbauten Jagdschlosse „Friedrichsbühel“ ist keine Spur mehr vorhanden, wie denn die ganze Stadt seit 1834, in welchem Jahre ihre großartige Befestigung begann, ein ganz neues Ansehen gewonnen hat.

Die strategische Wichtigkeit der Gegend von Germersheim ist nicht zu verkennen, weßhalb es schon frühe Verschanzungen erhielt. Dies erkannte insbesondere auch der Marschall von Sachsen, der in Jahre 1739 von Landau bis Germersheim längs der Queich eine Reihe von Schanzen anlegen ließ. Diese wurden seitdem eingeebnet, was, wie Manche meinen, nicht zweck-

mäßig war, weil sie sich sehr leicht in Werke der entgegengesetzten Richtung hätten verwandeln lassen.

Die jetzigen Festungswerke, zu denen am 18. October 1834 der Grundstein feierlich gelegt wurde, sind sehr ausgedehnt, außerordentlich stark und zugleich sehr schön, wie es die Zeit ihrer Entstehung, die des Königs Ludwig, nicht anders erwarten läßt. Sie sind ein ehrendes Zeugniß und dauerndes Denkmal ihres geistreichen Erbauers, des k. Genieobersten Schmauß und des bayerischen Ingenieurcorps. Die Angriffsfronte, deren Haupttheil die „Fronte Schmauß" heißt, besteht aus einem Walle mit bombenfesten Casematten, Mörserständen und Traversen. Der tiefe Graben birgt gewaltige, wenn es gilt, nach allen Seiten Verderben speiende Caponnieren. Die Contrescarpe hat zahlreiche, bombenfeste Reduits u. s. w. Was auf der Rheinseite die Natur zu befestigen übrig gelassen, hat die Kunst ergänzt. Außer dem Brückenkopfe hindern oder verzögern zahlreiche, kleine Festungen bildende Vorwerke die Annäherung zur Stadt. Besonders bemerkenswerth sind die Casernen, das Spital, das Zeughaus und die beiden Thore, das Ludwigs- und das Weißenburgerthor. Die Architectur der Thore ist von Gärtner, die Sculpturen sind von Ziebland.

Ehe wir Germersheim verlassen, müssen wir die Fremden, namentlich Freunde des Alterthums, aufmerksam machen, daß nur 2 Stunden südlich an der alten Römerstraße, welche Mainz und Straßburg verband und an vielen Stellen deutlich zu erkennen ist, das große Dorf Rheinzabern liegt, das alte Tabernae rhenanae. Hier wurden schon eine Menge römischer Alterthümer gefunden, namentlich Töpferwaaren sammt den Werkstätten und Oefen, in welchen diese verfertigt wurden. In neuester Zeit wurde ein gut erhaltenes Römerbad aufgefunden. Eine reiche Sammlung veranstaltete der ehemalige Bauconducteur Dyk, der jetzige Vorstand des Telegraphenamtes in München. Dieselbe wurde von Hofrath Thiersch für das Antiquarium in München angekauft.

Wir begeben uns nun nach Speyer, der alten Todtenstadt der deutschen Kaiser, deren Kaiserdom gegenwärtig durch seine Wunder der Kunst jährlich Tausende von nah und ferne anzieht, jene Wunder zu betrachten und Geist und Herz daran zu laben.

Den reichen Glanz, in welchem Speyer, die stolze Reichsstadt, in dem Mittelalter blühte, besitzt es jetzt zwar nicht mehr,



SPEYER.

(RHEIN-PFALZ.)

Verlag von A.H. Gottschick's Buchhandl. … G. Witter in Neustadt a/H.

doch hat es darum nicht weniger Ursache, sich dankbar der Gunst der Zeitumstände zu erinnern, welche ihm gestatteten, sich aus seiner sehr herabgekommenen Lage zu einer solchen Höhe zu erheben, daß es würdig als die Hauptstadt der Pfalz dasteht. Als Sitz der Kreisregierung und eines Domcapitels, außerdem eines Lyceums, eines Gymnasiums, eines Schullehrerseminariums, einer Gewerbschule und anderer Anstalten sich erfreuend, besitzt die Stadt reichliche Erwerbsquellen, welche fortdauernd zur Erhöhung ihres Wohlstandes beitragen.

Speyer darf sich eines sehr hohen Alters rühmen. Schon bei Julius Cäsar kommt es als Civitas Nemetum vor. Lange Zeit unter der Herrschaft der Römer kam es endlich in die Hände der fränkischen Könige, nachdem es zur Zeit der Völkerwanderung eine zweimalige Zerstörung erlitten hatte, wobei die unter Attila sich durch die grausame Ermordung aller christlichen Einwohner auszeichnete. Unter den Franken hob sich Speyer immer mehr; die eigentliche Periode seines Glanzes begann unter Karl dem Großen, welcher hier einen großen Palast erbaute, den später unter Kaiser Karl IV., wahrscheinlich vom böhmischen Hradschin, sogenannten Retscher. In der Folge wurde es oft der Schauplatz der Kämpfe, welche die Kaiser gegen ihre Thronnebenbuhler zu bestehen hatten, so wie der Fehden zwischen den Bischöfen und Bürgern, woraus in den meisten Fällen nicht kleine Nachtheile für die Stadt erwuchsen. Im dreißigjährigen Kriege, welcher nur ein schwaches Vorspiel der Gräuel war, welche es später trafen, wurde es, da es keine Befestigung hatte, abwechselnd die Beute der verschiedenen Parteien, wobei es jedoch keinen weiteren Schaden erlitt, als der sich gewöhnlich im Gefolge des Krieges befindet. Fürchterlich aber war das Schicksal, welches im Reunionskriege hereinbrach. Die Stadt wurde von den Franzosen aufgefordert, sich unter französischen Schutz zu stellen und eine Besatzung anzunehmen. Außer Stande, dieses Ansinnen zurückzuweisen, mußte sie sich nothgedrungener Weise darein ergeben. Als dem französischen Marschall die Schlüssel der Stadt übergeben wurden, versprach er zwar, die Stadt zu schützen und zu schonen. Aber dies Versprechen wurde gehalten, wie alle Versprechen, welche in diesem Mordbrennerkriege gegeben wurden. Kaum waren die französischen Truppen in der Stadt, als auch schon die Quälereien und Bedrückungen ihren Anfang nahmen, und nicht lange dauerte

es, so rissen die alles Recht verachtenden Feinde die Thürme und Mauern nieder, wobei sogar die Bürger mit Hand anlegen mußten. Mit dem Beginnen des Frühlings 1689 aber wurde das Verfahren der Franzosen immer gefahrdrohender. Schon vorher hatten die Bürger alles Getreide ausliefern müssen, damit es in die Festungen Philippsburg, Landau und Fort-Louis gebracht werde. Nun aber wurde den Bürgern angekündigt, daß innerhalb sechs Tagen die ganze Stadt von allen Einwohnern geräumt sein müsse; doch wurde hierbei die Versicherung gegeben, daß die Stadt nicht niedergebrannt oder verheert werden solle. Jene Maßregel sei bloß durch die Umstände geboten, damit der Feind in der Stadt keine Lebensmittel oder Menschen finde, welche ihm Beistand leisten könnten. Allgemeines Wehklagen erhob sich unter der Einwohnerschaft, als ihr der barbarische Befehl bekannt wurde. Man bat wenigstens um Fristverlängerung, um die fahrende Habe bequemer aus der Stadt schaffen zu können. Aber umsonst. Der Intendant de la Fond ertheilte den Bescheid, man möge das, was innerhalb sechs Tagen nicht fortgeschafft werden könne, hinauf in den Dom bringen, wo es sicher sei, bis sich Gelegenheit finde, es weiter zu schaffen. Nachdem die Bürger schon fünf Tage lang mit Rettung ihrer Habe beschäftigt waren, und schon viele die Stadt verlassen hatten, eröffnete plötzlich der General Monclar, der König habe befohlen, daß die ganze Stadt niedergebrannt werde; nur der Dom solle geschont werden.

Es war am 31. Mai 1689, am dritten Pfingsttage, als die menschenleere Stadt an verschiedenen Orten angezündet wurde. Langsam verbreitete sich bei windstiller Luft das Feuer von Haus zu Haus. Die Nacht hindurch und den folgenden Tag arbeitete das verzehrende Element still an der Zerstörung. In der zweiten Nacht aber erhob sich ein heftiger Gewittersturm. Nun loheten die Flammen hoch auf, wie tausend feurige Zungen flogen sie über die Stadt dahin und verwandelten sie in einem Augenblick in ein Feuermeer. Der Morgen des zweiten Juni ging auf über einem rauchenden Schutthaufen, dem empörenden Werke verruchter Staatskunst. Die ganze Stadt lag in Asche, und wo etwa eine Mauer, ein Gewölbe der Gewalt des Feuers widerstanden hatte, das wurde niedergerissen. Zehn Jahre lang lag nun die Stätte öde, da Frankreich die Wiedererbauung der Stadt nicht duldete. Erst nach dieser Zeit begann dieselbe sich



R. Höfle del.

MAXIMILIANSTRASSE BEIM ALTPÖRTEL ZU SPEYER
IN DER PFALZ



[illegible] ZU SPEYER.

[illegible]

wieder allmählig aus ihren Trümmern zu erheben. Die Entschädigung, welche die Stadt für den erlittenen Schaden, den sie auf 3,334,004 Gulden schätzte, von Frankreich forderte, wurde ihr nicht gewährt. Ebenso erhielt das Domcapitel für seinen auf 2,443,400 Gulden taxirten Schaden aus der Casse des großen Städteverwüsters, Ludwigs XIV., bloß armselige 25,000 Livres als Entschädigung.

Noch jetzt sind viele Spuren der Zerstörung sichtbar. Das Einzige, was sich daraus erhalten hat, ist das Altpörtel, ein hoher Thurm, welchen Manche für ein Ueberbleibsel aus der Römerzeit halten, und der gegenwärtig als Gefängniß dient. Auch er sollte wie alle übrigen Thürme gesprengt werden. Schon waren die Sprenghöhlen mit Pulver gefüllt, und die Schergen harrten bloß des Befehles anzuzünden. Da begab sich der Prior des dicht dabei liegenden Carmeliterklosters mit seinem ganzen Convente zu dem Marschall de Duras und erlangte durch einen Fußfall die Zusicherung, daß der Thurm stehen bleiben solle.

Die Hauptmerkwürdigkeit von Speyer ist der Dom. Den Ursprung des Bisthums kennt man nicht, nur so viel weiß man, daß schon zur Zeit der Frankenherrschaft sich eine Kathedralkirche hier befand, deren Bischöfe von den Königen sehr begünstigt wurden. Als diese Kirche, welche auf den Trümmern eines Dianatempels an dem Ufer des Rheines errichtet war, im Verlaufe der Zeit baufällig wurde, faßte Kaiser Conrad II., der für Speyer eine besondere Vorliebe hatte und deßhalb der „Speyerer" hieß, den Entschluß, statt des alten Münsters ein neues, seiner heiligen Bestimmung würdiges Gotteshaus zu erbauen, und schritt sogleich zu dessen Ausführung. Am 12. Juli 1030, nachdem er desselben Tages Morgens in der Frühe den Grundstein zu dem Kloster Limburg gelegt hatte, kam er mit glänzendem Gefolge nach Speyer herab und legte den Grundstein des neuen Domes, „Gott und der hochgebenedeiten Jungfrau zu Lob." Den Kaiser bestimmte zu diesem Werke außer seinem frommen Sinne die Liebe zu seiner durch Schönheit der Seele und des Leibes ausgezeichneten Gemahlin Gisela.

Nur langsam wegen seiner Größe schritt der colossale Bau voran, eine gewölbte Pfeilerbasilika, ein Meisterwerk des romanischen Baustyls. Seine Länge beträgt nicht weniger als 138 Meter oder 472½ Fuß, die Breite des Langhauses nahezu 38 Meter oder 127 Fuß. Er wurde wohl auch deßhalb so

groß, weil ihn die Bestimmung auszeichnete, die Ruhestätte aller Kaiser zu werden, welche ohne besondere Verfügung diesseits der Alpen sterben würden. Conrad erlebte dessen Vollendung nicht, empfahl aber seinem Sohne Heinrich III. als heilige Pflicht, das angefangene Werk mit gleichem Eifer fortzuführen. Allein auch Heinrich III. starb, ehe es ihm gelungen war, den Dom zu vollenden, und erst unter Heinrich IV., 1061, wurde der Riesenbau zu Ende geführt, der nun dastand als Werk von seltener Pracht und im Besitze von außerordentlichen Reichthümern, womit die freigebigen Kaiser ihn beschenkt hatten. Nach Andern erlebte noch Heinrich III. des Baues Vollendung.

Im Jahre 1146, am Vorabende der Weihnacht, kam der fromme Abt Bernhard von Clairvaux nach Speyer und hielt hier im Dom die feurig beredte Kreuzpredigt, welche Kaiser Conrad III. bestimmte, das Kreuz zu nehmen und mit anderen deutschen Fürsten zum Kampfe nach Palästina zu ziehen.

Als Bernhard seinen Einzug in dem Dome hielt, und das „Salve Regina“ ertönte, soll er nach den letzten Worten des Lobgesanges begeistert die Worte beigefügt haben: O clemens! o pia, o dulcis virgo Maria! welche Worte bald nachher in allen Kirchen als Antiphone gesungen wurden. Zur Erinnerung daran wurden in dem mittleren Gange des Domes 4 Messingplatten, je dreißig Fuß von einander, in den Boden eingelegt; auf die erste wurde o clemens, auf die zweite o pia, auf die dritte o dulcis virgo und auf die vierte das Wort Maria eingegraben.

Ein eigenes Geschick schien über dem Dome zu walten. Schon 1137 und 1159 gerieth er in Brand; gleiches Unglück traf ihn 1289. Jedesmal jedoch war der Schaden nicht von der Art, daß er nicht bald hätte wieder hergestellt werden können. Verheerender aber wirkte das Feuer 1450 in dem hehren Dome. Ein Orgelbauer, der mit Ausbessern der großen Orgel beschäftigt war und den Tag über Zinn und Blei geschmolzen hatte, war beim Weggehen Abends so unvorsichtig, das Feuer nicht genugsam zu verwahren. Glühende Kohlen fielen in die Hobelspäne; sie brannten und führten die Flamme zur Orgel, von welcher sich mit Schnelligkeit das Feuer durch das ganze Gebäude verbreitete. Als man Morgens die Feuersbrunst bemerkte, war es zum Löschen zu spät, und beinahe der ganze Dom wurde ein Raub der Flammen, welche so heftig wütheten, daß das bleierne Dach und die Glocken schmolzen, und das glühende

Metall durch die Stuhlbrudergasse nach dem Rheinthore hinabfloß. Rasch wurde an der Wiederherstellung des Gotteshauses gearbeitet, und schon nach wenigen Jahren erhob es sich wieder in verjüngter Pracht. Aber noch war sein Geschick nicht ganz erfüllt. Bei der Einäscherung der Stadt durch die Franzosen wurde auch der Dom angezündet, in welchem das Feuer um so schneller um sich griff, als es durch die in Menge dahin geflüchteten Effecten der Bürger reichliche Nahrung erhielt, so daß nach zwei Tagen von dem prachtvollen Gebäude beinahe nichts mehr übrig war. Es dauerte nun beinahe ein Jahrhundert, ehe man mit Ernst an die Wiederherstellung des in Trümmern liegenden Tempels denken konnte. Zwar hatte Bischof Hugo Philipp Graf von Schönborn 1743 dem Dom ein reiches Vermächtniß hinterlassen, aber dennoch konnte erst der letzte Fürstbischof, Karl Reichsgraf von Limburg-Styrum (1770 — 1797) ernstlich Hand an's Werk legen. Mit Recht heißt er daher der zweite Erbauer des Domes, welcher aber nur darum wieder erstanden zu sein schien, um 1794 von den Franzosen auf's Neue verwüstet zu werden. Die Vandalen erschienen am 10. Januar dieses Jahres, zerschlugen alle Altäre, zertrümmerten Chor- und Beichtstühle, raubten von der Orgel, was sich verwerthen ließ, und verstümmelten Crucifixe und Bilder. Diese Gräuel mußte der greise Bischof Styrum noch erleben.

Während der nun folgenden Kriegszeiten diente der Dom als Magazin und bald drohete ihm gänzlicher Untergang, da er, zu 8000 Francs abgeschätzt, auf den Abriß versteigert werden sollte. Seine Stelle sollte ein Waffenplatz werden, das Bild des h. Bernhard sollte der Minerva, das der Jungfrau Maria der Statue Napoleons Platz machen. Plötzlich aber kam von Paris die Freudenbotschaft, der Kaiser habe durch Decret vom 23. September 1806 bewilligt, daß die Kathedrale zu Speyer dem katholischen Cultus zurückgegeben werde.

So war der herrliche Bau gerettet, aber die Mittel, ihn wieder würdig herzustellen und seiner frommen Bestimmung zurückzugeben, fehlten. Napoleon hatte zwar ansehnliche Geschenke gegeben, und Domherr Graf Damian von Lehrbach hatte 12000 fl. zur Herstellung des Gotteshauses bestimmt; aber diese Mittel waren doch lange nicht ausreichend, und man mußte auf bessere Zeiten warten. Diese erschienen, als die Wittelsbacher mit König Max ihr altes Stammland wieder in Besitz nahmen.

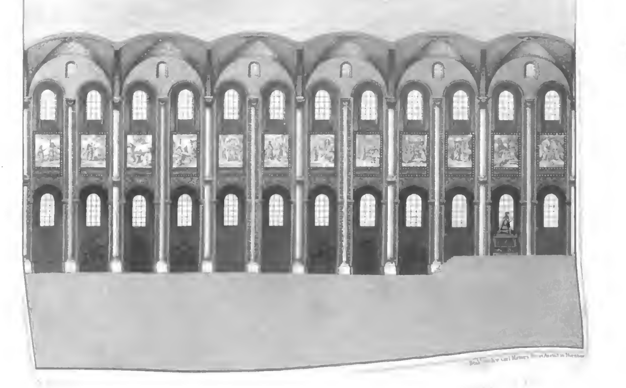
Bei seiner Anwesenheit in der Pfalz 1816 befahl Er, dessen Andenken in den Herzen seiner Pfälzer unvergeßlich fortleben wird, den verödeten Dom wieder herzustellen, und versprach sogleich zu diesem Zweck 40,000 fl., die er später noch einmal um 12000 fl. zur Anschaffung neuer Glocken vermehrte. Der Stadtrath von Speyer gab 12000 fl. aus der Stadtkasse, und der Landrath des Kreises votirte 1 Procent Steuerbeischlag. Nachdem auf diese Weise die erforderlichen Mittel aufgebracht waren, begann der Bau alsbald. In wenigen Jahren war er vollendet, zwar nicht mit der alten Pracht, aber doch in einer seines Zweckes würdigen Weise. Am 19. Mai 1822 konnte Bischof Matthäus von Chandelle, der erste des wiederbelebten Bisthums, die Weihe des Domes vornehmen, und am Geburtstage des geliebten Königs Max, den 27. Mai, wurde das erste Hochamt in den erneueten, geheiligten Räumen gefeiert.

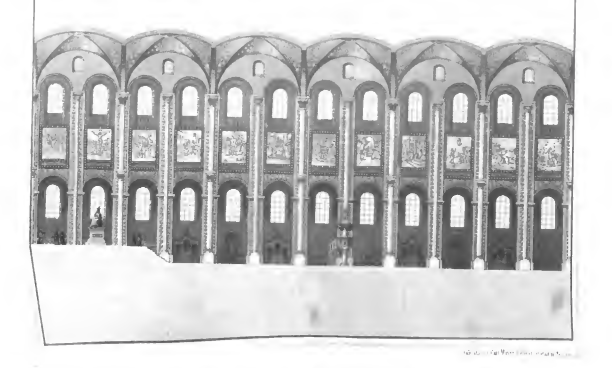
Eine neue Periode aber beginnt für den Dom mit dem Momente, als der hochherzige, kunstsinnige König Ludwig, nachdem er am 13. Juni 1843, nur von den Künstlern Heß und Schraudolph begleitet, den Dom besichtigt hatte, beim Austritt aus dem Dome sprach: „Ich habe mich entschlossen, den Dom malen zu lassen. — Im Jahre 1845 wird angefangen." So geschah es; im Jahre 1853 am 10. September war das Werk vollendet: der Dom gemalt, ein Werk, dem wenige in der Welt gleichkommen mögen, ein Kunstschatz, zunächst der Pfalz und Deutschland geschenkt, welcher unerschöpflich ist und sich nie mindert, so viele Tausende auch davon nehmen mögen. Dank daher, heißer Dank dem königlichen Geber!

Als König Ludwig 1848 der Regierung entsagt hatte, übernahm des jetzt regierenden Königs Majestät, Maximilian II., die Vollendung der inneren Ausschmückung des Domes aus seinen eigenen Mitteln und gab dadurch einen Beweis seiner Pietät wie seines eigenen Kunstsinnes.

Zwei Inschriften sagen der späten Nachwelt, was diese beiden Könige geschaffen. Sie lauten:

Ludwig I., Koenig von Bayern,
Pfalzgraf bei Rhein
liess die Choere mit Gemaelden
ausschmuecken,







Stahlstich v. Carl Mayers Kunst-Anstalt in Nürnberg

Verlag von A. H. Gottschick's Buchhandlung (T. Witter) in Neustadt

welche von Johannes Schraudolph
im J. MDCCCXXXXV begonnen
im J. MDCCCL vollendet wurden.

Maximilian II.
König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein etc.
liess die Schiffe ausschmücken,
mit Gemälden von Johannes Schraudolph,
mit Ornament von Joseph Schwarzmann,
vollendet im Jahre MDCCCLIII.

Der Grundgedanke, welcher den großen, frommen Künstler Schraudolph leitete (er ist zu Obersdorf im Allgäu am 13. Juni 1808 geboren), war:

„Die Offenbarung der Gnade Gottes zur Erlösung, Heiligung und Beseligung der Menschen, dargestellt in der Geschichte Maria's und der anderen Schutzheiligen des Domes."

Wie er seine Idee durchführte, würde man vergebens zu sagen versuchen; Kunst will vernommen, nicht beschrieben werden. Wir rufen daher den Freunden der Kunst zu: Kommet, sehet! Bewunderung wird euch erfüllen.

Die meisten Compositionen sind von Schraudolph selbst; auch die Cartons zu den vorzüglichsten Gemälden sind von seiner Hand gezeichnet; nur Einzelnes hat er durch die befähigtsten seiner Schüler entwerfen lassen. Die Ornamente sind die Arbeit Johann Schwarzmann's aus Prutz in Tyrol, desselben Künstlers, welchem die herrliche Decoration der schönsten Kirchen Münchens, des Pompejanums zu Aschaffenburg und anderer Prachtbauten Süddeutschlands übertragen war. Einer seiner Gehülfen war unser Landsmann Eckes von Neustadt.

Die Original-Farbenskizzen und Cartons sind in dem Heppenheimer'schen Saale zu Speyer aufgestellt. Sie haben für den Kunstfreund einen ganz außerordentlichen Werth, indem sie es möglich machen, den ganzen Bilderreichthum des Domes ganz in der Nähe in verjüngtem Maßstabe zu überschauen und den Ideen des genialen Künstlers bis in's Einzelne zu folgen.*)

*) Freunden der Kunst wird die Notiz von Interesse sein, daß diese herrlichen Schöpfungen Schraudolph's durch den Kupferstich vervielfältigt werden und beim Verleger dieses Werkes, A. H. Gottschick's Buch- und Kunsthandlung — G. Witter — in Neustadt a/H. erscheinen.

Kaum waren die Frescogemälde so herrlich vollendet, als eine neue Idee zur Reife kam: die westliche, gegen die Stadt gerichtete Seite des Domes, welche neueren Ursprungs mit dem großartigen Ganzen nicht harmonirte, durch einen neuen entsprechenden Bau zu ersetzen. Die niedere Vorhalle mit der Vorderfaçade sollte bis zur Höhe des Mittelschiffs hinaufgeführt, die Glockenkuppel über der First derselben errichtet und die fehlenden Thürme wieder erbaut werden.

Die Mittel dazu reichten, Allen voran mit seiner bekannten hochherzigen Municifenz König Ludwig, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und Herzog Adolph von Nassau. König Ludwig gab 22000 und neuerdings 8000 Gulden zur Herstellung der Thürme, der Herzog von Nassau 7200 Gulden zum Bau der mittleren Façade mit dem Radfenster. Wahrhaft kaiserlich aber war die Gabe, welche Se. k. k. Majestät Kaiser Franz Joseph spendete: 52000 Gulden, zunächst für Herstellung der Vorhalle bestimmt, welche mit den Statuen der acht im Dome ruhenden Kaiser geschmückt und von nun an die Kaiserhalle genannt werden soll. — Dazu kommen 6000 fl. aus der Stadtkasse von Speyer und die Summen, welche der auf einen Aufruf des Bischofs Herrn Dr. Weis und des k. Regierungspräsidenten Herrn v. Hohe gebildete Dombauverein in ganz Deutschland gesammelt hat.

Diese Mittel, so bedeutend sie auch sind, werden doch noch nicht hinreichen, den im Juni 1854 begonnenen Bau in diesem Jahr zum Abschluß zu bringen (1856).

Der Plan ist die Arbeit eines ausgezeichneten Architecten, des großherzoglichen Baudirectors Dr. Hübsch von Karlsruhe, und die Leitung ist dem ebenso geschickten, als thätigen und weise sparsamen Baupractikanten Friedrich Feederle übertragen.

Das Innere des Domes schmücken unter Anderem zwei Denkmale von seltener Schönheit, beide in dem Königschor, unter welchem die irdischen Hüllen der weiland größten Machthaber Europas ruhen. Das eine Denkmal, Adolph von Nassau, der bei Göllheim gefallen, ließ Herzog Wilhelm von Nassau im Jahre 1824 über der Gruft seines Ahnherrn errichten. Vier geflügelte Löwen von grauem Marmor tragen den mit passenden Inschriften gezierten Sarkophag von schwarzem Marmor. Auf dem Sarkophage ruht das von dem Künstler Ohnmacht in Straßburg meisterhaft in feinem weißen Sandstein gearbeitete



Stahlstich v. Carl Meyer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

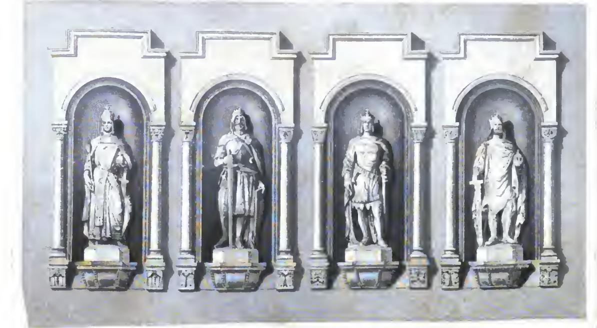
[illegible] ZU SPEIER.

[illegible] Buchhandlung [illegible] in Neustadt [illegible]



DENKMALE VON
RUDOLPH VON HABSBURG UND ADOLPH VON NASSAU
IM KAISERDOME ZU SPEYER
IN DER PFALZ


G.M. Kern sculp.
HEINRICH IV.
HEINRICH V.
PHILIPP.
DER NÖRDLICHEN HÄLFTE



RUDOLPH I. ADOLPH. ALBRECHT I. CONRAD II.

DIE KAISERSTATUEN IN DER KAISERHALLE IM DOM ZU SPEIER

GRUPPIRUNG DER SÜDLICHEN HÄLFTE

Bild des Kaisers in voller Rüstung, den mit Krone und Federn geschmückten Helm zu seinen Füßen, in knieender Stellung, mit emporgehaltenen zum Gebete gefalteten Händen und das Gesicht dem Hochaltare zugewendet. Das andere Denkmal ließ König Ludwig durch den Bildhauer Schwanthaler zum Andenken Rudolphs von Habsburg verfertigen. Der Kaiser, eine edle Gestalt, thront auf hohem granitenen Piedestal, mit den Reichsinsignien geschmückt. Hinter seinem Stuhle steht der Helm als Zeichen, daß der heldenmüthige Kaiser nach der Ueberwindung seiner Feinde ruhet, aber sich keinen Augenblick seiner kaiserlichen Würde entkleidet und stets bereit ist, den Störer des Friedens zu richten und zu strafen.

Die Kaiser und Kaiserinen, welche ihre Ruhestätte an dieser Stelle gefunden, sind: Conrad II., Heinrich III., IV., V., der von Otto von Wittelsbach ermordete Philipp von Schwaben, Rudolph von Habsurg, Adolph von Nassau, Albrecht von Oesterreich, Conrads II. Gemahlin Gisela, Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV., Beatrix, die Gemahlin Friedrichs des Rothbarts, und beider Tochter Agnes. Erhaben war die große Todtenfeier, welche der 1308 zum deutschen Kaiser gewählte Heinrich von Luxemburg 1309 im Dome anstellte. Die Leiche Albrechts von Oesterreich, welche seit seiner Ermordung in dem schweizerischen Kloster Wettingen beigesetzt war, wurde den Rhein herab nach Speyer geführt und zugleich die Leiche Adolphs von Nassau aus dem Kloster Rosenthal herbeigebracht, um unter feierlichem Todtenamte in die Kaisergruft hinabgesenkt zu werden. Zugegen waren der Kaiser und seine Gemahlin, die Wittwen der beiden Todten und Albrechts Tochter, die verwittwete Königin Agnes von Ungarn. Und so sah man hier das nie erlebte Schauspiel: drei Könige, den einen in des Lebens voller Kraft, die beiden andern auf der Bahre und vier Königinen, drei im Wittwenschleier trauernd und die vierte mit ahnungsvollem Herzen zum Himmel betend, daß er sie vor gleichem Leid bewahren möge. Friedlich schlummerten nun die Herrscher Jahrhunderte lang in ihrer Gruft, bis auch sie durch die Schergen Ludwigs XIV. in ihrer Ruhe gestört wurden. Was selbst der Sohn der Wildniß mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet — die Gräber der Todten — das wurde den Soldaten des allerchristlichsten Königs ein Gegenstand der Raubsucht. Am Tage nach dem Brande drangen sie in den Dom, um nach Beute zu suchen,

und da sie gehört hatten, die deutschen Kaiser seien hier mit vielen Schätzen begraben, so zerschlugen sie die marmornen Sarkophage und erbrachen das Grab Albrechts, dessen Gebeine sie umherstreuten. In ihrer Hoffnung auf verborgene Schätze sich getäuscht sehend und die weitere Mühe scheuend, ließen sie jedoch die übrigen Gräber unangetastet. Dasselbe empörende Schauspiel aber wiederholte sich in größerer Ausdehnung in der Revolution, wo die Gräber Rudolphs, Albrechts und Adolphs, in der Hoffnung, Beute zu finden, von den Franzosen geöffnet wurden.

In neuerer Zeit wurde diese zweimalige Entweihung der Gräber in Abrede gestellt. Namentlich ist es die deutsche Vierteljahrsschrift, welche behauptet, die Gräber seien nicht erbrochen, noch weniger sei die Asche der Kaiser, wie Johannes v. Müller berichte, in den Rhein gestreut worden. Eine Untersuchung, welche Kaiser Karl VI. 1739 anstellen ließ, habe ergeben, daß die marmornen Särge 1689 zwar zertrümmert, aber nur eine Gruft wirklich geöffnet worden sei. Auch 1794 hätten die Franzosen nach der Aussage noch Lebender sich nicht daran vergriffen.

Es steht ein Dom am Rheine
Hochragend in die Luft,
Da liegen unterm Steine
Die Kaiser in der Gruft.

Sie liegen da beisammen
In Frieden und in Ruh',
Der Kerzen helle Flammen
Die leuchten still dazu.

Doch wenn die Glocken tönen
Vom Thurm um Mitternacht,
Hört man im Grab es stöhnen,
Die Kaiser sind erwacht.

Und stille niedersteigen
Die Helden aus dem Dom,
Sie geh'n in trübem Schweigen
Zum alten deutschen Strom.

Ein Fährmann steht am Rheine,
Der nimmt die Geister auf.
Fort geht's im Mondenscheine
In's Reich mit raschem Lauf.

Doch, wenn herum die Stunde,
Da kehren sie zum Strand,
Da tönt's von ihrem Munde:
Du unglückselig Land!!

Du arme Muttererde
Vom deutschen Blut so roth,
In deiner Kinder Heerde
Schlagt eins das andre todt.

Wir haben's mit verschuldet,
Weil wir zu unsrer Zeit
In eigner Brust geduldet
Den Keim zum Bruderstreit,

Bis in die schwarze Truhe
Man uns hinabgesenkt.
Drum ward uns keine Ruhe
In unserm Grab geschenkt.

Erst wenn die Zeit gekommen,
Wo Einigkeit im Land,
Dann wird die Ruh' uns frommen,
„Fährmann, stoß' ab vom Strand!"

An den Dom angebaut sind zwei Kapellen, die eine auf der Nordseite, der h. Afra geweiht, ursprünglich von Heinrich IV. erbaut und später die Ruhestätte der Leiche dieses im Kirchenbann gestorbenen Fürsten, so lange seine feierliche kirchliche Beerdigung versagt war; die andere auf der Südseite, St. Emeran's oder St. Martin's Kapelle genannt. Jene ist gegenwärtig wieder dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben; in dieser befindet sich der Taufstein.

Nahe dabei war 1509 der sogenannte Oelberg, eine Art Kapelle von durchbrochener Arbeit, mit einem Kostenaufwande von 3000 Gulden erbaut worden, der, wenn in der dichterischen Beschreibung desselben von dem Jesuiten Armbruster nicht Manches auf Rechnung der poetischen Exaggeration zu setzen ist, ein Wunder an Pracht und Kunst gewesen sein muß. Das Ganze sollte den Garten Getsemane vorstellen und war deßhalb mit einem künstlich in Stein ausgehauenen Zaun umgeben. In dem Innern erhob sich aus unregelmäßig über einander gelegten Felsstücken der Oelberg, auf dessen Gipfel Jesus im Gebete kniete. Am Abhange des Berges lagen die drei schlafenden Jünger. Auf dem Pfade, welcher hinaufführte, sah man Judas an der Spitze der Kriegsknechte sich vorsichtig nahen, um seinen Verrath an dem Herrn zu vollführen. Leider wurde bei dem Stadtbrande von 1689 auch dieses Kunstwerk zerstört, das aber auch jetzt noch in seinen wenigen Ueberresten auf seine vormalige Pracht schließen läßt.

Um den Dom her befindet sich jetzt eine geschmackvolle englische Anlage, in welcher sich auf der Stadtmauer das sogenannte Heidenthürmchen erhebt, das eine angenehme Aussicht auf den Rhein und das jenseitige Ufer darbietet. Manche wollen dieses Thürmchen für ein Werk der Römer halten; sein Ruhen aber auf der gewiß jüngeren Stadtmauer weist ihm einen späteren Ursprung an. Ein sonderbares Denkmal der früheren Gebräuche finden wir ebenfalls in der Anlage aufgestellt, wir meinen den Napf, ein großes steinernes Gefäß, welches ehemals vor dem Dome stand und die Grenze des städtischen und bischöflichen Gebietes bezeichnete. Der neue Bischof wurde bei seinem Eintritte von den Bürgern bis zu diesem Napfe begleitet, wo ihn der Bürgermeister mit den Worten verließ: Gnädiger Herr, allhie geht unser Geleit aus. Hierauf ließ der Bischof ein Fuder Wein in den Napf gießen,

wovon Jeder auf des neuen Bischofs Gesundheit trinken konnte. Ueberdies diente der Napf als Asyl. Wer sich nach einem Verbrechen in ihn geflüchtet hatte, war vor Verfolgung sicher. — Für den Alterthumsfreund hat die Anlage noch ein anderes Interesse, da in derselben das Antiquarium errichtet ist, in welchem viele in der Pfalz aufgefundene Alterthümer aufbewahrt werden.

Die deutschen Kaiser verweilten gerne in Speyer und hielten hier viele Reichstage, unter denen wir seiner Wichtigkeit wegen bloß den von 1529 namhaft machen, wo am 19. April die lutherischen Reichsstände gegen den Beschluß der katholischen Fürsten, daß alles weitere Reformiren untersagt sein solle, eine kräftige Protestation einlegten, wodurch der Name Protestanten entstand. — Das Reichskammergericht, welches sich seit 1526 hier befand, wurde 1689 nach Wetzlar verlegt.

Von den vielen ehemals hier befindlichen Klöstern hat sich bloß das Kloster der Dominicanerinen erhalten, welches in der neuesten Zeit wiederhergestellt worden ist und als Klosterschule für die katholische Jugend weiblichen Geschlechts dient.

Beim weiteren Verfolge unserer Wanderung kommen wir nach Ludwigshafen, der schönen neuen Stadt an der Stelle der alten Rheinschanze. Ihr Name und ihre Lage bezeichnen ihre Bestimmung und den Monarchen, dessen Wort den Waffenplatz in einen Handelsplatz umgewandelt hat.

Vor der französischen Revolution gehörte die Rheinschanze zur Festung Mannheim, deren Brückenkopf sie war. Die Kriege der neunziger Jahre (1794 bis 1798) führten die gänzliche Schleifung der Werke herbei, an deren Stelle die Franzosen erst 1813 neue Verschanzungen aufführten. Doch vergebens! Es war zu spät; die französische Macht war so gebrochen; sie war außer Stande zu verhindern, daß die Russen unter General v. Sacken in der Neujahrsnacht 1814 hier den Rhein überschritten, den lange gefürchteten Gegner bis in seine Hauptstadt zu verfolgen.

Bis 1843 blieb die Rheinschanze ein militärischer Punkt, jedoch stets schwach besetzt. In diesem Jahre kaufte die königl. Regierung alle Lager- und Hafengebäude nebst der angrenzenden Bodenfläche an, um die für Förderung eines großartigen Handelsplatzes erforderlichen Anlagen und Bauten ausführen zu können. Kaum waren einige Jahre verflossen, als palastähnliche

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anst. in Nürnberg

RHEIN PFALZ.

Gebäude die früher öde Fläche bedeckten, und das regste Geschäftsleben sich entfaltete. Besonders glückliche Geschäfte macht unter ihrer jetzigen Leitung die pfälzische Dampfschleppschifffahrts-Gesellschaft, als deren Schöpfer der zu frühe verstorbene Regierungspräsident Fürst Eugen von Wrede zu betrachten ist.

So ist Ludwigshafen rasch ein Handelsplatz geworden, der sich sicher noch schneller heben und aufblühen würde, wenn die königl. Regierung anfänglich ihre Terrainankäufe noch weiter ausgedehnt hätte und dadurch nun in den Stand gesetzt wäre, die Ansiedelung durch Abgabe billiger Hausplätze zu erleichtern.

Von Ludwigshafen aus ist die nächste Eisenbahnstation das Städtchen Oggersheim, wo soeben eine sehr große Fabrik im Entstehen ist. Sie ist das Werk einer Actiengesellschaft, an deren Spitze außer einigen Bankhäusern die Herren v. Denis und Finanzrath Manz stehen, und heißt die Ludwigshafener Sammetfabrik. Vor einem Jahre, den 18. Juli 1855, wurde der Bau begonnen, und schon ist er so weit vorangeschritten, daß bald die Maschinen aufgestellt werden können. Zum Hauptgebäude mit der Fronte gegen den Bahnhof, welches an Größe und Höhe die übrigen weit übertreffen und mit seinem Schornstein alle Kirchthürme ringsum weit überragen wird, wurde am 17. Juli 1856 von Sr. Majestät dem Könige Ludwig, der eben mit seiner kaiserlichen Schwester, der verwittweten Kaiserin Karoline Auguste von Oesterreich, und seinen Töchtern Mathilde, Großherzogin von Hessen-Darmstadt, und Prinzessin Alexandra auf seiner herrlichen Villa Ludwigshöhe die schönen Sommermonate verlebt, in feierlicher Weise der Eckstein gelegt. Se. Majestät legte selbst die Urkunde sammt den übrigen zur Einsenkung bestimmten Gegenständen, darunter eine Flasche 1852er, in den Stein und that dann, so wie auch Ihre königliche Hoheit Mathilde, die ihren königlichen Vater hierher begleitet hatte, die drei üblichen Hammerschläge.

Wo jetzt die Fabrikgebäude sich erheben, war ehedem der Garten des Sommerschlosses der Kurfürstin Elisabeth, von welchem die französische Revolution außer dem Orangeriegebäude nichts übrig gelassen hat.

Oggersheim ist jedem gebildeten Deutschen auch deßhalb wichtig, weil Schiller nach seiner Flucht von Stuttgart hier ein längeres, ruhiges Versteck gefunden hat. In welchem Hause er aber gewohnt habe, darüber herrscht Zweifel. Wenigstens

behaupten Manche, er habe in einem Gasthofe und nicht in dem Hause gewohnt, welches bisher allgemein für sein Asyl gegolten hat.

Oggersheim, das sich demnach des Besitzes eines der „Schillerhäuser" erfreut, wird sich's übrigens angelegen sein lassen, die wahre Stelle zu finden und sie recht bald, wenigstens beim 100jährigen Geburtsfeste des großen Dichters (1859), mit einer Gedenktafel zu bezeichnen. —

Ein weiteres geschichtliches Interesse knüpft sich an dieses Städtchen, weil sich hier im dreißigjährigen Kriege der Vorfall mit dem Kuhhirten Hans Warsch ereignete, welcher, da er bei der Flucht aller andern Bürger wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau allein zurückgeblieben war, mit dem spanischen Generale Cordova, welcher diesen Umstand nicht kannte, wegen Oeffnung der Thore eine für das Städtchen vortheilhafte Capitulation abschloß. Der General ließ, als die Sache sich aufklärte, die Capitulation gelten und hob noch obendrein das neugeborne Kind des Hirten aus der Taufe. Außerdem aber ist die schöne Kirche und die darin befindliche Kapelle, welche nach dem Muster der zu Loretto gebaut ist, sehenswerth, und es verlohnt sich darum schon ein kurzer Aufenthalt.

Die Geschichte des klugen Kuhhirten hat Schandein zum Gegenstande eines Gedichtes in westricher Mundart gemacht, welches hier eine Stelle finden mag.

Der Hert vun Oggerschem.

Ehr han vun sellem Krieg gehört,
Wo dreißig Jor gedauert?
Do word die Palz ball umgekehrt,
Die hot sich schier vertrauert.
Dann wo e' Werrwerr als entsteht
Durch allerhand Hallunke,
Do blecht die Palz, wie's immer geht,
Un hot die Brih se dunke.

Vun all de Feind der allerböscht
Das ware die Spanjole:
Die han gehaust, daß Gott sie tröscht,
Der Deuxel soll se hole!
Wul kame viel so Völker vor,
Ah Ratze un Kossacke,
Die Deuwel doch, 's Spanjolekor,
Die han die Schwerehacke!

Bin grad wie Raüwer rei'gefall
Mit Morde, Senge, Brenne;
Vor Oggerschem werd a'gehall —
Han weirer nimi könne.
De' Börjer dort werd's angst un bang,
Is 's Dor ah fescht verrammelt;
Han hämlich ebbes a'gefang,
Als dick der Feind sich sammelt.

Nor ener is, der weist sei' Zäh',
Der hot ah rechte große;
Der denkt debei: „Was witt de meh'?
Als dabber hi' un froh se!"
Un dabber stellt er sich uf's Dor
Un dur e' Winnel schwenke
Un ruft zum Feind: „He, do mol vor,
Ich gebb was se bedenke!

Na' — saht er — woll'ner orndlich sei'
Un schitze uns un scherme?
So loß ich euch e' Dehrche rei',
Ehr brauche net se sterme.
Doch duner's net, is mit euch aus,
Drum dun als was mei' Not is:
Ehr kriehn die Krach mit Mann un Maus,
Drum höre, eh's zu spot is!"

Der Owerscht saht: „'s geschieht ke' Hor,
Mach uf dann Dor un Dehre!" —
So ziehn se ei', wie kummt's en' vor?
Ke' Menscheseel se höre!
Der Winnelmann der saht dann do:
„Verzeih, mei' Allerbeschter,
Die Börger all bin fortgefloh,
Segar der Vorjemeschter!"

Der Owerscht froht: Du ie', warum? —
„Ei, kunnt ich — saht er — iafe?
Mei' Fra, das is in's Kinnbett kumm,
Un's Bu'che muß m'r dase!

Heß Hannes Warsch, bin hie der Hert,
Wie wollt ich do dann wann're?
Wann Euer Wort gehall ah werd,
So ruf ich glei die ann're!"

Der Owerscht iacht do was er kann:
„Du bischt e' rechter Lihner,
Sei du jetz Vorjemeschtersmann
Un der — Gemenediener!
Guck Hannes — saht er — 's war gescheit,
So bleib dei' ganzes Lewe;
Un hall dei' Kinndaf jo noch heut:
Dei' Bu'che will ich hewe!" —

Net wohr, ehr Leut, das Stick is schö'?
's is freilich so ke' Mass do;
Das sollt in alle Bicher steh',
Drum hock ich's ah in das do.
In Oggerschem es jeres kennt,
Ja jerer Schulbu kann es:
So lang m'r Oggerschem noch nennt,
So nennt m'r 's Warsche Hannes!

Innerhalb einer Stunde erreichen wir von hier aus Frankenthal, eine freundliche Stadt in einer weiten, höchst fruchtbaren Ebene. Ihre Entstehung verdankt die Stadt einem Mönchs- und einem Nonnenkloster, welche nach ihrer Aufhebung Kurfürst Friedrich III. 1562 sechzig protestantischen Familien aus den Niederlanden, welche von den Spaniern vertrieben worden waren, überließ. Die Colonie vermehrte sich durch neue Ankömmlinge nach und nach, und in wenigen Jahren erhob sich hier ein blühendes Dorf, welches Herzog Johann Casimir mit Mauer und Graben versah und mit Stadtrechten begabte. Kurfürst Friedrich IV. gestaltete die junge Stadt in eine vorzügliche Festung um, die aber im Reunionskriege mit der Stadt von den Franzosen von Grund aus zerstört wurde. Seine glänzendste Periode hatte Frankenthal unter Carl Theodor, welcher Alles aufbot, den gesunkenen Wohlstand der sich langsam wieder erholenden Stadt wiederherzustellen. Unter seinem Schutze entstanden Fabriken und Manufacturen, unter denen sich vornehmlich die Porcellanfabrik einen so ausgebreiteten Ruf erwarb, daß sogar der türkische Sultan eine Tafelservice darin bestellte. Zur Beförderung der Industrie und des Handels legte Carl Theodor den noch jetzt benutzten Canal nach dem Rheine an.

An diesem Canale steht, im Frankenthaler Hafen, die Inschrift (die 2 ersten Worte sind unleserlich):

— Fremdling, wer du dießes ließest, wisse
Karl Theodor
Ein Vatter und Kurfürst der Pfalz und Baierlandes
Vollendete dießes Werk 1781.

Auch die Namen des damaligen Staats- und Confer.-Ministers, Freiherrn von Oberndorff, der Geheimen Räthe Fontanesi und Maubuisson und der Hofkammerräthe Dyckerhoff, „Vatter und Sohn", enthält die Inschrift.

Alle diese Schöpfungen fanden ihren frühen Untergang in der Revolution, und selbst bis jetzt hat Frankenthal, obgleich es der Sitz der Bezirksbehörden ist und wieder mehrere blühende Fabriken zählt, die Höhe nicht wieder erreichen können, von welcher es durch die Zeitverhältnisse herabgestürzt wurde.

Unter den öffentlichen Anstalten daselbst nennen wir vorzugsweise das Armenhaus, mit welchem seit 1821 eine Irrenanstalt und seit 1825 ein Institut zur Ausbildung von Taubstummen verbunden ist, welche unter ihrem ausgezeichneten Lehrer Violet im Lesen und Schreiben, in der Zeichen- und sogar in der Lautsprache bewundernswürdige, fast unglaubliche Fortschritte machen.

Die Stadt macht durch ihre hellen und breiten Straßen und ihre schönen Gebäude einen angenehmen Eindruck und läßt nur bedauern, daß nicht eine größere Lebhaftigkeit in ihr herrscht. Besondere Erwähnung verdient der reizende, von Bäumen beschattete Spaziergang, welcher sich rings um die Stadt herzieht und ihr ein heiteres, einladendes Aussehen verleiht.

Wir sind am Ziele und scheiden hier von dem Leser mit der freundlichen Einladung, selbst zu kommen und das zu schauen, wovon wir ihm durch das geschriebene Wort nur ein schwaches Abbild zu geben vermochten. Sollten Manche durch unsere Schilderung angeregt werden, den Wanderstab zu ergreifen und die schöne Pfalz zu durchwandern, um mit allen ihren Schönheiten sich durch eigenes Anschauen vertraut zu machen und die Wahrheit des von uns Gesagten zu erkennen, so wäre unser Zweck erreicht, und der Verfasser glaubte, kein unnützes Werk gethan zu haben.

